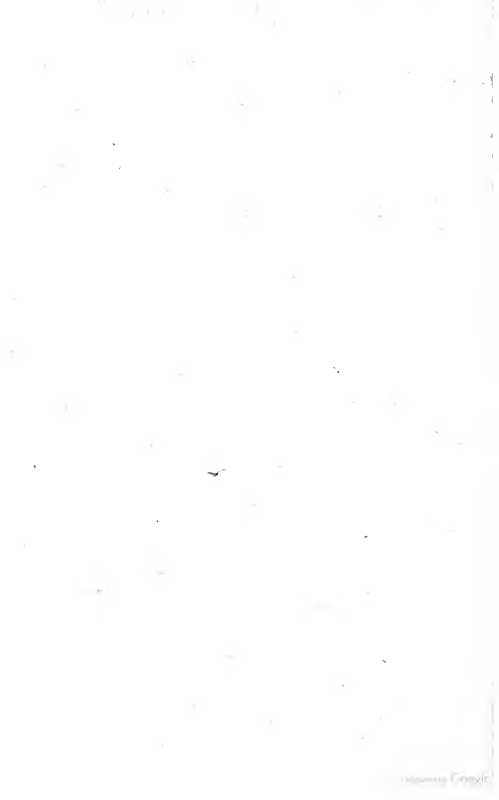
Gespräche und Monologe

Adolf Wilbrandt


COLUMBIA



Gespräche und Monologe.

Sammlung

vermischter Schriften

von

Adolf Wilbrandt.



Stuttgart 1889.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Dem Andenken

des

Fürsten Rudolf Liechtenstein

gewidmet.

Vorwort.

Was sich dem Leser hier zum „Buch“ gesammelt vorstellt — eine bunte Mischung: Politisches, Persönliches, Aesthetisches, Biographisches, Beschauliches — ist früher einzeln, zumeist in Zeitschriften oder litterarischen Unternehmungen erschienen. Der Titel, unter dem ich es hier vereinige, soll nur auf die Doppelnatur dieser „vermischten Schriften“ und auf die Vorliebe hindeuten, mit der ich mich der Form des Gesprächs bedient habe. Was wir den Menschen mitzuteilen wünschen, werden wir in der Regel unmittelbar an die wirkliche oder gedachte Menge richten, nachdem wir es in monologischer Einsamkeit aus uns hervorgebracht haben; ein gewisser künstlerischer Trieb wird zuweilen gern das Kleid des Dialogs darüberwerfen, unter dessen durchscheinendem Gewebe der Gedanke sich etwa reizvoller bewegen und verraten mag.

Ein gemeinsamer Charakterzug verbindet diese „bunte Gesellschaft“: der, daß sie alle, sozusagen, persönliche Bekenntnisse sind. Darum habe ich denn auch die politische Flugschrift „Für Schleswig-Holstein“ nicht ausgeschlossen, obwohl sie sich in volkstümlicher Form „an den Bürger und

Bauer" wendet; aus welchem innersten Antrieb sie in leidenschaftlich patriotischer Zeit hervorging, wird der anteilnehmende unter meinen Lesern in den autobiographischen Gesprächen finden. Als ein „persönliches Bekenntnis" wolle man auch die Verdeutschung von Platos „Verteidigungsrede des Sokrates" gelten lassen; dieses Wunderwerk menschlicher Geistesgröße und Beredsamkeit sollte jeder kennen — und wie wenige kennen es? Vielleicht aber kennen es so wenige, weil den früheren Uebersetzungen ein gewisses Element unmittelbarer Kraft und Wirkung fehlte, das ich, „von der Liebe begeistert", der meinen zu geben versucht habe.

Dieses Buch sollte dem Fürsten Rudolf Liechtenstein, mit dem mich herzliche Freundschaft verband, zugeeignet sein. Die Veröffentlichung ward von mir hinausgezögert; er starb, lange vor seiner Zeit, uns die schmerzliche Trauer und das Bild einer unendlich liebenswerten, edel freigesinnten, alle Rätsel des Lebens und der Kunst behorchenden, genial zu nennenden Persönlichkeit zurücklassend. Hab' ich das Buch nicht mehr in seine Hände legen können, so sei es denn seinem Andenken in treuer Liebe gewidmet.

A. W.

Inhalt.

Seite

Ein Gespräch, das fast zur Biographie wird.

(1875.)

(Zuerst gedruckt in „Die Gegenwart“, 1875.)

Und warum sträubst du dich eigentlich, deinen Lebenslauf für die „Gegenwart" zu beschreiben? —

Wir standen in meinem Zimmer am Fenster und sahen über die Stadt hinweg auf die Wiener Waldberge. Nach dieser Frage blickte ich meinem Freund ins Gesicht, antwortete aber nichts.

Ich glaube, so blieb es eine Weile. Endlich ging er durchs Zimmer, und aus der Entfernung, vom Winkel her wiederholte er: Und warum sträubst du dich eigentlich, deinen Lebenslauf für die „Gegenwart" zu beschreiben?

Ich (am Fenster). Mir deucht, ich hätte dir das schon einmal gesagt.

Er. Ja, im Frühling. Ich fand dich damals thöricht, lieber Freund.

Ich. So wirst du mich jetzt, im Herbst, nicht viel weiser finden.

Er. Aber dich widerlegen.

Ich. Ich glaube nicht. Was willst du? (Ich ging auf ihn zu, warf mich in einen Lehnstuhl und fuhr fort:) Mein Lebenslauf, das soll doch wohl heißen: meine Entwickelung. Was soll ich der Welt davon sagen? Jetzt? so früh? Lieber Freund, — du weißt mehr von mir als die andern; ich mehr als du. Ungedrucktes; Ungeschriebenes. Stumme Entwürfe, unsichtbare Ziele. Was der „freundliche Leser" von mir kennt, ist, wie ich denke, wie ich mir einbilde, nur der halbe Weg; nur der geringere Teil. Soll ich ihm sagen,

was ich zu werden hoffe? Sinnloser Gedanke. Soll ich ihm sagen, was ich geworden bin? Ich bin noch nicht geworden. Kurz, ich bin noch zu jung. Gegen diesen Zustand gibt es nur ein einziges, doch ein sicheres Mittel; laß mich davon Gebrauch machen — und jetzt laß mich gehn.

Er. Ich bitte dich, gib mir eine Cigarre.

Ich. Hier.

Er (zündete sie an, that stumm einige Züge; dann sagte er mit seinem stillen, bedächtigen Humor:) Nimm mir nicht übel, wenn ich dich einen Augenblick mit dieser Cigarre vergleiche. Ich glaube, sie ist gut; wie sie in der zweiten Hälfte sich bewähren wird, weiß ich freilich noch nicht. Wolltest du mir deshalb nicht sagen, was du bis jetzt von ihr weißt? Daß sie diese Firma, diesen Namen hat? Daß ihr Tabak da und da gebaut, da und da bearbeitet, so und so gekauft ist? Muß ich warten, bis ich ihr die letzte Entwickelungsasche weggeblasen habe? Wenn ich, das Publikum dieser Cigarre, jetzt zu wissen wünsche,

„Wer, wes Volkes sie ist, und wo von welchen geboren?
Und in welcherlei Schiff sie kam" —

Ich. Ein wunderbares Gleichnis! — — Gut. Ich werde also den Lesern der „Gegenwart" sagen: „ich bin Protestant; am 24. August 1837 kam ich in der mecklenburgischen Seestadt Rostock zur Welt; mein Vater war Professor der Aesthetik und Litteratur an der Universität, meine Mutter hat ihm außer mir noch fünf Söhne und drei Töchter geboren; in Rostock bin ich aufgewachsen, in Berlin und München hab' ich meine akademischen Studien vollendet, in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich ein Stück Welt gesehen; aus Pietät ward ich Jurist, aus Neigung Historiker, aus Patriotismus Journalist, aus Naturtrieb Poet; und nun sitze ich hier in Wien, mit Weib und Kind, und suche

das zu werden, was in mir ist." — Nun? Was fehlt dieser Antwort auf deine Frage? Nichts. Was sagt sie dir? Nichts. Soll ich sie einschicken? Gut; ich will es thun.

Er. Warte noch ein wenig. Das wäre freilich nicht viel! — Du weißt, ich hasse die Selbstbespiegelung, die Selbstbegackelung ungefähr wie du; aber dem Publikum, dem du ein Buch nach dem andern schreibst, auch von deiner inneren Geschichte ein wenig Rechenschaft zu geben, scheint mir weder unwürdig, noch so gar verfrüht. Lieber Freund, du „wirst" nun doch schon seit achtunddreißig Jahren —

(Er sagte es nicht ohne Bosheit, dieses „seit achtunddreißig Jahren"; er lächelte, ich sah es.)

Ich. Nun ja! Da ist noch eins. Gesetzt, einem Teil der Leser wäre mit meiner „inneren Geschichte" gedient; gesetzt, ich hätte die Gabe, sie zu erzählen: könnt' ich sie erzählen? Ist nicht alles Innerlichste, Wichtigste, Beste unseres Lebens Geheimnis für die Welt? Wie Tau und Sonnenschein fallen stille Schicksale, zarte Neigungen, tiefe Leidenschaften in unsere wachsende Seele; nähren, formen, entfalten sie; führen sie hierhin und dorthin. Könnt' ich davon reden? Was am tiefsten wirkte, flieht auch ins Tiefste, will nicht an den Tag. Wie vieles verschweig' ich auch dir! Vielleicht schon darum, weil's unaussprechlich ist. Und selbst die Eltern! Ursprung und Erziehung! — Unermeßbar ist's, was ich meinem Vater verdanke; seinem gefüllten Geist, seinem feurigen Temperament, seiner reinen, glückseligen Idealität, seiner Blutsverwandtschaft zu allem, was groß und was menschlich ist; — und doch, indem ich ihn von Herzen preisen möchte — er selber hört es nicht mehr —, so sagt mir ein Gefühl: wenn du ihn rühmst, rühmst du nicht ein wenig dich selbst? Bist du nicht Blut von seinem Blut? — Er hatte eine Frau, die dazu geschaffen war, ihm

gesunde, glückliche Kinder aufziehen zu helfen, ihnen denselben Enthusiasmus des Herzens einzuflößen, der sie beide beseelte; Liebe und Eintracht aller ihrer Kinder danken ihr noch heute dafür, hoffen noch lange in dem Sonnenschein ihrer Liebe zu leben; — nun, du kennst sie, Freund; — soll ich den Menschen schildern, wie glücklich diese Frau mein junges Leben gemacht hat? Es würde mir nicht aufs Papier wollen; sie und ich, wir sind zu nahe verwandt. Lieber Freund! Ziehe dies alles ab, das sich ganz oder halb verschweigt; was bleibt noch übrig? Einige Bilder von Stadt, Land und Meer, die sich mir eingeprägt, einige Wissenschaften, die mir lebendig geworden, einige Menschen, die auf mich gewirkt, — und einige Bücher, die ich geschrieben und gedruckt habe, und die zu lesen jedermann erlaubt ist.

Er. Hm! Allerdings! (Er hatte wieder sein verwünschtes Lächeln.) Man sagt sogar, daß einige von dieser Erlaubnis Gebrauch machen! — — Also genug davon. Geben wir's auf. Keine Biographie. (Er qualmte stark; obwohl er weiß, daß ich ihm dies als ein Symptom niedriger Gesinnung vorwerfe.) Uebrigens, merkwürdig ist's, wie wenig ich selbst von dir weiß; von deinem Lebenslauf, mein' ich. Hast du früh zu „dichten“ angefangen, oder nicht?

Ich. Warum fragst du das?

Er. Nun, weil's mich interessiert. Zwar — 's liegt wenig daran.

Ich. Das mein' ich auch. Die Logik des Lebens ist oft wunderbar! Ich war fünfunddreißig Jahre alt, als mein erstes Trauerspiel über die Bretter ging; und doch hab' ich schon mit zwölf Jahren Trauerspiele geschrieben. Sechsunddreißig war ich alt, als ich „Gedichte“ herausgab; und doch gibt es noch ein kleines Heft mit sinnverwirrenden Zeichnungen und streckversigen Gedichten, die ich als Sechsjähriger

meinem Vater zum Geburtstag bescherte. Meine ganze Knabenzeit hindurch fand ich es so selbstverständlich, daß ich dichte und zum Dichter mich ausbilde, wie etwa ein Kronprinz sich auf den Regenten vorbereitet. Und wie lange Jahre legten sich dann zwischen mich und diesen Beruf! — Mit Puppen Theater spielen, Menschen spielen sehen, war mir die höchste Wirklichkeit des Lebens. Beim Anblick einer jugendlichen Schauspielerin erzitterte mir allemal das Herz; sie waren mir höhere Wesen, für die diese Knabenbrust „Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn" fühlte —

Er (schon wieder lächelnd). Nun, dieser Instinkt hat sich ja wohl bewährt. Fräulein Auguste Baudius ward ja wohl deine Frau.

Ich. Es ist nicht zu leugnen.

Er. Und was das andere betrifft — — Warum ward der sechsjährige Hauspoet dann so spät ein Dichter für die Welt?

Ich. Warum fragst du das?

Er. Nun, weil's mich interessiert.

Ich. Mein Lieber, du siehst so aus, als wolltest du mir die Seele aus dem Leibe fragen. Willst du dieses unser Gespräch etwa drucken lassen?

Er. Ich? Welch ein Gedanke! Welch ein Argwohn! Ich frage nur so.

Ich. Warum ich dann so spät —?

Er. Ja.

Ich. Lieber Freund, wer kann da sagen: „ich weiß es!" — Vielleicht, weil mein Bildungsgang mir (wie so vielen) das naive, traumhafte Verhältnis zur Wirklichkeit nahm, das den Künstler bei und in sich selber erhält; vielleicht, weil ich ein Mecklenburger bin und wir langsam reifen; vielleicht, weil dieses übermächtige Verlangen in mir war, die Welt von vielen Seiten und auf vielen Wegen zu erfassen.

Als ich, zwischen achtzehn und neunzehn Jahren, zur Universität kam, war ich schon unterwegs, diese geistige Odyssee zu erleben. Ich studierte Sprachen und Litteraturen vom Morgen bis zur Nacht; ich warf mich, meinem Vater zuliebe, auf die Jurisprudenz; — wie sonderbar ist mir jetzt zu Mut, wenn ich mich erinnere, daß ich die „Institutionen des römischen Rechts" einst wörtlich auswendig gewußt habe! Ich brütete dann in Berlin über der Hegelschen Philosophie, ward „Aegyptolog" unter Lepsius, und, als Friedrich Eggers' Freund, in Franz Kuglers Haus Jünger der Kunstgeschichte. Ich trat in München in Sybels historisches Seminar, und gewann mir — lache nicht, daß ich dir das sage — gewann mir mit einer Schrift über „Gottfried Hagens Reimchronik" den Preis; ich habe unter Friedrich Eggers' Schild und Namen die Redaktion des „Deutschen Kunstblatts" geführt; ich, der Fant! kaum einundzwanzig alt. Dann farcierten wir vollends das Gehirn mit buntscheckiger Wissenschaft und klebten ihm den Titel auf: „Doktor der Philosophie" —

Er. Ich weiß: als einer der Herren Examinatoren dich fragte, wie viel Verse Hans Sachs in seinem Leben gemacht habe; und du Ungeheuer hast es nicht gewußt.

Ich. Ich Ungeheuer hab' es nicht gewußt! — Dann kam die politische Zeit. Seit 1848, da ich als Elfjähriger die bluttriefenden Zeitungen verschlang und mich zum „blutroten Republikaner" bekannte, Kossuth und Kinkel und den Volkskrieg in thronunterwühlenden Gesängen verherrlichte, war ich, eines begeisterten Politikers Sohn, in Vaterlands- und Freiheitsgefühlen aufgewachsen; seit 1853, als der nichtswürdige „Berlin-Rostocker Hochverratsprozeß" uns den Vater in zweijährige Untersuchungshaft hinwegriß, bis man ihn endlich entlassen und „ab instantia absolvieren" mußte,

— seitdem hatte ich tiefer, bitterer gefühlt, was es heißt, ohne Freiheit und ohne Vaterland leben. Nun begann mit 1859 eine neue Zeit; die deutschen Hoffnungen sprangen wieder in den Sattel, ich verlor die Ruhe. Dem mecklenburgischen Soldatenrock war ich durch Freilosung entgangen; dem Dienst des Vaterlandes glaubte ich mich schuldig. Als die in München lebenden Patrioten — mit Gleichgesinnten draußen — die „Süddeutsche Zeitung" gründeten und zu meiner Ueberraschung mich, den Zweiundzwanzigjährigen, dazu warben, warf ich meine neuen poetischen Versuche beiseite und legte mir selber eine freiwillige zweijährige Dienstzeit auf; die Feder statt der Muskete. Damals schien es mir sehr viel nötiger und würdiger, meine Jugendkraft der Wiederaufrichtung Deutschlands zu opfern, als still für mich „zu singen und zu sagen"; ich fühlte mehr wie Heinrich Percy als wie „einer von den Vers-Balladen-Krämern", die er verachtet. Lieber Freund, um Goldeslohn haben wir's nicht gethan! Karl Brater, der Chefredakteur, rastlos thätig vom Morgen bis zur Nacht, nahm nur gerade so viel, um sich und die Seinen in wahrhaft spartanischer Einfachheit zu ernähren; ich selber, rastlos von Natur, hier zu einer Gründung aus den rohesten Anfängen gesellt, Uebersetzer, Korrektor, Kritiker, Theaterreferent, Feuilletonist, Leitartikler, politischer Redakteur, Ueberwacher der Druckerei, oft Chef und alles zugleich, — ich habe für neunhundert Gulden (süddeutscher Währung) „gedient". O Dienstzeit! O Dienstzeit! Dich vergeß ich nie. An dir ermeß ich noch heute meine Freiheit, mein Glück. Thätig war ich, wie nie zuvor, noch nachher; und wohl ist Thätigkeit Glück; aber zu dieser war ich nicht geschaffen. Je mehr mir alles gelang, je leichter ich mich von Sattel in Sattel warf, desto heftiger, nagender, unerträglicher ward in mir der Widerwille gegen diesen Be-

ruf. Andere mag alles an ihm erfreuen; bei edler Gesinnung des Unternehmens ist er eines tüchtigen Mannes wert; **mir** war dies ewige Einerlei des ewigen Wechsels, dies ruhelose Leben von und für den Tag zuletzt wie ein dauernder Selbstmord an Seele und Leib. Wie ich gelitten habe, kann ich dir nicht sagen! Ich hatte mich nicht rechtlich, aber moralisch auf zwei Jahre verpflichtet; das erste verrauschte, doch unermeßlich dehnte sich das zweite, schlich und schlich — — Verzeih! Ich merke, ich dehne mich selbst. Ich vertiefe mich. Es geht mir zuweilen so mit diesem „zweiten Jahr": denn seiner Arbeitslast und seiner Seelenpein hab' ich's mit zu danken, daß ich hernach auf lange Jahre mein goldenes Gut, meine Gesundheit, verlor.

Er. Vielleicht.

Ich. Gewiß.

Er. Haſſ' es darum nicht. Ist der Mensch nur dazu auf der Welt, **ein** Talent zu üben? oder glücklich zu sein? Wenn du in diesen politischen Dienstjahren viel gelernt, wenn du dich als Charakter geprüft hast —

Ich. Mein Guter, wem sagst du das? Ich hasse sie nicht. Aber machen wir ein Ende; wir erzählen uns ja meine ganze Biographie. Reden wir von deinem Vorhaben; gehen wir spazieren; oder was du willst.

Er (lächelnd). Oder was ich will! — Gut — — Gib mir noch eine Cigarre.

Ich. Hier. Und dann?

Er (rauchend). Ah! Eine andere Sorte! — Etwas feiner, wie mir scheint; und mehr abgelagert. Ich glaube, du gingst dann von München nach Berlin, und schriebst dein düsteres Buch über „Heinrich von Kleist".

Ich. Allerdings, so that ich; und auf diesem Umweg kam ich zu meiner Muse zurück — — Aber was willst du.

Wir wollten ja von etwas anderem sprechen. Lassen wir mich in Berlin, und sag' mir, auf wie lange du nach Aegypten willst, und warum?

Er. Weil ich mich in eine Tochter des Khedive verliebt habe — — Uebrigens wer sagte mir doch neulich auf der Straße, dein Roman „Geister und Menschen", den du nach dem Kleist-Buch geschrieben, sei dein bestes Werk?

Ich. Ein einfältiger Mensch! (Ich muß gestehen, ich ereiferte mich ein wenig.) Das ist eine Infamie! Dieser Roman ist so schlecht, wie man ihn wünschen kann; unerträglich „vielseitig", grausam, überladen, überreizt und zuletzt übergeschnappt; — ein wundervoll mißratenes Buch.

Er. Mit welchem Genuß du das sagst! — So hättest du ihn vielleicht gar nicht schreiben sollen.

Ich. Lieber Freund, wer hat ihn geschrieben? Ein mit Politik überfüllter Jüngling, der die vaterländische Schmach nicht mehr ertrug, der über das schleswig-holsteinische Elend Thränen der Wut geweint hat; — ich glaube, ihr Menschen von heute, ihr versteht das nicht mehr. Wer hat ihn geschrieben? Ein Mensch, der leider nicht wußte, daß auch der Gesundeste nur ein gemessenes Maß von Arbeit, Aufregung, Uebermut und Selbstmißhandlung erträgt, der so lange sich zu vergeuden fortfuhr, bis die heimlich wachsende, schleichende, saugende Nervenerkrankung sich zunächst im Geistigen, in diesem Roman entlud. Als ich seinen Schluß, den dritten Band, schrieb, war ich aus München, aus den Armen der Freundschaft, der Ruhe, des Glücks, nach Frankfurt am Main geflohen, um noch einmal „deutsche Pflicht, deutschen Dienst zu thun": Schleswig-Holsteins Befreiung schien zu tagen, man schrieb Januar 1864, der neue „Herzog" saß in Kiel, als Freiwillige gegen Dänemark zu kämpfen ward uns nicht vergönnt: so folgte ich Braters Ruf, um für den „Sechsund-

dreißiger Ausschuß" des Abgeordnetentages wenigstens mit der Feder zu wirken. Frankfurter Patrioten hatten uns ein Haus in der Großen Gallusgasse, das für den Abbruch bestimmt und menschenleer war, zur Verfügung gestellt; Brater wohnte mit seiner Frau im Vorder-, ich im Hinterhaus. In dieser langen Reihe öder Räume, nachts von Fledermäusen geweckt, durch die phantastische Unheimlichkeit des Ganzen in meinem überhitzten Nervenleben nur noch mehr verwildernd, schrieb ich heute eine volkstümliche Flugschrift „für Schleswig-Holstein" (die in weit über hunderttausend Exemplaren verbreitet ward), morgen am Roman, übermorgen früh an einer „autographischen Korrespondenz" für die patriotischen Zeitungen, übermorgen abend am Roman, und so fort und fort; bis ich nachts nicht mehr schlief, bis ich aus halbem Schlummer zu sinnverwirrenden Hallucinationen erwachte, bis mir vor der öden Stille, vor gestorbenen Freunden, vor mir selber graute, — bis ich vor Brater hintrat und ihm sagte: „Mein Roman ist zu Ende, und ich auch; gib mich wieder her, ich halt's nicht mehr aus".

Er (ging umher, qualmte wieder stark). Fledermäuse! Hallucinationen! — Jetzt gehe ich hin und lese deinen Roman.

Ich. So wird's dir an Aufregung nicht fehlen; aber dieser „anbetende Knabe" auf dem Ofen ist mein Zeuge: ich habe dich gewarnt! — — Werden wir jetzt gehn?

Er. Ja; wenn du willst. Und dann brach in Italien deine Nervenkrankheit aus und du wolltest dich umbringen.

Ich. Mich umbringen! — Nein! Das habe ich nie gewollt. (Ich mußte lächeln.) Nicht viele Menschen leben so gern wie ich. Im großen Stil für etwas Großes sterben — ah, das wäre; — im übrigen kann ich dir nicht sagen, wie sehr ich das Sein dem Nichtsein vorziehe, so genial unvollkommen es ist. Wenn mir in jenen Zeiten die Unfähigkeit,

zu schlafen, zu schreiben, zu lesen, irgend etwas zu thun, wenn das beklemmende Gefühl meines leidenden Nichts mir zuweilen wie eine Sturzwelle über dem Kopf zusammenschlug, so dachte ich wohl: davonzugehen steht dir ja frei; — doch mehr als ein flüchtiger Gedanke war es nie; gleich hinter ihm rührte sich der stille, flüsternde Glaube, mir sei noch bestimmt, zu schaffen und zu „werden". Und wenn du wüßtest, wie gut man mit mir umging; mit wie brüderlicher Freundschaft Paul Heyse, Hans Kugler, mit wie unsäglicher Güte und Geduld Kuglers Mutter mir genesen half! Nie, nicht am übermütigsten Tag des Glücks, will ich das vergessen. Dann aber, lieber Freund, — ich bin Mecklenburger; uns verläßt der Humor nicht. Der Sonnenschein des Spaßes folgt auf jede, auch die längste Nacht tragischer Gefühle. Damals begann ich auch, im Studium der Natur und ihrer Wissenschaften ein Glück zu finden, das ich in meiner ideologischen Jugend nicht gekannt hatte; das mich oft trunken machte, das mir nun, so lang' ich lebe und gedeihe, nicht wieder absterben kann. Du weißt, wie unermeßlich dieses Erntefeld des Glücks ist, und wie viel Neues alljährlich auf ihm wächst und uns wachsen macht! Ich will dir nur noch eines sagen, und dann laß uns gehen (und ich nahm meinen Stock): ich habe nach schmachvollem Elend die Wiederaufrichtung, die Glorie, die freiheitlich vernünftige Entwickelung des Deutschen Reiches erlebt; ich erlebe Darwin und Hunderte von begabten, thätigen Ergründern der Natur; täglich wird die Erde mehr des Menschen, nie war er eine so geniale Ameise wie jetzt; — es ist eine glückliche Zeit und ich bin ein glücklicher Mensch.

Er. Amen! (Er hatte wieder sein altes Lächeln.) Und dann haben wir ja wohl auch hier zu Hause noch drei Stationen des Glücks; das „Frauengemach", das Kinds-

zimmer und dieses dramen-erzeugende, bücher-gebärende Stehpult.

Ich. Nun bei Gott, du hast recht.

Er. Und daß du endlich die kleinen heiteren Schnurren aufgegeben hast und mehr und mehr im großen Stoff, im Stil, in der Tragödie lebst; was doch erst, sollt' ich meinen, wahres Glück ist.

Ich. Aufgegeben? Wer sagt dir das? Ich habe nie etwas aufgegeben oder angefangen; nicht mit Willkür, mein' ich, oder mit Berechnung; wie es mir kam, so hab' ich mich hingegeben: denn auch unser geistiges Schicksal machen wir nicht selbst. Schon als ich in Italien war — 1864 und 65 — hab' ich mein Gracchus-Trauerspiel, hab' ich „Arria und Messalina" konzipiert; erst 1870 und 1872 wurden sie geschrieben. Warum? Weil ich als lange und langsam Genesender, als „chronischer Rekonvalescent", diesen stärksten Kraftproben auswich; weil die wieder aufblühende Phantasie sich mit heilsamem Instinkt für das Leichtere, Heitere, Versöhnende erwärmte. Das erste war, daß ich wieder „schreiben" lernte: da hab' ich — eine alte Liebe — sophokleische und euripideische Tragödien für unsere Bühne bearbeitet; ein Unternehmen, das sich zumal für den „Oedipus" auf mancher Bühne bewährt hat — und das jetzt hier in Wien, in Donner und Mendelssohn hinein, mit so barbarischer Schuhflickerei mißbraucht ward. Dann übersetzte ich von Shakespeare „Coriolanus" und „Viel Lärmen um Nichts"; — dann kam mir endlich die Kraft, Novellen, Lustspiele, Schauspiele zu schreiben. Wie oft hab' ich's in diesen Zeiten gehört: „Das, das ist dein Feld! Lustspiele! Heiteres! Humor!" Ich habe gelächelt, oder nicht gelächelt, jedenfalls geschwiegen, und sah still auf mein Ziel, das die andern nicht sahen. Wer danach fragt, was die Menschen von ihm

begehren, hat sich schon verloren; oder es war nichts zu verlieren. Hast du einen Weg, so geh' ihn; willst du Freies und Gutes schaffen, so werde zuvor so frei und so gut, wie du kannst; soll Großes aus dir hervorgehen, so komme Großes in dich. Und dann lerne deine Kunst, und wisse, daß du nicht auslernst! — Das sind meine „Gebote"; nicht zehn, aber genug.

Er. Meinst du? — Mir fehlt noch eins.

Ich. Und das heißt?

Er. Das heißt: „habe Erfolg". Sonst werden alle die anderen miteinander dich nicht glücklich machen.

Ich. Erfolg! Welchen meinst du? Ich denke, es gibt ihrer zwei. Den des Tages und den der Zeit.

Er. Nun, da sollte man sagen, was jener dem reichen Mann sagte, um dessen Tochter er warb und der ihn fragte: „Wen wollen Sie heiraten: meine Tochter oder mein Geld?" Und der Jüngling antwortete aus vollem Herzen: „Beides, beides, Herr Altschwager!" — So sollte man **beides** begehren: den Erfolg des Tages und den Erfolg der Zeit.

Ich. O ja; doch begehren ist gut, warten können ist besser! — **Eines** kann ich am jüngsten Tag von mir sagen: Herr, ich habe nie eine Hand oder die Zunge gerührt, um „Erfolg zu haben"; ich habe keine Hand, keine Zunge, keine Feder je für mich angestiftet oder aufgemuntert; und der Erfolg des Tages war mir nichts gegen den der Zeit. Lieber Freund! Wir beide sind hier allein; laß mich dir sagen, wiewohl es sonderbar klingt: bei jeder Ablehnung eines meiner Stücke, bei jeder kritischen Anfeindung hatt' ich und hab' ich neben dem Mißgefühl auch einen geheimen Genuß. Ein Hindernis mehr, das zu besiegen ist; das ich besiegen werde; das mir dereinst den Wert des Sieges erhöht. Eilt es denn? Warum? Diese Dichtungen haben oft lange in mir gelebt, ehe ich sie schrieb; lange im Pult gelegen, ehe

ich sie ans Licht gab; so mögen sie denn auch noch lange im Lichte leben, ehe sie wirken. Oder kam eine tot zur Welt, — ich lebe ja noch, andere zu schaffen. Leben! Schaffen! Göttliche Worte; göttliches Gefühl. Poesie! Göttliche, beglückende, unbegreiflich beseligende Kunst! Ich bin — — Ich habe mich warm geredet; — und da stehst du und lächelst. Wer hat mich so weit gebracht? Du; du selbst; mit all diesem Fragen und Aufreizen —

Er. Und eben drum lächle ich. All dieses Fragen und Aufreizen war wohl nicht ganz umsonst und nicht ganz ohne Zweck —

Ich. Was meinst du —?

Er. Leb wohl, Poet. Adieu.

Ich. Wo willst du hin?

Er. Hinaus.

Ich. Wir wollten ja miteinander —

Er. Es geht nicht. Ich habe zu thun. Dieses ganze Gespräch hab' ich niederzuschreiben —

Ich. Was hast du —?

Er. Dieses ganze Gespräch hab' ich niederzuschreiben, eh' es in mir kalt wird, und dann einzupacken, so wie es ist, und an Paul Lindau zu schicken; ich hab' es ihm versprochen.

Ich. Unsinn! Erfindung —

Er. Erfindung oder nicht; ich werde es thun. Du kennst mein gutes Gedächtnis; ich kenne deinen Stil; ich werd' es in deinem Namen schreiben, und, soviel ich kann, mit deinen Worten. Gute Nacht, Poet! Du wolltest deine Biographie nicht für die Gegenwart schreiben; nun werde ich sie schreiben, und du wirst sie lesen.

Ich. Das wirst du nicht thun!

Er. Doch; das werde ich thun. Gib dir keine Mühe. Grüß mir Weib und Kind! Gute Nacht!

Für Schleswig-Holstein!

Wie den Schleswig-Holsteinern zu helfen ist, und was uns allen not thut.

An den deutschen Bürger und Bauer.

(1864.)

(Vom „Sechsunddreißiger-Ausschuß“ des deutschen Abgeordnetentages als volkstümliche Flugschrift herausgegeben im Februar 1864.)

Liebe Landsleute! Ihr habt alle von dem Lande Schleswig-Holstein gehört, von dem nun wieder die Zeitungen voll sind und auf allen Gassen geredet wird, ja ganz Europa kümmert sich um das kleine Land. Ihr hört auch nicht zum erstenmal davon, denn über das kleine Land hat man schon vordem große Augen gemacht, und der Streit um Schleswig-Holstein hat schon einmal viel Blut und Geld gekostet, und vielen Jammer dazu. Es sind damals auch viele Soldaten aus deutschen Ländern dabei gewesen, aus Bayern und Württemberg, aus Hannover und Hessen und wie sie alle heißen, und es ist mancher wackeren Eltern Kind nimmer heimgekommen; die aber lebendig nach Hause gekommen sind, die haben viel zu erzählen gewußt von den Schleswig-Holsteinern und den Dänen und von Not und Krieg.

Wie aber nicht jeder Baum auf den ersten Hieb fällt und nicht jede Saat gedeihen will, so hat es auch damals nicht gelingen wollen, und den tapferen Schleswig-Holsteinern ist es übel ergangen. Alle, die schon ein wenig älter sind, die haben davon gehört. Und die wissen auch wohl, wie die Höflinge und die Federfuchser darüber kamen, um die gute Sache zu verderben, und wie man die tapferen Leute, die sich gegen den Dänen ihrer Haut wehrten, ins Verderben gebracht hat; wie man von Preußen und Oesterreich her mit Uebermacht kam und ihnen ihre Kanonen und Gewehre und Säbel wegnahm und die Waffenröcke auszog

und sie alle nach Hause schickte, damit der Däne wieder auf ihnen herumtreten könnte.

Was ist's denn nun aber mit dem Dänen und mit diesem langen und elendigen Streit? Und warum wollen die Schleswig-Holsteiner nicht zufrieden und ruhig sein? Sind sie denn so ein unruhiges Volk oder ein armes und verkommenes, das nichts zu beißen hat und darüber auf trotzige und unzufriedene Gedanken fällt? Das mag mancher gefragt haben, der's nicht besser gewußt hat; freilich, wer es weiß, der lacht dazu. Denn die Leute, die in Schleswig-Holstein wohnen, sind nicht bloß ein gottesfürchtiges und verständiges Volk, sondern sie sind auch ein reiches Volk, und im ganzen großen Deutschland gibt's nicht leicht eine Gegend, die von Gott so gesegnet ist und so viel gesunde Menschen nähren kann, wie das schöne Land Schleswig-Holstein. Da findet man zwar keine hohen Berge, aber zwischen zwei Meeren liegt's in der Mitte, zwischen Nordsee und Ostsee, und hat die besten Seeleute weit und breit, und viele Schiffe mit prächtigen Häfen, und tiefe und breite Flüsse laufen durch das fruchtbare Land. Auch zieht sich zwar durch die Mitte ein paar Stunden breit ein Heiderücken hin, der wenig Frucht trägt, zum Teil ist er Weideland, zum Teil Sumpf und Sand; aber rechts davon, das heißt im Osten, bis zur Ostsee hin, kommt ein schöner und gesegneter Landstrich, mit herrlichen Buchenwäldern und bebauten Hügeln; und noch viel fruchtbarer sind die „Marschen" auf der anderen Seite an der Nordsee entlang. Das ist ein fetter, dunkler Boden, wie kein anderer: da wächst das schönste Korn und auf den Weiden grast das fette Vieh, das nach allen Nachbarländern verkauft wird für teures Geld, auch über das Meer nach England. Und weil die Deutschen so fleißige Arbeiter sind, und die Deutschen in

Schleswig-Holstein auch, so haben sie den Segen Gottes wohl zu benutzen gewußt, und der Bauer und Städter haben volle Taschen. Es ist aber auch schon gesagt, was für brave Seeleute sie sind; und dafür gelten sie in der ganzen Welt, so weit sie mit ihren Schiffen fahren. Denn da sie so lang und breit am Wasser liegen, so zieht sie's auf die See hinaus von Jugend auf, und sie wissen auf dem Meer so gut Bescheid, wie der Bauer auf seinem Acker und der Jäger im Wald. Und wenn einmal Deutschland eine Flotte hat, wozu es auch endlich Zeit wird, dann braucht es die Kinder von Schleswig-Holstein als deutsche Matrosen auf den deutschen Schiffen.

Die Schleswig-Holsteiner aber, da sie so viele schwere Zeiten gehabt haben und da ihnen der Däne, dem sie gehorchen müssen, das Leben sauer macht, darum haben sie auch gelernt, ihr Vaterland lieben und Geld und Gut und Blut dafür opfern, daß sie bei Deutschland bleiben, und wollen lieber deutsch verderben als dänisch sterben. Denn sie reden deutsch und sind deutsch, und nur da oben im Norden, wo es gegen Jütland hinaufgeht, haben sich die Dänen zwischen den Deutschen eingenistet. Und seit vierhundert Jahren ist es der Schleswig-Holsteiner verbrieftes und versiegeltes Recht, daß sie ewig sollen beisammen bleiben ungeteilt; daß sie ihr eigenes Recht haben und ihr eigenes Gesetz, und sollen keinem gehorchen als ihrem eigenen Herrn, dem Herzog von Schleswig-Holstein. Es ist aber in jenen alten Zeiten seltsam zugegangen, daß ihnen ihr angestammter Herzog starb ohne Leibeserben, und da sie nun einen neuen zu wählen hatten, war keiner da, der ihnen in allen Stücken gefallen wollte; da dachten sie zuletzt, der Stärkste müsse wohl auch der Beste sein, und ließen sich den König Christian von Dänemark als ihren Herzog gefallen.

Aber, wohlgemerkt: sie wollten nicht dänisch sein, sie wollten auch keinen König, sondern es sollte derselbe Mann, der in Kopenhagen auf dem Königsthrone saß, in Schleswig-Holstein die Herzogskrone tragen und das Land als ein guter Schleswig-Holsteiner regieren; und wie es in den alten Urkunden heißt, die darüber aufgesetzt sind und die seitdem alle dänischen Könige haben bestätigen müssen: die Schleswig-Holsteiner haben dem König Christian als ihrem Herrn gehuldigt, nicht aber als einem König zu Dänemark, sondern als ihrem Herrn der Lande Schleswig und Holstein. Und er soll einen jeden Einwohner dieser Lande, Ritterschaft und Städte, den Kaufmann und Wandersmann u. s. w., bei ihrem Rechte und Freiheit lassen und sie dabei beschirmen. Es soll auch niemand verpflichtet sein, dem König-Herzog zu folgen, zu dienen oder Hilfe zu leisten außerhalb dieser Lande; es soll ein jeder sein Recht suchen innerhalb des Landes, und alle Beamten sollen Einwohner dieser Lande sein; und Schleswig und Holstein sollen ewig zusammen bleiben ungeteilt.

So ist es beschworen worden vor 400 Jahren, im Jahre 1460 nach Christi Geburt; und wie bald sich auch gezeigt hat, daß es dem Dänen nicht Ernst war, die Deutschen ungeschoren zu lassen und ihnen ihr Recht und ihre Freiheit zu gönnen, so hat er's doch nie dahin gebracht, daß sie voneinander gelassen hätten oder wären gar dänisch geworden. Aber es mag wohl wahr sein, die wackern Schleswig-Holsteiner hätten besser gethan, sich nie und nimmer mit dem Dänenkönig einzulassen: so möchten sie jetzt freie Leute sein und ganz zu Deutschland gehören, und es könnt' ihnen kein dänischer Blutsauger auf dem Nacken sitzen. Denn da sie so ein reiches und gutes Volk sind und beinahe eine Million von Menschen, wenn man sie alle zusammenzählt, so hat sie

der Däne viel zu lieb, als daß er sie je wieder gutwillig aus den Händen gäbe, hat ihnen in die Tasche gegriffen wo er konnte, obgleich er nur ihr Herzog, nicht ihr König war, und hat sie übervorteilt und ausgenutzt, mehr als sich in so einem kleinen Büchlein sagen läßt. Und da nun endlich die Zeit gekommen ist, wo der dänische König kein Recht mehr hat, Herzog in Schleswig-Holstein zu heißen und das Land zu regieren, wo also der Deutsche und der Däne in Frieden auseinandergehen sollten und jeder sein Feld für sich haben, jetzt will der Däne festhalten, was ihm nicht mehr gehört, und müßt's auch durch Gewalt und Lug und Trug und durch ein himmelschreiendes Unrecht geschehen.

Warum hat denn aber der Dänenkönig kein Recht mehr, das Regiment in Schleswig-Holstein zu führen? Das ist leicht gesagt und jedes Kind kann sich's merken. Es gilt in allen deutschen Ländern das alte bekannte Recht, daß in unseren Fürstenhäusern nur der Mannesstamm zur Regierung kommen kann, also nur die Söhne des regierenden Herrn oder dessen Brüder und Brudersöhne, aber nicht die Weiber oder die Töchtersöhne. So war es auch in Schleswig-Holstein von alters her, und dieses alte Landesrecht hatten die dänischen Könige als Herzoge von Schleswig-Holstein allemal bestätigt und beschworen. In Dänemark aber ist es anders: dort gehen die näheren weiblichen Verwandten den entfernteren Mannsleuten vom Mannsstamm vor. Das hatte nun so lange nichts zu sagen, als im dänischen Königshaus noch Vorrat an Söhnen oder Brüdern oder Brudersöhnen da war: so lange konnten die dänischen Könige allemal auch Herzoge von Schleswig-Holstein sein; und es hätte immer so fort gehen können bis an den jüngsten Tag und die Schleswig-Holsteiner wären vom dänischen Regiment nie mehr losgekommen, wenn nicht der Hergott sich ins Mittel

gelegt und endlich angefangen hätte, den Dänenkönigen männliche Leibeserben zu versagen. Das geschah aber seit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Als im Jahre 1848 der König Friedrich VII. auf den dänischen Thron kam, war niemand mehr da außer ihm und seinem einzigen Oheim, und wenn auch diese beiden gestorben waren, dann mußten Dänemark und Schleswig-Holstein auseinandergehen und jedes Land für sich unter seinem eigenen Fürsten leben. Was dann die Dänen thun würden, das ging uns nichts an, sie mögen ihren König nehmen woher sie wollen: im Herzogtum Schleswig-Holstein aber gab es nur einen rechten Erben des Regiments, und das war der Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg mit seinen Söhnen.

Die Dänen wußten das auch so gut wie wir; aber es fiel ihnen nicht ein, sich's nach Recht und Gerechtigkeit gefallen zu lassen. Um das schöne deutsche Land nicht zu verlieren und wenigstens Schleswig sicher zu behalten, zwangen sie ihren König Friedrich durch offene Rebellion, Schleswig mit Gewalt von Holstein zu trennen und ganz in das dänische Reich hineinzustecken. Konnten sich die deutschen Herzogtümer das gefallen lassen? und konnte sich Deutschland das gefallen lassen? Die wackeren Schleswig-Holsteiner hatten zwar wenig Waffen und keine Kanonen, aber sie hatten ihr gutes Recht und sie wehrten sich so gut sie konnten. Das war der Krieg von 1848 bis 1850, von dem ihr alle gehört habt. Wie tapfer damals unsere Landsleute dreinschlugen, und wie ihnen der Deutsche Bund zu Hilfe kam, und wie doch durch den schändlichen Verrat von Preußen und Oesterreich alles verloren ging und die Schleswig-Holsteiner sich den Dänen unterwerfen mußten, das ist jedem bekannt und es ist eine harte Sache, davon zu reden.

Aber was haben die Dänen seitdem mit Schleswig und

Holstein gemacht? Sie haben es so gemacht wie Räuber, die etwa bei dem Leser einbrechen würden, und er könnte sich ihrer nicht erwehren, weil ihrer zu viele sind, und sie würden ihm den Mund verstopfen und sein Weib und seine Kinder mißhandeln und ihm wegnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist. Aber die Dänen haben es noch schlimmer gemacht: sie haben nicht bloß in Häusern geplündert, und die ehrlichen und wackeren Leute, so viele sie konnten, aus dem Lande gejagt mit Weib und Kind, und Geld und Waffen weggeschleppt, wie andere Räuber auch, sondern sie hatten sich's in den Kopf gesetzt, sie wollten alle Deutsche im Lande Schleswig zu Dänen machen, und was sie bisher mit List versucht hatten, das sollte nun mit Frevel und Gewalt geschehn. Und das ist das Schlimmste. Denn stellt euch vor, es kämen die Franzosen ins Land und setzten euch französische Pfarrer und Lehrer ein, von denen ihr doch kein Wort verstehen könntet, damit eure Kinder zu rechten Franzosen gemacht würden; und man finge an, eure Kinder, die nicht von der deutschen Sprache und dem deutschen Gottesdienste lassen wollten, mit Ruten zu peitschen; und alle Beamten und alle Richter würden aus Frankreich ins Land gebracht, das deutsche Geld abgeschafft, die deutschen Aerzte verjagt, eure deutschen Ortsnamen in ein fremdes Kauderwelsch umgetauft, und ihr wüßtet nun nicht mehr aus noch ein — was würdet ihr dazu sagen?

So aber haben es die Dänen mit den unglücklichen Schleswigern gemacht. Es ist darüber mancher vor Kummer und Elend gestorben, und es war wohl kein Wunder. Und so hat es fortgedauert bis auf diesen Tag. Die Schleswiger freilich sind ein tapferes und treues Volk: sie haben in aller Bedrängnis nicht von Deutschland gelassen, sie sind nicht dänisch geworden, werden's auch nimmer. Dazu sind sie zu

gut. Aber wie meint ihr, daß es in so einem Lande ausgesehen hat? Und wie diese wackeren Leute nach uns seufzen, ob ihnen Deutschland denn gar nicht helfen will? Und wie sie doch endlich wohl verzagen müßten, wenn wir Deutschen, die wir so viele Millionen sind und so rüstige Arme haben und Geld genug, wenn wir nun wieder die Hände in den Schoß legen wollten, oder wie der Pharisäer vorübergehen und zu den armen Menschen sagen: helft euch selber —?

So steht es nun aber nicht, denn die Deutschen sind nicht mehr so ein erbärmliches Volk; und es ist auch nie eine so gute Zeit gewesen wie jetzt, den Schleswig-Holsteinern zu helfen. Denn wie ihr alle gehört habt, ist am 15. November des vorigen Jahres der König Friedrich VII. von Dänemark plötzlich gestorben. Sein Oheim aber, der alte Prinz, der einzige Erbe von der Mannslinie, den die Dänen noch hatten, der war schon im Sommer in das Jenseits hinübergegangen. Und so war von Gott und Rechts wegen in derselben Stunde, in welcher der König Friedrich starb, das gute Schleswig-Holstein frei geworden. Von Gott und Rechts wegen, sag' ich: denn von Menschen wegen sollt' es an Händen und Füßen gebunden bleiben. Es hat nämlich damals ihr rechtmäßiger Herzog, der junge und stattliche Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, noch wie ein Privatmann auf seinem Schlosse zu Dolzig im preußischen Schlesien gesessen; und als ihm die Nachricht vom Tode des Königs Friedrich zugekommen ist, da erließ er zwar sofort eine Proklamation an die Einwohner von Schleswig-Holstein und verkündigte seinen Regierungsantritt und daß sie wieder nach dem freien Staatsgrundgesetz von 1849 leben sollten, das ihnen die Dänen weggenommen hatten. Und es that den Leuten in den Herzogtümern wohl, daß sie die Stimme ihres rechtmäßigen Fürsten hörten, und

alles verlangte nach ihm; aber was konnte er thun? War er nicht ein Herzog ohne Land, ohne Waffen und Geld? Und hatten nicht die Dänen ihre eiserne Faust auf sein Land gelegt? Es waren ihm aber nicht allein die Dänen im Wege, sondern auch noch ein Stück Papier, auf dem zwar nichts als eitel Unrecht geschrieben steht, das aber die großen Mächte miteinander aufgerichtet hatten; und ihr habt alle davon reden hören: es ist das Londoner Protokoll. Das hat man im Jahre 1852 aufgesetzt, als die Schleswig-Holsteiner längst wieder in Ketten und Banden lagen und in Europa alles ruhig war, so daß die Diplomaten und die Junker meinten, sie könnten die Völker nach Belieben mißhandeln, es werde kein Hahn danach krähen. So traten sie denn in London zusammen und bestimmten gegen alles Recht und alle Ordnung: der Prinz Christian von Glücksburg (der sich eingeschmeichelt hatte, weil er für die Dänen gegen die Deutschen gefochten) solle nach dem Ableben des Königs Friedrich VII. und seines Oheims König in Dänemark werden, und Schleswig-Holstein solle bei Dänemark bleiben.

Es ist eine Schande zu sagen, daß damals auch Oesterreich und Preußen, unsere deutschen Großmächte, mit dabei gewesen sind und haben dieses ungerechte Protokoll unterzeichnet. Warum sie's gethan haben? Weil in Oesterreich und in Preußen ein schändliches Regiment obenauf gekommen war, das keine freien Leute dulden wollte, und das Volk sollte nichts sein; und alles, was diese beiden Regierungen damals gethan und geschrieben und unterzeichnet haben, das hat ihnen der Haß gegen das Volk in die Feder diktiert. Darum wollten sie auch lieber ein ganzes deutsches Land an den Dänen verkaufen, als den Schleswig-Holsteinern die Freiheit gönnen. Und mit diesem Protokoll in der Hand sagen nun die Dänen: ihr Schleswiger und Holsteiner ge-

hört zu uns, hier steht's geschrieben! Ihr sollt unserem König Christian gehorchen, und dänisch sein, und euer Herzog und euer Protestieren soll euch nichts helfen!

Aber freilich, es wird nicht alles wahr, was geschrieben steht, und so ein ungerechtes Stück Papier kann man auch zerreißen, wenn man den Mut und Ehre im Leibe hat. Das haben sich die Deutschen gesagt, und sind aufgestanden überall, zwar noch friedfertig und gesetzmäßig, aber mit festem Herzen und in hellen Haufen, und haben sich gelobt, mit Gut und Blut zu Schleswig-Holstein zu stehen, weil, wer den Bruder verläßt, einst auch von Gott verlassen sein wird; und zu ihren Regierungen haben sie in ihren Kammern und Volksversammlungen und Vereinen geredet: thut eure Schuldigkeit, rettet die Schleswig-Holsteiner, helft ihrem Herzog Friedrich in sein Land! — Ihr wißt aber, daß wir in Deutschland viele Regierungen haben, große und kleine, und von verschiedener Art: einige sind gut, einige schlecht, einige wollen immerfort getrieben und ermuntert sein, dann kommen sie auch vom Fleck. Die guten Regierungen waren flink bei der Hand, den rechtmäßigen Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, und sprachen dafür, daß auch der Deutsche Bund ihn anerkenne und daß ihm geholfen werde; die schlechten beriefen sich auf das Londoner Protokoll und wollten weder vom alten Unrecht lassen, noch ein neues vermeiden; die saumseligen aber und die verzagten wußten nicht, was zu thun, und hätte man ihnen nicht ins Gewissen geredet und ihnen Mut eingeblasen, so wären sie wohl auch mit Sack und Pack zu den schlechten gegangen.

Und das konnte niemand verhindern, als das Volk allein. Denn mit dem Volk ist es ein eigenes Ding: jeder für sich allein ist wie ein Schilfrohr gegen den rauhen Wind, der von oben, das heißt aus den Residenzen und Schreibstuben

und Kasernen weht; aber wenn viele sich zusammenthun und einträchtig und unverzagt sind, so beginnt der Wind sanft und immer sanfter zu blasen; und stehen gar alle zusammen, das ganze Volk, Bürger und Bauer, dann rührt sich kein Lüftchen mehr, und dem Volk wird sein Recht. Das haben jene wackeren Männer bedacht, die in Bayern und Württemberg und Sachsen und Hannover und anderswo in dieser schweren Zeit aufgetreten sind und laut und kräftig ihre Meinung gesagt und Gelder gesammelt und ihre Regierungen bestürmt und beschworen haben, daß sie nicht vom Rechte lassen, sondern dem Herzog und seinem Lande helfen sollten. Und es hat auch geholfen. Denn es sind nicht alle Regierungen so verstockt, daß sie fort und fort am Unrecht festhalten, wenn das Volk es nicht will. Als sie gesehen haben, daß der Bürgersmann so treu und fest bei der guten Sache war und sein Geld dafür hingab und sich mit Adressen und Bittschriften an seinen Landesherrn wandte, auch die junge Mannschaft bereit war, für die Schleswig-Holsteiner ins Feld zu ziehen, wenn es sein müßte: da hat mancher von den Herren Ministern eingelenkt und es ist manche Regierung bekehrt worden oder hat sich tapferer als zuvor für das Recht erklärt. Und das können sich alle die zur Ehre anrechnen, die auch ihre Stimme erhoben oder ihr Scherflein gegeben haben, groß oder klein: denn aus vielen Tropfen wird ein großes Wasser, das wissen wir alle.

Es ist nun aber noch lange nicht genug mit dem, was geschehen ist: das wissen wir auch. Denn es hat zwar der Deutsche Bund einige Tausend Soldaten nach Holstein geschickt und hat die Dänen hinausgedrängt, wie es billig und recht war; auch haben die Holsteiner, sobald sie nur wieder freien Atem schöpfen konnten, ihren Herzog feierlich zum Landesherrn ausgerufen, worauf er selber zu ihnen gekommen

ist und sie ihm in allen ihren Städten und Flecken und Dörfern gehuldigt haben. Aber damit ist nun erst die Hälfte gethan. Denn noch ist Schleswig nicht unser; und wenn auch die Preußen und Oesterreicher ihre Soldaten in das Land geschickt und mit dem Dänen angebunden haben, und wir alle von Herzen wünschen müssen, daß unsere tapferen Landsleute dem Feind seine rote Jacke tüchtig ausklopfen — so ist es doch mit dem Ausklopfen allein nicht gethan. Es gibt leider in Deutschland noch manchen vornehmen Herrn, der dänischer ist als die Dänen, weil er's mit dem deutschen Bürger und Bauer nicht halten will: und solche Herren sind's, die in Berlin und in Wien das Wort führen und uns die gute Sache verderben möchten. Wenn sie den Dänen nun wirklich aufs Haupt geschlagen haben, womit soll es dann endigen? Mit einem faulen Frieden, bei dem die Schleswig-Holsteiner dänisch sind und bleiben wie zuvor. Das darf aber nicht geschehen, nie und nimmer. Wer ein ehrlicher Mann ist und Unrecht nicht dulden will und ein Herz hat für sein Vaterland, darin er geboren und erzogen ist und sprechen und beten gelernt hat, der darf nicht die Hände in die Tasche stecken und ruhig zusehen, wie die Schleswig-Holsteiner an den Landesfeind verkauft und verraten werden.

Es kann wohl einer sagen, der's nicht besser versteht: was geht's mich an, mir thun ja die Dänen nichts, und meinem Land und meinem Fürsten auch nicht. Da wart' ich, bis sich einmal ein Feind blicken läßt, der uns an die Haut will: dann soll sich's schon zeigen, daß ich auch dabei bin, ihn wieder nach Hause zu schicken.

Es mag mancher so denken. Und wer sich keine Ehrensache daraus machen will, den deutschen Brüdern in Schleswig-Holstein zu helfen, der mag sich auch einreden, daß er

recht hat, wenn er so denkt. Aber seine Gedanken sind nicht ehrenvoll, sind auch nicht verständig: denn es ist nicht so in der Welt, daß jeder zwischen seinen vier Pfählen hausen kann und sich um nichts weiter zu bekümmern braucht, als um seinen eigenen Vorteil; oder daß irgend ein Land für sich allein bestehen könnt' und Handel und Wandel treiben und sich's wohl sein lassen — während doch die bösen Nachbarn rund herum sitzen und zu allen Fenstern hereinschauen. Man kann's auch nicht machen wie der dumme Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt und meint, daß ihn nun der Jäger nicht sehen könnte. Sondern wie es in Handel und Wandel hergeht, so ist es auch in der großen Welt: wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, und wer sich das erste Unrecht gefallen läßt, dem bleibt auch das zweite und dritte nicht aus, und zuletzt frißt das Unrecht ihn mit Haut und Haar. So ist es den Polen ergangen, die seitdem so viel Jammer und Elend ausgestanden haben und sind verarmt und verkommen, und werden doch nimmer frei, weil sie die Zeit versäumt haben, als noch alles zu retten war. Denn sie haben uneinig gelebt und sich der eine nicht um den anderen gekümmert, und als die habgierigen Nachbarn kamen und ihnen das erste Stück Land wegrissen, wie man einen Rock vom Leibe reißt, da haben sie ruhig zugesehen, weil man ihnen ja das meiste noch gelassen hatte, und weil ihnen das Geld in der Tasche gar zu lieb war, und Ruhe und Frieden auch. Dann hat's nicht lange gedauert, da sind die guten Nachbarn wieder gekommen und haben sich das zweite Stück geholt, und den Polen ging es jetzt wie einem, der ein Bein verloren hat oder der sich viel Blut hat abzapfen lassen: sie standen schwach auf den Füßen, ihre beste Kraft war dahin; es half ihnen nichts mehr, daß sie sich tapfer und verzweifelt wehrten. Und dann nahm man

ihnen auch das dritte und letzte Stück, und es gab kein Polen mehr auf dieser Erde.

Glaubt ihr, daß es den Deutschen nicht ebenso ergehen würde, wenn sie es trieben, wie die Polen es getrieben haben? Haben wir nicht schon ähnliche Dinge erlebt? Hat nicht der Franzose unser Elsaß und Lothringen und der Russe unsere Ostseeprovinzen — lauter deutsches Land? Und wie ist es uns noch in einer späteren Zeit ergangen, die viele von euch selbst mit erlebt haben, in der Franzosenzeit abscheulichen Angedenkens? Wo war denn damals der deutsche Bauer, der noch frei und ungedrückt auf seinem Eigen sitzen konnte? oder der deutsche Handwerker, der sein Brot in Frieden verdiente und ohne Herzeleid aß? Da hatten wir alle dasselbe Elend, das jetzt die Schleswiger unter den Dänen haben: da wuchs das Korn nicht für seinen Herrn, das Pferd nicht für sein Gespann, der Sohn nicht für seinen Vater und Vaters Hof, sondern es mußte alles dem Fremden dienen, und Korn und Roß und Mann kamen niemals zurück. Da sind viele elend verdorben, die zuvor auf ihre Sicherheit gepocht und ihre vollen Taschen geschüttelt hatten, und gerufen: was geht's mich an! Denn die Deutschen hatten es den Polen nachgemacht: sie hatten sich einander gemütlich im Stich gelassen, immer einer den andern; und so riß man von allen Enden her das Deutsche Reich in Fetzen, nach und nach, bis der Franzose uns ganz und gar auf dem Nacken saß. Da knirschten sie nun und krümmten sich, die ausgesogenen, ausgehungerten Leute; und wer zuvor sich gesträubt hatte, ein Hundertteil von dem Seinigen herzugeben für das gemeine Wohl, der mußte nun froh sein, wenn er ein Zehntel behielt.

Und so endet es immer, wenn der Eigennutz und die Bequemlichkeit das große Wort führen und die rechtschaf-

fene Vernunft hintennach hinkt. Wir wären auch noch im Franzosendienst bis auf den heutigen Tag, und den elenden Polen gleich, wenn nicht unsere Väter und Großväter in dem gewaltigen Befreiungskrieg alles Gut und Blut in die Schanze geschlagen hätten, und zehnmal mehr Opfer gebracht, als so ein friedliebender Gesell von heute sich vorstellen kann. Das Blut hat keiner gezählt, das damals geflossen ist; und die deutschen Landeskinder, die allein in der einen Schlacht bei Leipzig ins Gras beißen mußten, die wären ihrer genug, um das ganze Königreich Dänemark über den Haufen zu werfen.

Es hilft uns auch nichts, zu sagen: wozu soll man sich rühren, wozu soll man Versammlungen halten und reden und Geld sammeln — sind nicht unsere Regierungen und unsere Soldaten da? Denn unsere Regierungen können auch nicht blind ins Feuer gehen, sondern sie müssen wissen, daß Bürger und Bauer ihnen zur Seite stehen. Und wenn wir den Mund nicht aufthun, so denken die Herren mit Recht, daß es uns kein Ernst mit der Sache ist und daß wir wohl Schlafmützen oder Angsthasen sind, und sie müßten dann selber der Sache müde werden, auch wenn sie den besten Willen hätten. Aber viele haben ihn gar nicht von freien Stücken, sondern man muß ihnen erst von Volks wegen den Kopf darauf stoßen!

So ist es auch mit dem Geldsammeln für die Schleswig-Holsteiner. Denn was da zusammenkommt, ist vielleicht nicht gar viel, und schwerlich genug, aber es soll eben jeder seine Schuldigkeit thun mit offener Hand, und das alles soll ein Zeichen sein, daß wir vom Größten bis zum Kleinsten den guten Willen haben, ohne den es nicht geht, und daß wir etwas Ordentliches opfern können, wenn es sein muß. Seht euch die Fabrikarbeiter an, die wackeren Leute, die in so

manchen Städten einen vollen Wochenlohn für die Schleswig-Holsteiner hergeben, weil es ihnen warm ums Herz ist und sie ein Einsehen haben, um was es sich handelt! Diese Leute sind arm und haben Weib und Kind, und ihr Opfer ist kein kleines Opfer; wie viele Tausende aber sind unter euch, die gemächlich und stolz auf ihrem Eigentum sitzen und in den langen Friedensjahren wohlhabend geworden sind! oder die doch mehr erwerben als sie brauchen, und die es nicht merken würden, wenn sie einmal etwas tiefer in die Tasche griffen und sich irgend eine Lustbarkeit versagten, um an deutschen Brüdern ein nützliches Werk zu thun! Oder soll es wieder so kommen, daß der reiche Bauer und der wohlversorgte Handwerksmann mit zugeknöpften Taschen beiseite stehen, solange noch ein geringes Opfer helfen könnte, und warten und warten, bis die Not über uns alle hereinbricht und sie das Hundertfache opfern müssen, um nur das Leben zu retten?

Wir haben ja unsere Soldaten! sagt einer dazwischen, der behaglich am Ofen sitzt und den es schon lange gewurmt hat, daß er die hohen Steuern zahlen muß jahraus, jahrein. Wir haben ja unsere Soldaten! Wozu bezahlen wir sie, wenn sie uns nicht beschützen und für uns in den Krieg ziehen? Wozu sind ihrer so viele? — Ja freilich haben wir sie; aber woher kommt es, daß wir mit all den bunten Röcken und Kanonen doch nichts ausrichten und kein Mensch auf der Welt vor uns Respekt hat? Das kommt daher, weil wir selber so gleichgültig und bequem drauf los leben und uns wenig drum kümmern, daß man unserer Ehre und unserem Recht nicht zu nahe tritt; weil's immer einer auf den andern schiebt, und zuletzt die Regierung alles allein thun soll, die es doch auch nicht kann ohne das Volk; und vor allem, weil nicht jeder Deutsche denkt und sagt: wo irgend einem

Deutschen etwas zuleide geschieht, da geschieht's mir selber, und der Deutsche verläßt den Deutschen nicht! Dächte ein jeder so, und gäb' sich auch die Mühe danach zu handeln, so sollte es bald anders aussehen in der Welt. Dann sollten die Deutschen wieder zu Ehren kommen, und die Dänen bald auf dem Rücken liegen, die Schleswig-Holsteiner aber freie Leute sein. Und dann brauchten wir auch nicht so viele Soldaten mehr, die Hälfte wäre genug, die andere könnten wir sparen: denn was mehr wert ist als hunderttausend Mann, und doch gar nichts kostet, wenn man's hat, das ist die rechte Unverzagtheit und die Eintracht der Deutschen — und das ist's auch allein, wovor die andern Respekt haben.

Darum kann man es auch nicht oft genug sagen: die vielen Soldaten allein machen's nicht aus; wir sehen es ja an uns selber: denn wir haben so viel hunderttausend buntröckige Leute, und doch tanzen uns die Nachbarn auf der Nase herum, und das kleine Dänemark wagt es, uns Schleswig-Holstein zu nehmen. Es weiß aber ein jeder, und klagt und seufzt darüber, wieviel diese Soldaten uns kosten und wie viel Menschenkraft im Soldatenspielen vergeudet wird. Gut, muß man dem Bürger und dem Bauer sagen: wollt ihr das anders haben, so rührt euch selber, zeigt, daß ihr Männer von festem Kernholz seid, die kein Unrecht dulden, keinen Uebermut, keinen Raub und Diebstahl an deutschem Land oder an deutscher Ehre, wo es auch sein mag; und da man jetzt Schleswig-Holstein von Deutschland abreißen will, so tretet zusammen und erklärt, jeder auf seine Weise: das leiden wir nicht und das kann unsere Regierung nicht leiden; und geht zu den Männern in der Stadt oder auf dem Lande, die etwas zu bedeuten haben und die für die Sache thätig sind, und beratschlagt mit ihnen, was ihr weiter thun könnt;

und sammelt Geld, soviel ihr zusammenbringt, und schickt es an die großen Vereine für Schleswig-Holstein, die es dann weiter schicken, bis es ans Ziel kommt; und dann gebt acht, daß auch die Regierung das erfährt, was ihr thut, damit sie weiß, was es euch für Ernst mit der Sache ist und daß sie die Hände auch nicht in den Schoß legen darf. Und dann, liebe Landsleute! dann laßt die Feinde nur kommen! Sie werden bald mit blutigen Köpfen nach Hause gehen! Ja ich meine auch, sie werden das Wiederkommen vergessen. Denn wenn wir nur einmal gezeigt haben, daß es uns blutiger Ernst ist, und daß man uns nicht beschimpfen und beschädigen kann, ohne daß wir es siebenfach vergelten: dann werden sie uns hinfort in Ruhe lassen.

Und dann wird auch die Zeit gekommen sein, wo wir Deutschen uns enger zusammenthun, weil es uns allen gut ist, und wir ein großes Heer machen aus den vielen großen und kleinen, die wir haben, und dieses eine Heer wird kaum halb so groß und doch ebenso nützlich sein.

Das sind freilich noch Dinge, die etwas weit in die Zukunft landeinwärts liegen. In einem Tage wird so etwas nicht fertig, und man muß schon zähe sein und gute Ausdauer haben, wenn man's durchsetzen will: denn Hindernisse gibt's genug, und von selbst geht keines aus dem Wege. Das schlimmste Hindernis aber, das ist der Schlendrian, die eigennützige Bequemlichkeit und Faulheit, da jeder auf den andern warten will, oder schon zufrieden ist, wenn er sich einmal ausgeklagt und recht tüchtig räsonniert hat, oder auch denkt: es ist nun einmal so in der Welt, lassen wir's gehen. Damit freilich hat man noch niemals etwas gebessert, oder auch nur einen Pfennig oder Kreuzer gerettet. Denn je mehr man sich gefallen läßt, desto mehr wird einem aufgepackt.

Ihr solltet es wahrlich nicht länger so bleiben lassen.

Ihr versteht doch sonst euren Vorteil in allen Dingen: warum sind denn viele von euch in dieser Sache, die euch euer bestes Geld und euere tüchtigsten Söhne kostet, so verzagt und so ungeschickt? Ein Land, das so übermäßig viele Soldaten hat, das ist wie ein Mensch, den man unter Vormundschaft gestellt hat: es soll sich nicht selber helfen, weil man's ihm nicht zutraut, daß es sich helfen kann. Da ist es bei den Schweizern anders: die haben wenig Soldaten und geben ein geringes Geld dafür, aber sie stehen auch jeder ihren Mann, wenn es sein muß, und sind alle auf dem Platze mit Geld und Gut und Blut, wenn ihnen irgendwo ein Schimpf oder ein Unrecht geschehen will; und darum respektiert sie alle Welt, und es sind ihrer doch wenig und ihr Land ist klein. Wär' aber Schleswig-Holstein ein Stück von der Schweiz und irgend ein Nachbar wollt' es ihnen wegnehmen, so würde kein Arbeiter und kein Bauer oder Knecht im ganzen Schweizerlande sitzen bleiben, sondern sie kämen alle zuhauf und brächten ihr übriges Geld und ihre erwachsenen Söhne und ließen sogleich das Donnerwetter dreinschlagen. Denn so haben sie's immer gemacht, auch gegen die mächtigsten und stolzesten Herren, und es ist ihnen allemal zum Segen und Ruhm gewesen.

Liebe Landsleute! Wir sind so ein großes und reiches Volk, und so viele Millionen Menschen; laßt es uns nicht schlechter machen als die kleine Schweiz! Laßt uns nicht von unserem Rechte weichen, sondern unsere Grenzen schützen und unseren bedrängten Brüdern zu Hilfe kommen; damit wir nicht zum Gespött werden in der ganzen Welt und nicht die Nachbarn uns wie ein abgetragenes Kleid in Stücke reißen!

Es ist so klar, was geschehen muß, jedes Kind kann es begreifen. Wir wollen einfach unser Recht, und nicht das halbe Recht, sondern das ganze; und wollen es durchsetzen gegen jeden Feind. Wir wollen keine falschen Verträge, die

der Teufel gemacht hat, kein Londoner Protokoll, auch kein Abkommen mit dem Landesfeind, solange wir nicht alles haben, was uns zukommt.

Und damit wir unser Recht erreichen, wollen wir alle dafür einstehen, ein jeder an seinem Platz und in guter Eintracht, und wollen Geld zusammenbringen, damit es unseren Brüdern in Schleswig-Holstein nicht an Waffen fehlt, und damit wir ein Zeugnis ablegen für die gute Sache. Auch wollen wir unsere Regierungen beschwören und bedrängen, daß sie thun was recht ist, daß sie mit unserem Gut und Blut die Sache zu einem guten Ende führen.

Wahrlich, es ist keiner unter uns, den es nicht anginge: denn was wir für Schleswig-Holstein thun, das thun wir für uns selbst und für unsere Kinder. Unsere Kinder und Kindeskinder müßten uns dereinst verwünschen und verachten, wenn wir aus Feigheit oder Trägheit unser gutes Recht aufgegeben hätten und Schleswig-Holstein verloren, und es käme hernach die Not an unsere eigene Haut und brächte uns zehnfachen Schaden und zehnfaches Elend, ungerechnet die Schande. Die Schleswig-Holsteiner aber, dieses wackere und geprüfte Volk, sind Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein, Geist von unserem Geist; und wer sie wieder dänisch werden und dänisch bleiben läßt, der hat seinen eigenen Bruder ausgeliefert.

Darum, liebe Landsleute! lasse es sich jeder angelegen sein nach seinen Kräften:

Daß die Schleswig-Holsteiner mit unserer Hilfe freie Leute werden, und unter ihrem rechten Herzog leben und gedeihen, und mit ihrem deutschen Vaterland zusammenstehn für alle Zeiten!

Shakespeares Coriolanus.

(1867.)

(Geschrieben und zuerst gedruckt als Einleitung zu „Coriolanus, von William Shakespeare; übersetzt von Adolf Wilbrandt“; in den von Fr. Bodenstedt herausgegebenen, von Verschiedenen übersetzten „Dramatischen Werken W. Shakespeares“, bei F. A. Brockhaus in Leipzig.)



Von Shakespeares römischen Dramen ist „Coriolanus“, wie es scheint, zuletzt entstanden; mit „Antonius und Kleopatra“ gehört er der abschließenden Periode des Dichters an. Man hat wohl Grund genug anzunehmen, daß „Coriolan“ um 1610 — also etwa sechs Jahre vor Shakespeares Tode — und daß „Antonius und Kleopatra“ nicht viel früher verfaßt oder vollendet worden sei; wie denn auch beide Dramen erst in der Gesamtausgabe von 1623 erschienen sind. Es war offenbar die Zeit, in der sich der Dichter aus inneren Bedürfnissen auf seine Weise in die Antike vertiefte: denn wenig früher oder später werden auch „Troilus und Cressida“ und „Timon von Athen“ entstanden sein.

Daß eine innere Gemeinschaft, ein Zug zum Herben und Schroffen diese späten Schöpfungen verbindet, ist oft genug bemerkt worden und vielleicht der entscheidendste Beweisgrund für ihre Entstehungszeit, da alle äußeren Beweise fehlen. Auch der Vortrag deutet sichtbar auf diese Zeit der höchsten Reife hin. Er hat nicht die Milde mehr, die Anmut und Harmonie, die in Shakespeares edelsten Schöpfungen aus seinen mittleren Jahren, die — um das schönste Beispiel zu nennen — im „Julius Cäsar“ unser Ohr bezaubern; dafür hat die Kraft des Ausdrucks ihren höchsten Gipfel erreicht, die Fülle der Gedanken bringt den Rhythmus oft in ein hartes Gedränge, der Vers muß sich jederzeit dem Sinne opfern, und kurz, der mächtige Inhalt überwiegt die füg-

same Form. Diese ausdrückliche Männlichkeit des Stils entspricht aufs vollkommenste den Aufgaben wie der Gesinnung des Dichters; und so werden denn auch diese römischen und griechischen Spätlinge immer mehr den Männern als den Jünglingen und Frauen angehören.

Im „Coriolan" ist es geradezu die männliche Kraft, die in ihrer einseitigen Größe dichterisch verherrlicht und tragisch gebrochen wird. Denn wie wenig Shakespeare daran dachte, aus dieser echtesten Charaktertragödie ein politisches Drama zu machen, in dem die großen historischen Mächte sich bekämpfen und geschichtliche Ideen unterliegen und siegen sollten, das zeigt am deutlichsten die Unzufriedenheit der Theoretiker, die aus ästhetischen Maximen diese Forderung aufstellen und dann mehr oder minder beredt dem Dichter grollen, daß er die ihm zugeschobene Aufgabe so schlecht erfüllt habe. Er hat sie allerdings nicht erfüllt, — weil sie ihm sicherlich niemals auch nur vorgeschwebt hatte. Er dachte weder den Sieg der demokratischen Idee über die aristokratische, noch den des Adels über die Plebejer zu feiern. Es reizte ihn nicht, die römische Bürgerschaft und das römische Patriziat in großen Charaktertypen auszuprägen, etwa wie Schiller das Wallensteinsche Heer oder das schweizerische Bürgertum in einer Reihe charakteristischer Gestalten darzustellen gesucht hat. Weder die Volkstribunen und Bürger, noch die Feldherren und Patrizier des „Coriolan" zeigen irgendwie dieses Bestreben des poetischen Geschichtschreibers. Was den Dichter erregt hatte, war unzweifelhaft das große Schicksal, das ein gewaltig angelegter Mensch durch rücksichtslose Entfesselung seiner Naturkraft auf sich herabzieht; ein Mensch, der nichts sein wollte als ein Mann, der, wie Plutarch es ausdrückt, „alles zu meistern und sich nie zu fügen, für das Wesen der Mannheit hielt".

In diesem Sinne gezeichnet fand er Coriolans Charakterbild bei Plutarch dem Geschichtschreiber vor, den er in der englischen Uebersetzung des Sir Thomas North gelesen und schon für „Julius Cäsar" und „Antonius und Kleopatra" benutzt hatte. Wie dort, so nahm er ihn auch hier zum festen Fundament seines Baues, schrieb ihn aus, wo er ihn irgend brauchen konnte, und übertrug ganze Reden (z. B. die große Anrede des Coriolan an Tullus Aufidius im vierten, die Rede der Volumnia im fünften Akt) fast wörtlich in seine Verse, nur durch leise, aber entscheidende Striche sie dramatisch belebend. Was er hinzuthat, war nirgends Erweiterung oder Umbildung der Fabel: nur episodische Scenen, in denen er die strenge Stimmung des Ganzen durch Humor erleichtern oder seine Meisterschaft liebenswürdiger Kleinmalerei entfalten konnte. Denn auch hier, wie in andern Dramen dieser Periode, reizte ihn mehr als alles, das Charakterbild seines Helden zu vertiefen, das ganze Problem einer solchen Natur, und wenn auch hier und da auf Kosten der dramatischen Architektur, zu erschöpfen.

Nichts ist irriger, als den Coriolan nur als das Urbild eines Aristokraten zu betrachten, der an den Fehlern seines Standes zu Grunde geht. Was ihn vielleicht auf den ersten Blick so erscheinen läßt, ist die geschichtliche Färbung seines Schicksals, die Umgebung, von der er sich abhebt, der Konflikt, in den er gestellt ist; aber die Quelle seines Schicksals ist seine eigene, persönlichste Natur, ist eben seine absolute Männlichkeit. Er ehrt von den Mächten, welche die Welt bewegen, nur die Kraft. Das Blut wie die Lehren seiner männischen Mutter haben ihn zum Heros gemacht, aber den Menschen in ihm fast bis auf die Wurzel ausgerottet. Alles, was weiblich ist auch in der Mannesnatur, was die Verbindung beider Geschlechter zur menschlichen

Einheit möglich und wirklich macht, alles Vermittelnde, Empfangende, Ausgleichende hat ihn dieser Kultus der Kraft von sich ausstoßen gelehrt. Nur in einem Wesen außer ihm und nur in einem völlig anders gearteten Wesen kann er diese nichtmännlichen Elemente lieben, und so hat er ein Weib gewählt, das in jeder Faser nur Weib ist; aber seiner eigenen Natur soll sich nichts davon beimischen. Ein solcher Mensch steht in jeder Gesellschaft, jeder Umgebung allein; Gewohnheit und Sitte können ihn äußerlich mit ihr verknüpfen, seine Thaten ihn für eine Weile ihr notwendig machen, aber der erste größere Konflikt muß zeigen, daß die absolute Selbstherrlichkeit der Kraft keine dauernde Gemeinschaft mit andern Kräften verträgt. Darum ist er so wenig ein echter Patrizier, wie er je ein echter Plebejer sein könnte; und darum zerfällt er mit den Seinen, sobald sie sich weigern, die Werkzeuge seiner Kraftentfaltung zu sein.

Einer solchen Natur wäre es überhaupt unmöglich, sich unserer tragischen Sympathie zu versichern, wenn nicht die erhabene elementare Gewalt seiner Seele diese Härte adelte, diese Einseitigkeit füllte, und unser Gefühl in dem ewigen Wechsel von Entfremdung und Bewunderung, Widerstreben und Zujauchzen erhielte, den vielleicht keine Gestalt der Poesie so wie diese hervorruft. Coriolan stellt sich trotzig auf die eine Seite der Menschheit; aber nicht weil er will, sondern weil er muß, und noch mehr, weil er kann. Die Kraft der männlichen Natur in ihm ist so gewaltig, daß sie notwendig in der Ausscheidung alles übrigen sich Raum schaffen, in der Bekämpfung alles Gleichartigen sich entfalten muß; und wir verstehen und bewundern ihren heroischen Drang, alle die Stützen wegzuschlagen, deren schwächere Naturen für ihr Dasein wie für ihre Wirkungen bedürfen. Der Dichter aber, aus künstlerischer Weisheit und zugleich

als treuer Beobachter der Natur, führt uns nur allmählich, Schritt für Schritt, dieser Erkenntnis, dieser höchsten Auffassung zu. Er beginnt damit — wie bei einer so schroffen, herben Erscheinung auch die Wirklichkeit thäte — vor allem die Flecken seines Helden zu zeigen. Wir sehen seine Gewaltsamkeit, aber noch nicht seine Gewalt; wir vernehmen schon den Grundton, aber noch nicht die Größe seines Wesens. Unmerklich und sicher kommen dann die Züge, durch die uns diese eherne Gestalt gefangen nimmt, ihre treibende Kraft vor uns entfaltet, ihre Eigenart herrlicher und herrlicher rechtfertigt, bis endlich alle unsere Sympathie an dem einen hängt, und sein Sturz am meisten dazu dient, ihn in unseren Augen zu erheben.

Ein Blick auf die dramatische Entwickelung des „Coriolan" wird diese Auffassung erläutern. Der erste Aufzug zeigt uns den Helden fast nur in der rohen Außenseite seiner Kraftnatur. Zuerst als Politiker des wilden Dreinschlagens, der physischen Gewalt, im Gegensatz zu dem klug und gemütlich vermittelnden Menenius; dann als leidenschaftlichen Krieger, der nicht kämpft, um das Vaterland zu verteidigen, sondern um mit Aufidius, dem Nebenbuhler seines Heldentums, zu raufen: der Krieg ist ihm Sport, Uebung und Entladung seiner Mannheit. Erst am Ende des ersten und im zweiten Akt treten auch seine edleren Eigenschaften ans Licht hervor: sein groß-bescheidener Stolz, seine kindliche Liebe zur Mutter, seine Verachtung aller äußeren Ehren. Nun empfindet der Hörer mehr und mehr, daß Coriolan eben die Tugenden seiner Fehler und die Fehler seiner Tugenden hat; daß, was er denkt und thut, nicht dem Eigensinn einer kleinen, eiteln Seele, sondern dem rücksichtslosen Wahrheitstrieb eines vulkanischen Gemüts entquillt. So vorbereitet staunen wir nun nicht mehr, wenn, nachdem er sich wider-

willig und mit souveräner Ironie den herkömmlichen Ansprüchen der Plebejer gebeugt hat, bei der ersten Aufreizung seine schrankenlose Subjektivität leidenschaftlich hervorbricht. Ihm ist es unfaßbar, daß noch etwas anderes auf Erden gelten soll als die Kraft. Alles, was er als Mitbürger der Gesellschaft kennt und will, ist reiner Absolutismus, ein anderes Staatsleben versteht er gar nicht: denn jedes andere setzt Kompromisse voraus, also Verleugnung und Demütigung der einzelnen Kraft; und jede Ausbiegung widerstreitet seiner reinen, einseitigen Männlichkeit. „Er würde nicht Zeus um seine Donner schmeicheln, noch Neptun um seinen Dreizack"; wie kann er denn den Ehrenlohn, den er durch seine freie That verdient, von der Gunst seiner Mitbürger erwarten oder gar erbitten sollen? — So wirft er denn lieber alle Ehren hin, als auch nur den vermeintlichen Schatten seiner Ehre; so gibt er lieber sein Leben preis, als sein innerstes Sein.

Aber noch eine entscheidende Probe ist ihm aufgespart. Weiblich vermittelnde Klugheit sucht seine starre Natur zu schmelzen und ihn mit dem tödlich beleidigten Volke auszusöhnen, und was er jedem anderen verweigern würde, das kann er seiner geliebten Mutter nicht verweigern. Volumnia, so männlich sie ist, hat doch genug vom Weibe, um „List mit Ehre zu paaren", wenn's die Not befiehlt. Ihn aber trifft sie an dem verhängnisvollen weichen Punkt seiner Seele: da, wo der Instinkt der Natur sich des Gemüts bemächtigt, wo auch sein männliches Herz die Zweiteilung der Menschheit an sich selbst empfindet, — in der Liebe zu dem Weib, das ihn geboren hat. Hier steht er am Ursprung seines eigenen Seins, wo sich die sonst getrennten Elemente der Menschheit unauflöslich vermischen; er fühlt, daß auch er ein Mann ist, den ein Weib gebar; sein Innerstes verwirrt

sich und läßt sich durch diese eindringliche Stimme der Weiblichkeit überwinden. Er gibt ihr nach, — aber sich selbst zum Trotz; und wir wissen, daß er ihr sein Wort nicht halten kann: denn was er so mühsam und so schmerzlich zurückgedrängt hat, die Reinheit seiner einseitigen Gesinnung, wird und muß beim ersten Mahnruf wieder hervorbrechen. Und nun hat er alle unsere Sympathien, wenn die umsonst verhaltene Naturgewalt sich gegen seine unwürdigen Feinde um so wahrhafter und majestätischer entladet.

Von diesem Augenblick an ist freilich sein Verderben gewiß. Ein Mensch wie Coriolan kann die Strafe seiner Unverträglichkeit, die Verbannung, nicht mit Ergebung hinnehmen; sein beleidigtes Ich kann nicht eher ruhen, bis es seine Feinde oder sich selbst zerstört hat. Gewalt hat ihn gestürzt, nur Gewalt kann ihn wieder aufrichten; also gibt es nur noch einen Trieb für ihn: seine unzulängliche Kraft durch andere zu verstärken. Jetzt ist ihm Aufidius kein Feind mehr, denn er ist eine Kraft, die er für sich gewinnen kann; und er hat in ihm ja nur den Widersacher seines persönlichen Heldentums, nicht den Bekämpfer seines Vaterlandes gehaßt. Der ruchlose Bund zur Vernichtung Roms wird geschlossen. Aber indem er ihn schließt, enthüllt er seine Seele wieder mit dieser großen, faltenlosen, erhabenen Offenheit, die uns das Furchtbare seines Beginnens fast vergessen macht. Und nun, nachdem wir den Wechsel zwischen Schauder und Bewunderung aufs neue und aufs stärkste empfunden haben, nachdem wir die Genugthuung mitgefühlt, die seiner Herrscherkraft gegen die kleinen unterthänigen Seelen — „dem Meeraar gegen die Fische“ — zuteil wird, nachdem wir Rom zu seinen Füßen gesehen: nun erschüttert uns um so tiefer der Umschlag, in dem die Natur ihre mißhandelten Rechte wiederherstellt und seinen überspannten

Mannheitsbegriff zersprengt. Der Dichter hat uns in jener früheren Scene, wo Coriolan schon einmal seiner Mutter unterlag, auf diesen tragischen Ausgang vorbereitet. Mutter, Weib und Kind, alles, was den Mann an die Verknüpfung beider Geschlechter mahnt, tritt vor ihn hin, um ihn in der entscheidenden Stunde zu überführen, daß sein Unternehmen wie seine Sinnesart in jedem Sinne unmenschlich und also unmöglich war. Er versucht noch, der Natur zu trotzen, „zu stehn, wie wenn der Mensch sein eigener Schöpfer wäre und keinen andern Ursprung kennte"; aber schon hat er auch beim Anblick dieser Frauen das Wort gesprochen, das seinen Fall gewiß macht:

Ich schmelze,
Ich bin nicht festrer Stoff als andre Menschen!

Vergebens sehen wir ihn gegen seine edelsten und heiligsten Gefühle kämpfen; er muß unterliegen, weil er „vom Weibe geboren", und indem er unterliegt, wächst er uns ans Herz. Sein Ringen erschüttert uns, sein Erliegen erhebt uns; denn seine Mannheit wird zertrümmert, weil seine Menschlichkeit siegt.

Was nun noch folgt, ist nur die dramatische Auflösung: sein jäher, gewaltsamer Untergang, bei dem noch einmal seine ganze Heroenkraft auflodert und das Trostlose dieses Ausgangs zu adeln sucht. Hier läßt Shakespeare das Herbe seines Stoffs in ganzer Härte hervortreten; sonst aber ist er durch das ganze Stück mit großer Weisheit bemüht, den spröden Stoff in weicheren Fluß zu bringen und das gefährlich Problematische eines solchen Helden durch günstige Verteilung von Licht und Schatten zu mildern. Darum zeigt er uns in den Vertretern des Volkes vor allem das Kleine, Dürftige, Boshafte, dem gegenüber Coriolans rücksichtslose Herbheit als Seelenadel erscheint; darum stellt er

als sein Zerrbild den Aufidius neben ihn, der seiner Größe in jedem Punkt vergebens nacheifert; darum gab er ihm endlich den alten Menenius zum Genossen: die unbegrenzte Liebe und Hingebung, die diese völlig entgegengesetzte, geschmeidige, behagliche Natur dem eisernen Halbgott weiht, bringt ihn uns näher, wir mögen es nun merken oder nicht, und die heitere Liebenswürdigkeit des guten Alten hilft auch seinen Liebling verklären.

Immerhin muß freilich er selbst das Beste thun; und wenige Stücke machen so deutlich wie dieses, daß nicht Form, nicht Handlung, nicht Aufgabe, sondern die Kraftentfaltung des Dichters, d. h. das Einströmen seiner inneren Mächtigkeit in seinen Stoff, die Quelle jeder höchsten Wirkung ist. Das poetische Recht und die tragische Größe dieses Helden beruhen in Shakespeares großer Seele; von einer mittleren Natur hervorgebracht würde der Coriolan ein unwahres und abstoßendes Machwerk sein. Unsere sittliche Beteiligung würde die ästhetische überwiegen, und statt der entfesselten Elementargewalt zuzujauchzen, würden wir beständig über sie zu Gerichte sitzen. Aber die Größe dieser und ähnlicher Tragödien ist, daß sie weit über den Standpunkt der gewöhnlichen Moral hinausheben; daß sie uns die Welt, die oft so peinliche Fragen an unser Gewissen stellt und auf unsere sittliche Kritik so unerquickliche Erregungen ladet, für eine Weile als einen wunderbaren Schauplatz höchster Affekte erscheinen läßt, deren Verantwortung die unsichtbare Gottheit übernimmt, die Sittliches, Aesthetisches und Elementares mit leisem Finger durcheinanderschüttelt.

Mein Freund Scävola.

Ein Gespräch.

(1877.)

(Zuerst gedruckt in „Nord und Süd", 1877.)

Traum eines Schattens ist der Mensch! summte mein Freund vor sich hin, ein letztes Wort aus dem Gespräch wiederholend, das wir eben geführt hatten; rieb sich elegisch sacht an meinem Ofen (als thue es ihm doch wohl, die Körperlichkeit dieses Schattentraumes zu erproben) und schickte aus seiner Cigarre langsam aufschwebende, geringelte Rauchwolken in die Luft. Ich stand am Fenster, mit dem Rücken gegen das Abendlicht, und schwieg. Wer kennt die Ursache der Eigenheiten der Menschen? Warum steht mein Freund so gern in der Ecke an meinem Ofen, und ich am andern Ende der Diagonale, an meinem zweiten Fenster, den Rücken gegen das Licht? Thun wir das unbewußt, um auszudrücken, daß unsere „Seelen" sich zu einander weder parallel, noch auch entgegengesetzt, sondern diagonal verhalten? Es könnte sein; denn die Sache ist so. Mir kam dieser Gedanke, während ich so dastand, und unwillkürlich mußte ich lächeln und schwieg.

Mein Freund Scävola sah mich lächeln; — Mucius Scävola, wie wir, seine Universitätsfreunde, ihn nennen, seit er sich damals die rechte Hand an einem Zündhölzchen verbrannt hatte, das über seiner eigensinnigen Beredsamkeit zwischen seinen Fingern zu kurz ward. Er war immer ein eifriger, zäher Disputator gewesen; an jenem Abend — wohl zwanzig Jahre ist's her — hatte er in seinem Zimmer mit uns disputiert, er allein gegen uns drei, über die Willens-

stärke. Die Cigarre war ihm darüber ausgegangen, er nahm die Zündhölzerschachtel, steckte ein Hölzchen in Brand, und da die innere Streitbarkeit ihm in die Finger fuhr, stieß er sich die offene Schachtel aus der Hand, daß alle die Hölzchen sich über den Boden verstreuten. Wir wollten zuspringen, sie aufzusammeln; doch er wehrte uns, und das eine brennende Zündholz zwischen den Fingern haltend sprach er ruhig fort, seinen Hymnus über die Willensstärke zu Ende führend, uns stolz und trotzig fixierend, bis endlich die Flamme ihm so dreist am Finger zehrte, daß er mit einem Fluch, den der Schmerz ihm auspreßte, das Stümpfchen zu Boden warf. Wir lachten laut; doch im stillen bewunderten wir ihn. Er hatte wirkliche Brandwunden an Zeigefinger und Daumen; die Narben hat er noch heute. Auch der Name Mucius Scävola ist ihm geblieben; von jenem jugendlichen Willenstrotz — ist nun manches dahin.

Worüber lächelst du? fragte er vom Ofen her. Weil ich es bin, der es eben nachsprach, daß „der Mensch Traum eines Schattens ist"? — Ja, ja! Was mich betrifft, hat der alte Pindar recht; doppelt recht. Ich möchte wohl wissen, was ich anders bin, als der Traum eines Schattens. Was leiste ich? Was habe ich geleistet? — Gestern kam ich wieder einmal über mein altes „Stoffbuch", das ich anlegte, als wir miteinander studierten. Dreizehn fertige dramatische Entwürfe sind darin; Entwürfe; ausgeführt hab' ich davon zwei — nein, um gerecht zu sein: drei. Und die drei — was ist aus ihnen geworden? Schatten. Geträumte Schatten. Großer, erhabener, langweiliger Pindar! wie sehr hast du recht!

Er sagte das mit einem halben Lächeln, doch auch in diesem Lächeln war Melancholie. Wie wenn er das Schicksal wäre, das seine dramatischen Entwürfe einen nach dem andern in die Lüfte blies, so ließ er seine blauen Ringeln

langsam gegen die Decke steigen und sah ihnen nach, mit einem Ausdruck, den ich nicht beschreibe.

Mucius! sagte ich endlich. Es ist wahr, wozu redet man darüber; wir thaten es oft genug, und es half zu nichts! Aber zuweilen, wenn ich dich so ansehe — deine Schillernase (er lächelte), deine Trauerspieldichteraugen, die satirischen Mundwinkel — und dazu diese Stirn, hinter der zu allen Teufelskünsten Platz ist — so versteh' ich dich nicht. Du warst doch vor Zeiten so bereit, dir die Finger zu verbrennen. Warum hast du nichts mehr geschrieben all die Jahre her? Warum schreibst du nichts?

Mucius (er lächelte, indem er die „satirischen Mundwinkel" verzog). Warum?

Ich. Ja, warum.

Mucius. Ich? Was soll ich schreiben? — Du weißt, anderes als Dramatisches zu schaffen, hat mich nie gereizt; ich bin nun einer von denen, die der dramatische Teufel sich ersehen hat, um ihnen auf den Nacken zu springen, ihnen seine Stachel in die Seiten zu bohren und sie zu Tode zu reiten. Er, der Teufel, weiß, was für ein höllischer, verfluchter Zauber es ist, Dramen zu denken, Dramen zu entwerfen — mit Armen und Beinen über dieses Wildwasser zu rudern — Kraft gegen Kraft! — Ein lyrisches Gedicht — das ist Gnade: es kommt, oder kommt nicht; ein Roman — das ist Ausdauer: hast du deinen Leser erst eingefangen, mit dir in See zu stechen, hernach führt ihn dein Dreibänder — Dreimaster, will ich sagen — wohin es dir gefällt: in tropische Leidenschaften, an den Nordpol der Reflexion, in die gemäßigte Zone der Erbauung — und zuletzt dankt er noch dir und seinem Schöpfer, wenn er wieder ans Land kommt. Ein Drama — das ist Ringkampf; siegen oder sterben! Die feste dramatische Form, wie aus Eisen

gefugt steht sie vor dir da; wie der Magnetberg zieht sie dich heran; scheiterst du nicht, so fühlst du, was du kannst, fühlst du, was du bist!

Ich (ging vom Fenster weg, blieb in Mucius' Nähe stehen). Verzeih, wenn ich lächelte, als dein alter Fanatismus gegen den dreibändigen Roman — — Nun gut! Es lebe das Drama! — Auch das ist Gnade (Mucius nickte), und auch das ist Ausdauer (er nickte, etwas widerstrebend); doch wenn es vor allem der Magnetberg ist, der uns lockt und zieht, — warum zieht's dich nicht mehr? — Hörst du deine Landsleute nicht klagen, wie übel es damit steht? Darf einer unter uns feiern, der den Beruf in sich spürt, dem deutschen Theater zu helfen? — Diese satirische Grimasse (denn er schnitt wirklich ein abscheuliches Gesicht) — die ist keine Antwort. Mucius Scävola! Warum schreibst du nichts?

Mucius. Weil ich — — nun, mein Gott! Weil es mein Unglück war, und mein Unglück ist, mit diesen meinen sehenden Augen alle die ewigen Hindernisse zu sehen, die sich dem deutschen Dramatiker vor die Füße werfen! Weil ich — — Du bist anders als ich. Du schriebst von je darauf los, kümmertest dich um nichts; nicht um die Intendanten, die dir deine Stücke zurückschickten, noch um die Schauspieler, die sie dir verdarben; nicht um die Menge, die doch dem Schlechteren nachläuft, noch um die Kritiker, die der Erfolg so reizt, wie das rote Tuch den andalusischen Stier. Du — du dichtest weiter; du legst die neue Erfahrung zu den alten, „entwickelst dich", schaust mit diesem verwünschten ruhigen Blick vorwärts in die Zukunft. Mein Freund, diese Philosophie hatte ich nicht, hab' ich nicht, werde ich nicht haben!

Ich. Was also steht dir im Wege?

Mucius. Alles! — — Keine Hauptstadt! Zwei halbe: Wien und Berlin! daß ich von den Vierteln nicht

rede! — Will ich unsern gelehrten Nachmittagspredigern zu Gefallen dichten und so recht aus der „Gegenwart“ heraus-, so recht der „Gesellschaft“ ans Herz greifen: wo ist sie, diese Gegenwart? wo ist sie, diese Gesellschaft? Frankreich ist Paris; wo ist Deutschland? Kann ich, der Dramatiker, der Sittendichter, mir mein Deutschland aus allen Gauen zusammensuchen? Muß es nicht sein wie eine Luft, die mich allstündlich umgibt, wie ein Horizont, den ich stets erfasse, wie ein Spiegel, der mir mich und meine Wirkung zurückstrahlt? — Dann das „Publikum“! Das wahre Publikum des Dichters ist nur dieselbe Gesellschaft, die ihm den Stoff gab, von der sein Schaffen sich nährte! Der Berliner in München — der Wiener in Berlin — können sie sich wie im Mutterboden fühlen? Und verbleiben sie still bei sich daheim, wie entkommen sie dem einseitig Halben, dem Berlinertum, dem Wienertum? oder wie entgehen sie dem „Stückwerk“? — — Da ist dann die Kritik —

Ich. Numero drei —

Mucius. Lache nicht; es ist leider eine ernste Sache um die deutsche Kritik! Denn weil auch sie keinen Mutterboden, keinen Mittelpunkt, keine geistig herrschende „Gesellschaft“ hat, so weiß auch sie nicht, was sie will und soll; so besteht sie aus lauter Einzelnen, die mit losgelassener Subjektivität, oder mit kleinlichem Cliquengeist durcheinander fahren; so muß man doppelt froh, doppelt zufrieden sein, wenn sich der eine und andere unter ihnen in gradem, gesundem Wuchs, rechtschaffen aufwärts entfaltet! — Aber da kommen dann diese Schiefgewachsenen, mit ihren verbogenen Talenten, mit ihren theoretischen Lehrgebäuden, ihren unfruchtbaren Schrullen — — Mich stören diese Schrullen; sie reizen mich auf, sie beschäftigen mich — sie lähmen mich; ich bekenn' es. Wenn mir der eine beweist: „keine Trauer-

spiele mehr! nur Aristophanesse können uns noch helfen!" wenn der andere sein wöchentliches Ceterum censeo hinschreibt: „nur auf Schillers und Goethes Wege — edle, gebildete Menschlichkeit — kann unser Drama noch fortschreiten!" wenn der dritte schreit: „keine Römerstücke!" der vierte: „kein Mittelalter! Gegenwart, neunzehntes Jahrhundert, letztes Viertel!" — so macht mich das, aus Verdruß und Gegenstoß, für eine Weile unproduktiv; ebenso unproduktiv wie die, welche es schreiben. Ich verfasse Gegenkritiken, gegen den ersten, den zweiten, den dritten und den vierten; ich führe sie ad absurdum, ich „vernichte" sie — — alles nur im Kopf — — denn mein Gott, wozu das niederschreiben; es hülfe ja zu nichts! — Ich bitte dich, unterbrich mich nicht; nur noch drei Worte, schau, dann bin ich fertig. Endlich die Schauspieler! — Hab' ich einmal etwas besonders Zartes, Feines im Kopf, das sich gestalten will, so weiß ich: außer zweien, dreien werden sie mir's alle vergröbern; denn zum Vergröbern zieht man ja unsere Schauspieler heran! Und vergröbert, ver„derbt", was ist es dann? Verdorben; entseelt; unwahr geworden; also schlimmer als tot. Was ist der Dichter, mein Lieber? Das, was der Schauspieler aus ihm macht! Sieht jemand durch den vergröbernden, ver„derb"enden Schauspieler hindurch, was der Dichter gewollt hat? Bah! Vel duo, vel nemo! Auch die Besten nicht; sie ahnen nicht, wie undurchsichtig, wie breitschultrig der Schauspieler vor dem Dichter dasteht; nein, sie schütteln ihre deutschen Köpfe, aber sie ahnen es nicht! — Dann heißt es am andern Tag in allen fünfundzwanzig Kritiken: „die Schauspieler thaten ihr möglichstes, das Stück zu retten"; oder: „selbst den heroischesten Anstrengungen der Darsteller gelang es nicht, uns für die unklare Dichtung zu erwärmen"; oder: „bei den

Darstellern hat sich der Verfasser zu bedanken, daß ihm ein vollständiger Mißerfolg erspart blieb"; — während seine reinsten, zartesten, sinnvollsten Intentionen von handwerksmäßigen, begeisterungslosen, schreienden Naturburschen zwischen den Zähnen zermalmt wurden! — Dem allen soll ich mich aussetzen? Nein, mein Bester! Lieber steh' ich an deinem Ofen, rauche deine Cigarre, fülle deine Luft mit meinem Mißmut an, und lese deine Stücke, statt die meinen zu schreiben!

Ich (nach einer Pause). Und nun wärst du zu Ende.

Mucius. Ja.

Ich. Hm —!

Mucius. Ist das alles, was du mir erwiderst?

Ich. Du sagtest vorhin selbst: ich sei anders als du. (Ich sah uns wieder in der geistigen „Diagonale"; doch ich sagte es nicht.) Nur eine Frage, vor allem. Warum meintest du, auch gegen die Schrullen der Kritik kritisch aufzutreten „hülfe doch zu nichts"? Warum entwickelst du deine eigene Meinung nur im Kopf, nicht auch vor den Leuten? Warum suchst du nicht wenigstens durch deine Gedanken zu wirken, wenn dir die Lust zum Dramenschreiben vergeht?

Mucius. Kritische Aufsätze schreiben? Gegenkritiken? — Ich mag nicht. Nenne mich, wie du willst; das Gedruckte ist überhaupt meine Sache nicht. Muß denn jeder schreiben und drucken? — Lieber Freund — das lebendige Wort! — Diese Alten wußten, was sie thaten, als sie ihre Ideen fortpflanzten durch das lebendige Wort; die Pythagorasse, die Sokratesse voran, dann die Systematischen, die Bücherschreiber desgleichen: was sie aufschrieben und veröffentlichten, war nur das Gröbste, Verständlichste, das „Exoterische"; aber das eigentliche Geheimnis ihrer Lehre, das Innerste, das „Esoterische" ging von Aug' zu Aug' und von Mund zu Mund. Wenn ich so dastehe und über ein gutes Wort,

einen fruchtbaren Gedanken mit dir plaudere, so weiß ich: das wird nicht gedruckt — denn du, mein Lieber, bist schon ganz und gar nicht der Mann, noch etwas anderes als deine Stücke zu schreiben — kurz, es bleibt unter uns; wir aber haben eine Stunde wahren Lebens gelebt! Oder wenn ich mit irgend einem Jüngeren, Strebenden, noch Unerfahrenen zusammenkomme, durch vernünftiges Gespräch, durch ein herzliches Sichausschütten auf ihn zu wirken suche, so — — Ich möchte wissen, worüber du jetzt lächelst. Warum gehst du zur Thür und horchst?

Ich. Weil eben jemand kommt, den du auf deine Weise fassen könntest: durch das „lebendige Wort“. Ich erkenne ihn an der jugendlichen Stimme; er fragt nach mir, auf dem Vorplatz. Ein angehender Poet, ein Dramatiker; — doch mir scheint, du kennst ihn. (Es ward geklopft.) Herein!

Der junge Mann, den ich erwartet hatte, trat ein; nicht eine bedeutende, doch eine angenehme Erscheinung, mit liebenswürdig unreifem Gesicht, ein etwas stilloses Bärtchen auf der Oberlippe. Ich hatte mich nicht getäuscht: Mucius Scävola kannte ihn schon, den jungen Franz (wie ich ihn hier nenne). Wir waren noch nicht weit über die ersten Begrüßungen hinausgekommen, so verbreitete sich ein schüchternes, ernst geheimnisvolles Lächeln über Franzens Gesicht; für den erfahrenen Scävola das Zeichen, nach des Jünglings Brusttasche zu blicken. In der That erschien auch gleich darauf aus dem Abgrund der Brusttasche ein zusammengebogenes, starkes Manuskript. Die Oberlippe mit dem Bärtchen bewegte sich, einige Worte folgten, von denen ich „Trauerspiel“ und „Frucht dieses Winters“ verstand, und auf meiner ausgestreckten Hand ließ diese Frucht sich nieder. Ich öffnete sie und warf einen Blick auf Titel und „Personen“. Es war ein Trauerspiel aus dem deutschen Mittel-

alter; zwei Kaiser und ein Papst standen obenan; zwanzig bis dreißig Personen von geringerer Lebensstellung folgten.

Sie wünschen, daß ich es lese, nicht wahr? fragte ich den Jüngling.

Franz (der eine Hand auf das starke Manuskript legte, wie um es so besser zu empfehlen, oder aus unbewußtem Vaterstolz). Ich bitte Sie um ein Urteil, — eh' ich das Ding da drucken lasse und an die Bühnen versende. Es behandelt eine der wichtigsten Epochen, und — — natürlich ist die Gesinnung patriotisch; durchaus patriotisch. Die neuesten historischen Quellen habe ich benutzt. Sind zu viel Personen, so kann man einige weglassen; die Anweisung dazu hab' ich in einer Schlußbemerkung gegeben.

Ich (das Manuskript zu Scävola hinüberreichend). Wenden wir uns vor allem an diesen Herrn, lieber Franz; der liest das Stück noch heute abend oder heute nacht, — und zwei Urteile sind doppelt so viel wie eines. Morgen gibt er's dann mir.

Mucius nickte.

Franz (zu Mucius, der in das Heft hineinsah). Glauben Sie nicht auch, daß es gut war, diesen Stoff zu wählen —

Mucius (sah den Jüngling an). Wie leben Sie?

Franz (erwiderte verdutzt seinen Blick; warf dann den zweiten auf mich). Wie ich lebe?

Mucius. Ja.

Franz (immer befremdeter). Wie meinen Sie das? — Wie ich meine Tage verbringe —?

Mucius. Ja.

Franz. Nun — wie jedermann in meiner Lage: (lächelnd) ich lese, ich schreibe, ich lebe mit allerlei Leuten; ich gehe ins Kaffeehaus, ins Theater, — und nachts geh' ich zu Bett.

Mucius erwiderte nichts, sondern vertiefte sich wieder in das Manuskript.

Franz (nach einer Weile). Wenn ich fragen darf: wie finden Sie die Verse? — Glauben Sie, daß es besser gewesen wäre, ich hätte das Stück in treuherziger deutscher Prosa geschrieben, à la Götz — wie das jetzt einige Kritiker empfehlen? Oder meinen Sie nicht auch, daß für so eine Kulturkampftragödie der schwungvolle Vers doch das Bessere ist?

Mucius (wieder aufblickend). Sind Sie schon gereist?

Franz (diesmal verlor er geradezu die Fassung). Ob ich schon gereist bin?

Mucius. Ja.

Franz. Ich — ich verstehe nicht recht, warum Sie das fragen. (Er sah wieder auf mich; doch ich, ein aufsteigendes Lächeln unterdrückend, winkte ihm stumm, sich an Scävola zu halten. Franz fuhr hierauf fort:) Ich — ich war in Norwegen, und in Philadelphia auf der Weltausstellung. Es interessierte mich sehr — — Ah, Sie kommen da eben an die große Scene in Rom! Die hab' ich auf Anraten eines meiner Freunde noch hineingeschrieben; es fehlte ihm das Schillersche, das Marquis Posasche in meinem Stück, — wie das Stück vorher war. Finden Sie nicht auch, daß die Scene gut thut —

Mucius. Mit was für Menschen leben Sie hauptsächlich?

Franz. Ich?

Mucius. Ja, verehrter Herr; Sie.

Franz. Mit was für Menschen ich hauptsächlich lebe?

Mucius (immer ernsthaft). Haben Sie die Gnade, mein Herr, sagen Sie mir das.

Franz (der nicht umhin konnte, zu lächeln). Wenn Sie es durchaus wünschen, — mit Vergnügen! — Ich lebe viel im Kaffeehaus; mit jungen Litteraten, die einen Verein

gegründet haben, worin sie Vorträge halten; mit Kritikern, die sich zum Teil schon für mich interessieren; — einem von ihnen verdank' ich jene Scene in Rom. Dann in Familien, wo man Litteratur macht; wo ich auch allerlei weibliche Kollegen kennen lerne —

Mucius (murmelte). „Da habt ihr ein groß Publikum!" (Dann vertiefte er sich abermals in das Manuskript.)

Franz. Wie verstehen Sie das?

Mucius (deutete, statt zu antworten, auf eine Stelle in der Tragödie). Diese warmen Worte des alten Raubritters Fulko erquicken mein nationalliberales Herz.

Franz. Ich weiß nicht, — spotten Sie? (Mucius schüttelte mit der ernsthaftesten Miene den Kopf.) Diese Rede des Fulko — in unserm Verein wirkte sie ganz besonders; sie schlug ein! — Nur wer die Ideen unserer Zeit zum Ausdruck bringt, wirkt auf unsere Zeit! — Uebrigens die folgende Scene ist wieder ganz naiv, handelt nur von Liebe; auf Anraten einiger litterarischer Freundinnen hab' ich sie noch verstärkt; des Kontrastes wegen. Meinen Sie nicht auch, daß der Kontrast hier gut thut —

Mucius. Was für Schriftsteller lesen Sie hauptsächlich?

Franz starrte Mucius eine Weile an; dann stand er auf.

Ich. Warum schweigen Sie, Franz? Warum machen Sie ein so verstörtes, beleidigtes Gesicht? — Dieser Freund will Ihnen wohl; er hat nur seine eigene Art. Warum sollte man einen jungen, strebenden, werdenden Menschen nicht fragen, wie er sich geistig ernährt? aus was für Büchern und Menschen?

Franz (sich wieder fassend). Ich finde nur, daß alle diese Fragen — — Was ich lese? — Ich verfolge die Zeitschriften, die großen und kleinen Journale; ich sehe aus den Kritiken, was in der Welt neu erscheint, — es entgeht mir nichts. Die Bücher, die in den Zeitungen empfohlen wer-

den, schaffe ich mir an; dann natürlich, was durch die litterarischen Freunde mir ins Haus kommt — — Warum lächeln Sie beide? — Machen Sie es anders? — Soll man denn nicht fortgehen mit seiner Zeit; ist man nicht dazu da? Und wenn ich als Schriftsteller, als Dichter, die Bedürfnisse meiner Zeit nicht kenne, wie soll ich es erreichen, das zu schreiben, was ihr gefällt?

Mucius. Wem, wenn ich fragen darf?

Franz. Wem? nun, dem Publikum —

Mucius. Ihnen selber nicht?

Franz (etwas verwirrt). Mir? — — Nun, natürlich auch mir. Ich setze voraus, daß es auch mir gefällt —

Mucius. Warum auch Ihnen gefällt? Weil es Ihrer inneren Ueberzeugung entspricht, oder weil es dem Publikum gefällt?

Franz (überlegen). Die innere Ueberzeugung — das ist wohl ein sehr ungewisser Boden; ein bestechliches Tribunal. Hab' ich das Publikum für mich, so hab' ich ja, was ich wollte! Denn für wen schreibt man anders seine Tragödien und Komödien, als für das Publikum —

Mucius. Für welches, mein werter Herr?

Franz. Für welches? — Nun, für das chinesische nicht; sondern für das deutsche. Für das Publikum, das meine Sprache spricht; das unsere Theater füllt —

Mucius. Für das Publikum der ersten Aufführung? des ersten Abends? nicht wahr?

Franz. Zunächst für dieses; natürlich.

Mucius. Aber auch für das Publikum des zweiten Abends?

Franz (lächelnd). Ja, mein Herr; auch für das.

Mucius. Und für das Publikum des zehnten Abends?

Franz. Mein Gott, ja; natürlich —

Mucius. Und des hundertsten?

Franz. Ich weiß nicht, was Sie wollen. — Und des hundertsten; ja!

Mucius. Wir nehmen also an, werter Herr, Ihre Kulturkampftragödie mit der verstärkten Liebesscene und dem nationalliberalen Raubritter Fulko komme auf die Bretter! Erste Aufführung: der gesunde Gedankengang des Raubritters Fulko schlägt ein, die Naivität der Liebenden flößt uns Mitleid und Furcht ein; rauschender Erfolg. Sie haben dem Publikum gefallen; Sie haben also, was Sie wollten; alles ist in Ordnung! — Zweiter Abend: ein anderes Publikum; ein Publikum, das die Zeitungen gelesen hat — die Zeitungen, die das Stück zum Teil ohne Maß gelobt, zum Teil ohne Barmherzigkeit zerrissen haben; — zweifelhafte, ungewisse Stimmung; Beifall, Widerspruch; endlich geht man ruhig nach Hause. Dritter Abend: bei der tüchtigsten und bravsten Rede des Raubritters Fulko fangen einige Niederträchtige auf der dritten Bank an zu lachen; der naive Schmerz seiner Tochter, die den atheistischen Neffen des Papstes liebt, flößt weder Mitleid noch Furcht ein; am Schluß der Tragödie brechen dennoch einige Mitglieder des litterarischen Vereins in plötzlichen Beifall aus; aber die Zahl der Niederträchtigen ist größer und man zischt sie nieder. Vierter Abend — der letzte —

Ich. Ah! ah! Genug! — Siehst du denn nicht, wie blaß Franz geworden ist. Wie er im Uebermaß der Gefühle seinen Schnurrbart decimiert! — Schonung für den Jüngling —

Mucius. Laß mich nur: ich richte ihn wieder auf! — — Sagen Sie mir, Herr Poet: welches von diesen vier Publikums war denn nun das rechte? Für welches dieser vier hatten Sie geschrieben? Von welchem dieser vier nehmen Sie Ihren Spruch?

Franz (nach einigem Ueberlegen, mit liebenswürdiger Fassung). Nun — ich müßte glauben, daß mein Werk einiges Gute hatte, das den Wohlwollendsten und Empfänglichsten gefiel; daß es aber zu schwach war, um sich zu behaupten —

Mucius. Nicht zu schnell, werter Herr! Uebereilen Sie sich nicht! — Nehmen wir an, seit dem vierten und letzten Abend sind zehn Jahre dahin; Sie haben inzwischen große Erfolge errungen, wie Sie es wahrscheinlich verdienten (Franz lächelte einen Augenblick; doch er nahm schnell wieder eine ernste, ruhige Miene an); Sie sind der sogenannte „Löwe des Tages" (Franz kämpfte mit einem zweiten Lächeln, aber dieses war stärker als er); — kurz, dem neuen Direktor, einem klugen Kopf, kommt eines Tages der Gedanke: graben wir jenes erste Stück, mit dem Raubritter Fulko, über den wir drei damals so herzlich lachten, — graben wir das Teufelszeug aus dem Archiv wieder hervor! — Es wird ausgegraben; Aufführung; fünfter Abend; — ungewisse Stimmung. Von dem Löwen des Tages, unserm großen Franz, hatte man mehr erwartet; man achtet den wohlmeinenden Raubritter Fulko, aber man begeistert sich nicht; die Liebe seiner Tochter erregt ein angenehmes Mitleid, aber nicht genug nervenquälende Furcht; — endlich, mit dem selbstverständlichen Respekt vor dem Genius unseres Franz, „der sich auch hier nicht verleugnet", geht man laulich angeregt heim. Sechster Abend: ein anderes Publikum; ein Publikum, das morgens im „leitenden Blatt" den Aufsatz des großen Kritikers X. gelesen hat; des großen Kritikers X., der aus dieser ersten „Klaue" schon damals (denn er sagt es) den ganzen Löwen erkannt hatte, — der die große Rede des Raubritters Fulko über Wilhelm Tells Monolog stellt, und kaum mehr den Mut hat, Egmonts liebliches Klärchen mit Fulkos unsterblich rührender Tochter zu vergleichen. An-

dächtige Stimmung des gefüllten Hauses; wachsendes Erstaunen. Welche Shakespearesche Mischung von Humor und Tiefsinn in diesem deutschesten aller deutschen Ritter; welche Kleistische Kühnheit der Naivität in dieser jungfräulichen Liebe! Zuerst ein dumpfes Grollen des Erfolgs; endlich ausbrechender Sturm. Der Direktor — seht dieses Krokodil! — der Direktor hält sein Taschentuch vor die Augen, vor das ganze Gesicht, um sein schmunzelndes Lächeln zu verbergen. Siebenter, achter, neunter, zehnter Abend — zählen wir nicht mehr: einer wie der andere. Fulko hat gesiegt; zwanzig, dreißig, vierzig Abende folgen nun dem sechsten so gewiß, wie dem munteren Leithammel seine ermunterte Herde!

Ich. Du hast es dich etwas kosten lassen, den gebeugten Poeten wieder aufzurichten. Aber er ist getröstet. Welche Mühe es ihm macht, wieder so kaltblütig dreinzuschauen wie ein alter Römer. — Franz! Woran denken Sie?

Franz. An den eigentlichen Sinn all dieser Reden und Fragen —

Mucius. Wir sprachen vom Publikum, wenn Sie sich erinnern. Welches Publikum ist denn nun das rechte, für das Sie leben und schaffen? Das des ersten Abends, oder das des letzten? Das von einem früheren „Heute", das Sie fallen ließ, oder das vom heutigen „Heute", das Ihnen zuläuft, weil man Sie ihm anpries? Das von morgen, das Sie als „zeitgemäß", als „modern" bejubelt, oder das von einem fernen Uebermorgen, das Sie wie ein unreifes Pflänzchen still verdorren läßt? — Sagen Sie! sagen Sie! — Ist es die Menge, die am nächsten Abend im Cirkus über die Clownsspäße wiehert, oder die kleine, elegante Gemeinde des Salons, die am Theetisch über einen kräftigen Ausdruck Ihres Helden die duftenden Köpfe schüttelt? Sind es die Nüchternen, die der Schöpfer in seinen kalten Mo-

menten zum Kritisieren erschuf, oder die Empfänglichen um jeden Preis, die in ihrer weitherzigen Begeisterung Elefanten und Kamele verschlucken? — Sagen Sie doch, mein werter Herr! — Aber Sie sagen nichts. Sie sehen mich nur an. — — Wenn Sie soeben etwas gesagt haben sollten, das ich etwa nicht hörte, so bitte ich ganz ergebenst: sagen Sie's noch einmal!

Franz (treuherzig). Nein, ich sagte nichts. (Er wandte sich, eingeschüchtert, zu mir:) Warum sind Sie so still? — Sie, der Sie doch auch für das Publikum schreiben — — Zwar, nach diesem Herrn weiß man nicht, für welches! — — Mir scheint, der Herr möchte mir überhaupt verleiden, für irgend jemand auf der Welt zu schreiben und zu dichten —

Ich. Nein! so scheint es mir nicht. Wenn ich ihn recht verstehe, will er Ihnen nur sagen: Suche nicht das Publikum, dem du gefallen könntest, sondern suche dich selbst! Suche nicht draußen um dich her die Mittel auf, durch die du gefallen könntest, sondern suche deinem Innern einen Zweck zu geben, der auf die da draußen zurückwirke! — Mir scheint, er will Ihnen sagen: Was thust du und wie lebst du, um nicht mit den Kleinen klein, mit den Eintagsfliegen zur Eintagsfliege zu werden, sondern um den „reichen Mann" aus dir zu machen, der für die von heute, die von morgen, die von übermorgen gute Gaben genug hat? der nicht zu fragen braucht: von welchem Beifall leb' ich diesen heutigen Tag — sondern der fragen darf: welches Gute kann ich morgen, übermorgen wirken? — Er will Ihnen sagen, Franz: mach einen ganzen Menschen aus dir; so wird vielleicht aus dem ganzen Menschen auch ein ganzer Poet! Lebe mit den Besten, — ob sie nun vor Jahrtausenden lebendigen Fleisches waren, oder ob sie heute herumwandeln; gefalle dir nicht unten im Teich, wo die Stimmen

des Tages quaken, sondern da oben ringe dich hinauf, von wo dieses scheinbar große „Meer der Zeit" zum fern quakenden Teich wird; — und dann, zu den Meistern über dir hinaufschauend, Schulter an Schulter mit den gleichgesinnten Genossen, hinunterhorchend auf die Stimmen der Zeit, die da kommen und gehen, suche zu lernen, zu schaffen und zu wirken: vielleicht gefällt es dann Gott, daß auch du gefallest!

— — Franz stand auf. — Eine Weile sagte er nichts; seine schlanke, etwas schmalschultrige Gestalt stand regungslos gegen das Abendlicht, das hinter ihm durch die großen Fensterscheiben hereinfiel. Endlich kam er zu mir und gab mir die kühl, fast kalt gewordene Hand, während die Wangen ihm brannten. Er ging auch zu Mucius, der sich leise am Ofen hin und her bewegte, und drückte ihm die Hand, noch immer ohne zu sprechen. — Ich — — ich danke Ihnen! sagte er, dem Schweigen ein Ende machend, mit ungewisser Stimme. Ich — — Leben Sie denn wohl! — Denken Sie nicht, daß ich dieses Gespräch — — daß ich es vergesse. „Sondern suche dich selbst" — — das ist der Gedanke, der mir fehlte. Den ich ganz verstehe. „Suche deinem Innern einen Zweck zu geben" — — ich danke Ihnen! (Er drückte mir nochmals die Hand.) Glauben Sie mir, meine Herren — — glauben Sie mir — — Gute Nacht!

Er warf im Gehen noch einen Blick auf sein Manuskript, das neben Mucius auf einem Stuhl zurückblieb; wie es schien, wünschte er noch zu fragen, wann er unser Urteil darüber hören werde; aber es wollte ihm kein Wort mehr über die Lippen. Mit einer Art von — bewußter oder unbewußter — Selbstverachtung schüttelte er leise den Kopf und ging hinaus.

— Glaubst du, daß es sitzt? daß es ihn hat? fragte Mucius, als wir beide allein waren. Glaubst du, daß er noch „wird"?

Ich zuckte die Achseln; und soviel ich mich erinnere, antwortete ich nichts.

So viel weiß ich, fing Mucius wieder an: der wird's nicht machen wie ich; der wird Stücke schreiben, eines nach dem andern, und das kleine, spitze Stahlschwert in seiner rechten Hand wird einen langen, grausamen Krieg mit dem Publikum führen — und wer weiß, ob er nicht gewinnt! — — Werd' ich ihn dann beneiden? Nein; das werd' ich nicht. Gute Nacht, mein Lieber! Gib mir meinen Hut vom Tisch herüber; es wird Zeit, daß ich dich verlasse.

Warum? Wohin? fragte ich.

Heim, sagte er; noch heute abend lese ich dieses wunderbare Stück. Ich sage dir, der Anfang hat mich an meine Jugend erinnert; ähnliche Sachen schrieb ich auch einmal — nur etwas mehr Feuergeist, denk' ich, war darin. Guter Gott! wie viele Dramatiker von meinem Schlag in diesem verwünschten Deutschland sterben und verderben! — Muß es denn sein? — Wird es immer so sein? — — Doch ich will dich und mich nicht melancholisch machen. Ich werde heute nacht von Fulkos lieblicher Tochter träumen — — Träumen — — „Traum eines Schattens ist der Mensch.“ Was waren zu diesem Jüngling deine letzten Worte? „Vielleicht gefällt es dann Gott, daß auch du gefallest“ — — Bei mir gefiel es ihm nicht! — Wenn ich vor dir sterben sollte — was mir nicht mißfiele — so laß auf meinen Grabstein etwa folgendes schreiben: „Hier ruht Gajus Mucius Scävola; statt deutsche Trauerspiele zu verfassen, war er selber eines; eines unter vielen. Es scheint, die Natur hatte den Wunsch, viel aus ihm zu machen; aber er ward höchstens etwas — und nun ist er nichts!“ — — Ich werde von Fulkos lieblicher Tochter träumen. Ich werde von meiner Jugend und von der Kunst in Deutschland — — Gib mir meinen Hut. Gute Nacht!

Hölderlin, der Dichter des Pantheismus.

(1870.)

(Zuerst gedruckt im „Historischen Taschenbuch", begründet von Fr. v. Raumer, herausgegeben von W. H. Riehl; Jahrgang 1871.)

Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitren Tag
Fühl' ich verzehrend euch am Busen
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.
(Hölderlins Werke I, 39.)

Das große, weltgeschichtliche Jahr 1870 hat den Deutschen auch den hundertjährigen Gedenktag jenes stillen, elegischen Sängers gebracht, dessen Schatten nur vor uns aufsteigt, wenn eine traumhafte, kampflose Ruhe uns an die Grenze der Menschheit, an die Region des Unbewußten führt, oder wenn wir über persönlichstem Geschick das allgemeine vergessen. Hölderlin ist kein Sänger für erregte Zeiten. Doch auch wenn die Weltgeschäfte wieder in ruhigen Geleisen gehen, wird sich um diesen edlen Geist immer nur eine kleine Gemeinde versammeln: denn er gehört zu den Einsamen, Tiefsinnigen, die man nicht nur empfinden, auch begreifen muß. Seine Melodie ist ernst, ohne die gemeine Fröhlichkeit, ohne den herkömmlichen Schmerz, die man bei Lyrikern finden und genießen will; sein Glück wie sein Gram wächst aus Tiefen herauf, die für das Dasein so vieler Menschen weder Gutes noch Böses, weder Segnendes noch Trauriges bedeuten. Liebe, Freundschaft, Natur sollen nicht, wie bei anderen, seinem Leben eine Farbe leihen, sondern dessen Inhalt ausmachen; ein mystischer Drang, der in jeder einzelnen Erscheinung das All umfaßt, treibt ihn mit unaufhaltsamer Gewalt, sich jedem hohen Genuß wie einer Gottheit gleichsam hinzuopfern. Indem er so seine

Jugendkraft verzehrt und in Glück und Unglück die tragische Auflösung seines Geistes vorbereitet, reift er einer hellseherischen Klarheit, einem weltdurchdringenden Tiefblick zu, die aus ihm einen lyrischen Philosophen ohnegleichen machen, aber auch einen Hörer fordern, der sich ihm mit ganzer Seele hinzugeben, an dem dämonischen Zauber seiner Gedankenwelt sich zu berauschen vermag.

Vielleicht ist es bei keinem Dichter so wünschenswert wie bei Hölderlin, einen Führer zu haben, der den geheimnisvollen Wegen dieses einsamen Menschen folgt und in seinen Dichtungen die Entwickelungsgeschichte seiner Seele wiederfindet. Denn seine Werke sind seine Biographie. Was er Eigenstes, Persönliches erlebt hat, steht — oft verborgen, verschleiert — in irgend einem dämmernden Winkel seiner Schöpfungen aufgestellt. Ja es ist wunderbar, wie sehr die Geschichte seines Ich den künstlerischen Aufbau seiner größeren Dichtungen beherrscht, zuweilen entstellt; wie sehr man dieser Wissenschaft bedarf, um nicht über der Ausartung des Ganzen den hohen lyrischen Wert des Einzelnen zu mißachten. Seit ich Hölderlin kenne, hab' ich mich immer gefragt, ob man es einem so schwer zugänglichen Genius nicht schuldig sei, gewissermaßen die Vermittelung zwischen ihm und dem Leser zu versuchen. Nicht durch die Schilderung seines einfachen Lebensganges: dafür ist längst durch Christoph Schwab, seinen Biographen, gesorgt; sondern indem man sich bemühte, den dunkeln Kern seines Wesens, der sein Schicksal war, in plastischer Deutlichkeit darzustellen. Doch da ich nun, in Hölderlins Gedächtnisjahr, diesen Versuch unternehme, fühle ich nur zu wohl, daß ein so mystischer Pantheismus wie der seinige, daß gewisse geheime Beziehungen der Menschenseele zum Weltgeist, des Ich zum All, sich besser nachempfinden als verdeutlichen lassen. „Mystisch" ist, was „die Lippen

schließt", was unaussprechlich ist. Wer aus der naiven Vereinzelung seines Ich nie herausgetreten, nie von dem Drang, sich dem Allgemeinen, dem Ideal, dem Göttlichen völlig hinzugeben, erfaßt worden ist, den wird auch kein Pfadfinder bis in die Dämmerung führen, in welcher Hölderlins Gesang laut vernehmbar und tief ergreifend erklingt. Wem aber von dieser höchsten Gabe des Menschen etwas verliehen worden, dem wird in Hölderlin eine der wundersamsten Erscheinungen und ein Dichter bekannt werden, der mit niemand als mit sich selbst zu vergleichen ist.

Das Land, das der deutschen Litteratur so viele Lyriker, so viele Philosophen zugebracht, das Land Württemberg ist auch das Geburtsland dieses philosophischen Lyrikers, dieses eigentlichsten Sängers der beseelten Natur. In Lauffen am Neckar, unweit Heilbronn, geboren, dann in Nürtingen, Denkendorf, Maulbronn, Tübingen durch die Schulen wandernd und so in der Anmut des Neckarlandes und seiner freundlichen Seitenthäler heranwachsend, erfüllte er sich von Jugend auf mit jenem innigen, dichtenden Naturgefühl, das, ein altes Erbteil der Deutschen, in ihm gleichsam seinen Priester und Seher finden sollte. Die deutsche Dichtung hatte schon seit Brockes und Haller, fast seit dem Anfang des Jahrhunderts begonnen, ein gewisses ehrbar befreundetes Verhältnis zur Natur zu pflegen. Geßner, Ewald von Kleist, Hölty, Matthisson, Voß und ihresgleichen setzten diese sanfte Freundschaft fort, steigerten sie, gaben ihr neue, herzlichere Töne, bis in Goethes „Werther" die ganze Kraft und Tiefe des Gefühls hervorbrach, das diese andern nur zu ahnen vermocht hatten. Die Natur war nun auf einmal zur Schwester der Menschenseele gemacht. Berg, Fluß und Thal, der leuchtende Feuerball der Sonne, die „lieben Wolken", die der Abendwind „am Himmel herüber wiegte",

das Schwirren und Weben der kleinen lebendigen Welt am Erdboden hin — alles bewegte den Sänger wie seinesgleichen. Das ganze „innere, glühende, heilige Leben der Natur" faßte er in sein Herz, fühlte sich in der überfließenden Fülle wie vergöttert. Die Welt um ihn her und der Himmel „ruhten in seiner Seele wie die Gestalt einer Geliebten"; tiefe Sehnsucht zog ihn, auf Vogelfittichen über dieses All dahinzuziehen, „aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt".

Diese höchsten Momente innigster Gemeinschaft, die nur an den Grenzen der Menschheit ihre Marke findet, diese pantheistische Seligkeit, der Menschenbrust bisher unbekannt, war freilich ein gefährliches Geschenk: denn sie verlangte eine ungemessene Steigerung der Gefühle, eine Verfeinerung der Nervenkraft, die an den Wurzeln unsres Organismus rüttelt. In heiterer Freude mit der Natur zu leben, ihrem Geist mit sinnigem Verständnis nachzugehen, in sanfter Melancholie bei ihr Frieden zu suchen — das alles ist noch einfache Menschenart: der unbewußten Welt stellt sie ihr Bewußtsein gegenüber, leiht es ihr, nimmt es gefärbt, bereichert wieder zurück, um von neuem und um so eifriger mit sich selbst zu leben. Aber diese schwärmerische Versenkung in die Natur drängt gleichsam das einzelne Ich aus sich selbst heraus, um den Platz, den es einnahm, mit dem zerflatternden Bewußtsein des Allgemeinen zu füllen. Es ist wie ein Rausch des Geistes, der von den feinsten Säften und Kräften lebt; der sich nur auf Kosten des eigenen Daseins wiederholen kann, und der, wenn er je in einem Menschen andauern könnte, Selbstvernichtung bedeutet.

Vielleicht, daß ein Beispiel, vielmehr ein gedachter Fall

diesen wundersamen „Rausch des Geistes" zu versinnlichen und zu erläutern vermag. Wenn sich ein Wesen unserer Art denken ließe, das bis zu voller Reife seiner Intelligenz und seines Körpers auszuwachsen im stande wäre, ohne je die Welt sinnlich kennen zu lernen, — und dieser Mensch träte nun plötzlich aus seiner märchenhaften Abgeschlossenheit hervor und sähe den Tag, das Licht, den wundersamen Glanz, der vom Himmel her sich über die tausendfach gefärbten Erscheinungen der Erde verbreitet; oder den erschreckenden Zauber einer klaren Nacht, aus deren Gewölbe die unzähligen zitternden Sterne auf ihn niederstrahlen: so müßte der Eindruck auf ihn stärker sein, als unsere thätigste, glühendste Einbildungskraft es sich vorstellen kann. Die Wirklichkeit dieser Welt, von der er bisher nur hatte sagen hören — das ganze unausdenkbare, schauerlich rätselvolle Wunder, daß etwas ist, daß dieses Etwas das ebenso unausdenkbare All erfüllt, daß dieses All, oder doch ein Teil von ihm, sich in unserem Auge, unserer Seele spiegelt — diese plötzliche, ungeheure, furchtbar lebendige Erfahrung, über einen Geist herströmend, der die Reife hat, sie zu fassen, müßte ihn in eine Erregung, einen Rausch versetzen, den der gewöhnliche Mensch nur darum nicht kennen lernt, weil ihn das Wunder dieser Welt langsam an sich gewöhnt hat, eh noch sein denkendes Bewußtsein erwachte. Wäre nun die Seele dieses Wesens vorbereitet genug, um zugleich auch die ganze Schönheit dieses uns sichtbaren Alls zu empfinden; die wunderbare Gewalt der Gegensätze von Tag und Nacht, Licht und Dämmerung, geformter Ruhe und fließender Bewegung; die geheimnisvolle Freundschaft und Feindschaft der Farben und Töne, den belebenden Hauch des Aethers, die unermeßliche, tausendförmige Fülle des sich regenden Lebens: so würde ihm das Gefühl dieser Welt so über dem Haupt zu-

sammenschlagen, daß seinem wehrlosen Ich nur die Wahl bliebe, sich aufzulösen oder sich durch die Seligkeit anbetender Hingebung zu retten. Doch auch diese Seligkeit, wenn nicht die Gewöhnung sie abstumpfte, wenn sie dauernd über ihn mächtig bliebe, würde bald seine Vernichtung sein. Sie würde die Kraft seines Ich, seines Bewußtseins verzehren, das Gesetz des Organismus brechen, das diesen zu selbstwilliger Vereinzelung zwingt, und ihn in den Abgrund der Natur zurückzerren, wie sich eine aufgestiegene Luftblase im Element verliert.

Nun denke man sich das Märchen eines solchen Schicksals, vor dem unser langsames, dumpfes Werden uns sichert, gewissermaßen zur Wirklichkeit geworden in dem verfeinerten Organismus einer höchst empfindlichen, horchsamen, hellsichtigen Dichterseele, deren geheimnisvollste Kraft es ist, das unsichtbare Weben des Naturgeistes zu fühlen und das Wunder dieser Welt wie etwas eben Geborenes, Niegesehenes anzuschauen. Man denke sich diese beseligende Kraft, diese unmittelbare Kindschaft zur Weltseele, in einer träumerischen Jugend emporwachsend, im innigsten Verkehr mit der Natur genährt, in noch unbehilflichen Gesängen ausgesprochen; nicht, wie bei dem vielseitigen, starkgeistigen Goethe, mit dem Sturm und Drang der Jugend abgethan und zu ruhiger Naturbetrachtung verdichtet, sondern heranreifend als eigenste Frucht eines für sie geschaffenen Gemüts, von eifriger philosophischer Spekulation wissenschaftlich bestätigt, als Pantheismus zu heiliger Ueberzeugung geworden, durch den Tiefsinn einer feingemischten Denker- und Dichterkraft in „Morgenduft und Sonnenklarheit“ gehüllt. Man denke sich endlich die natürlichen Wirkungen einer solchen Anlage und Entwickelung: die Richtung ins Einsame, die Abwendung von der in ewigem Streit und notwendiger Selbstsucht sich ab-

mühenden Menschenwelt, das stille Gefühl, gleichsam ein Fremder zu sein; die scharfe, zitternde Empfindlichkeit gegen jede rauhe Berührung, die tiefe Sehnsucht, aus aller Bedrängnis, Unruhe, Not und Mühsal sich in den Frieden jener geheimnisvollen Gemeinschaft mit der Weltseele zu retten. Man stelle sich die unausbleiblichen Konflikte eines solchen Gemüts mit dem Weltgang vor: stärkster Drang, den Menschen sein Eigenstes als Dichter zu offenbaren, doch die Unfähigkeit, sich unter ihnen wahrhaft heimisch zu machen; ein Liebebedürfnis, das im Menschengebilde die höchste Offenbarung des Weltgeistes umfassen, anbeten möchte, und das schwere Blut, das sich in die tausend Widerwärtigkeiten der irdischen Einrichtung nicht zu finden weiß; feinste Empfänglichkeit für alles Reine, Ganze, in sich Vollendete, weil es ihm ein Spiegelbild des Unendlichen ist, und die stete Verletzung durch den Anblick des Stückwerks, der Scherben, in die die Ich-Welt zerfällt. Man nehme die „Pfeil' und Schleudern des Geschicks" hinzu, die keinem erspart bleiben, und gegen die ein so geheimnisvoll ernster, feingesponnener Geist sich schlecht zu wappnen vermag; man lasse eine höchste Schicksalsstunde, eine entscheidende Erfahrung in sein Leben treten, die das Innerste seiner Kraft entfaltet, seine Dichtergaben bis zu voller Reife durchglüht, alles Große und Verhängnisvolle in ihm auf die Spitze treibt, um ihn dann von dieser Höhe herab — naturnotwendig — in die Tiefe der Selbstverzehrung, der Erschöpfung, der Auflösung zu stürzen: so hat man die Erscheinung und das Schicksal Hölderlins, das sich, schmerzlich und erschütternd wie es ist, nach dem innersten Gesetz seines Organismus vollendet.

Nicht die äußeren Ereignisse seines Lebens haben ihn zu dem gemacht, was er war; nicht die vaterlose Erziehung durch eine Mutter, die, wie es scheint, sich dieser Aufgabe

ebenbürtig erwies, nicht die Enge der Verhältnisse — aus der so viele unserer größten Talente kraftvoll heraufwuchsen —, auch nicht die äußere Dürftigkeit, die ihn in abhängige Stellungen hineinzwang: denn bei normalerem Wachstum seiner Gaben hätte er, gleich hundert anderen, diesen Zwang nur als Schule des Lebens benutzt und dann von sich abgeworfen. Auch nicht der Liebesschmerz um Diotima hat ihn wahnsinnig gemacht. Sein Schicksal war jenes tiefmystische Element, das nur in einem verhängnisvoll reizbaren Organismus wohnen kann; das ihn der Welt gleichsam gegenüberstellte, an seinen edelsten Lebenskräften sog und sie endlich verzehrte. Doch wie sehr es auch die Blüte, die Seligkeit seines Daseins war, wie es zugleich mit dieser Menschenknospe sich zu entfalten und ihr gleichsam ein geheimes zweites Leben zu verleihen begann, hat er als gereifter Dichter mit wunderbarer Kraft und Innigkeit auszusprechen gewußt. Wenn er die „freundlichen Götter" anredet — die belebenden Geister der Natur, die ewig wirkenden Kräfte — so redet er zu ihnen wie zu seinesgleichen: er fühlt sich ihnen fast verwandter als seinem eignen Geschlecht. „Euch kannt' ich besser", sagt er in dem Fragment eines Gesangs, „als ich je die Menschen gekannt; ich verstand die Stille des Aethers, der Menschen Worte verstand ich nie!" Und jene pantheistischen Freuden seiner werdenden Jugend schildert er im „Tod des Empedokles", durch den Mund seines Helden das Allereigenste aussprechend:

— — O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, geweckt,
Die kindlich schlummernde, sich öffnete,
Lebendig sie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens große Genien
Erkannte — Schöne Sonne! Menschen hatten mich

Es nicht gelehrt, mich trieb mein eigen Herz
Unsterblich liebend zu Unsterblichen,
Zu dir, zu dir, ich konnte Göttlichers
Nicht finden, stilles Licht! Und so wie du
Das Leben nicht an deinem Tage sparst
Und sorgenfrei der goldnen Fülle dich
Entledigest, so gönnt' auch ich, der deine,
Den Sterblichen die beste Seele gern,
Und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der schicksalvollen, ihr in Jünglingsfreude
Das Leben so zu eignen bis zuletzt;
Ich sagt' ihr's oft in trauter Stunde zu,
Band so den teuern Todesbund mit ihr.
Da rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
All deine Freuden, Erde! wahr, wie sie —
Und warm und voll — aus Müh' und Liebe reifen,
Sie alle gabst du mir. Und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshöhe saß und staunend
Der Menschen Irrsal übersann,
Zu tief von deinen Wandlungen ergriffen,
Und nah mein eignes Welken ahnete,
Dann atmete der Aether, so wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und, wie Gewölk der Flamme, löseten
Im hohen Blau die Sorgen mir sich auf.

Und in derselben Dichtung, an einer anderen Stelle:

Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage sich bewegt',
Und wunderbar umfingen mir die großen
Gestalten dieser Welt, die freudigen,
Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen.
Und staunend hört' ich oft die Wasser gehn,
Und sah die Sonne blühn, und sich an ihr
Den Jugendtag der stillen Erd' entzünden.
Da ward in mir Gesang, und helle ward
Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet, —

Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärt'gen,
Die Götter der Natur, mit Namen nannte,
Und mir der Geist im Wort, im Bilde sich,
Im seligen, des Lebens Rätsel löste.

So wuchs der Jüngling herauf, in der klösterlichen, aber gründlichen, gelehrten Zucht der schwäbischen Seminare zum Studenten gereift, durch idealische Freundschaften, dann durch die erste Liebe beglückt, an Klopstock, Ossian, Schiller, an die Klassiker des Altertums mit Begeisterung hingegeben, ernster und in sich gekehrter, als ihm frommen mochte, aber durch seine einnehmende Erscheinung, den sichtbaren Adel seiner Seele leicht die Menschen gewinnend. Schon seine körperliche Schönheit, von apollinischer Art, drückte aufs edelste die innere Stimmung aus und zog zu ihm hin; ein tiefes, glühendes, schönes Auge, ein reines Profil, eine hohe Stirn, für eine reiche Gedankenwelt gemacht, natürliche Grazie, und ein bescheidener, geistreicher, nachdenklicher Ausdruck, dessen stiller Gewalt sich nicht leicht jemand entzog.

Auf den Wunsch seiner Mutter, und gleichsam einem württembergischen Herkommen gemäß, hatte Hölderlin sich der theologischen Laufbahn zugewandt und trat als achtzehnjähriger Jüngling (1788) im schwarzen Gewand des „Stiftlers" in das berühmte Seminar zu Tübingen ein. Doch von einem anderen Drang erfüllt, als sein Leben in einem schwäbischen Landpfarrer-Idyll vom Rocken zu spinnen, gab er sich seinen beiden Lehrmeisterinnen, der Philosophie und der Dichtung, hin, schloß einen poetischen Bund mit den jungen Lyrikern Neuffer und Magenau, philosophierte mit Schelling und Hegel, seinen aufstrebenden Genossen, entwickelte sich zu schneller Meisterschaft im Flötenspiel (unter Dülons Leitung), versuchte sein Herz an einer zweiten Liebe zu erwärmen, und stellte sich mit Jünglingsfeuer auf die

Seite der großen Revolutionen, die gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich — hier im Staat, dort in der Wissenschaft — während seiner Studienjahre sich vollzogen. Im Jahre 1787 war (sechs Jahre nach der „Kritik der reinen Vernunft") Kants „Kritik der praktischen Vernunft" erschienen, 1790 folgte die „Kritik der Urteilskraft"; 1792 trat Fichte mit seiner „Kritik aller Offenbarung" hervor. Um dieselbe Zeit brach in Frankreich das Königtum zusammen, die Proklamierung der „Menschenrechte" schien ein neues Zeitalter zu verkündigen, und Hölderlin, ein „Jakobiner" wie Hegel, umjubelte den Freiheitsbaum, der 1793, am Geburtstage der französischen Republik, auf dem Tübinger Marktplatz in die schwäbischen Lüfte stieg. Dennoch würde man irren, wenn man in dieser Begeisterung des jungen „Stiftlers" eine tiefere, bleibende Geistesrichtung suchen wollte. Die langatmigen Hymnen, in denen er um diese Zeit die Freiheit, die Menschheit, den Genius der Jugend besang und sich in der Machtsphäre der Schillerschen Muse, in nachempfundener glänzender Rhetorik bewegte, waren nicht der eigentliche Inhalt seiner Seele. Auch die Kantische Philosophie, so eifrig er sich die Ideenwelt von ihr reinigen ließ und neben dem frühreifen Schelling für einen ihrer hingebendsten Anhänger galt, konnte ihn nicht dauernd beherrschen. Ihn zog es auf allen Wegen zur Natur zurück: in dem stillen, träumerischen Leben mit ihr, im Studium der Alten, des Spinoza — auf den ihn Jacobi geführt hatte — wuchs sein Pantheismus groß, sein mystisch hervorquellender und wissenschaftlich sich erhärtender Glaube an das „Eins in allem", das aus dem Frieden seines reinen Seins durch den weltbildenden „Zwist der Elemente", durch das Ineinanderwirken von „Liebe" und „Streit" in ewiger Bewegung aus sich hervorgeht und zu sich zurückkehrt; — oder,

wie er es später einmal gegen seinen Bruder ausdrückt: „Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist, und dieses sei unter uns Gott!“ Jedes einzelne, jedes Ich sah er im innigsten Zusammenhang mit dem All, „und wie die beiden nur ein lebendiges Ganzes ausmachen, das zwar durch und durch individualisiert ist und aus lauter selbständigen, aber ebenso innig und ewig verbundenen Teilen besteht“. So erschien es ihm denn als der Menschen Bestimmung, „den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen“, „das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu sondern, zu mischen, zu trennen, zu binden“; er sah „alle die irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen“. Und hier erfüllte sich ihm der edle Beruf der Bildnerinnen der Menschheit, der Philosophie, der Kunst, der Religion. Diesen Weg in das Meer des All, „den die Menschen größtenteils blindlings, oft mit Unmut und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine, unedele Art gehen, diesen Weg ihnen zu zeigen, daß sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen“, das erschien ihm als das gemeinsame Geschäft jener idealen Thätigkeiten. Auch sie wachsen ja aus jenem Triebe hervor, die Natur zu befördern, zu verarbeiten, zu entwickeln, zu vervollkommnen. Die Philosophie „bringt diesen Trieb zum Bewußtsein, zeigt ihm sein unendliches Objekt im Ideal, und stärkt und läutert ihn durch dieses; die schöne Kunst stellt jenem Triebe sein unendliches Objekt in einem lebendigen Bilde, in einer angeschauten höheren Welt dar; und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er sie sucht und schaffen will, d. h. in der Natur, in seiner eigenen und in der rings umgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage,

wie einen Geist, der entfaltet sein will, ahnen und glauben".

So steht der Mensch mit seinem ordnenden Bewußtsein in der unbewußten, unendlich geteilten und doch in sich einigen Welt, ihr überlegen und ihr dahingegeben, ein Ganzes für sich und doch ein Nichts ohne sie: der tiefe, unlösbare Zusammenhang zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich, dem Einzelnen und dem Ganzen, bildet das All. „Es ist die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objektlos; ... alles greift ineinander und leidet, so wie es thätig ist". Dies sagt die Erkenntnis; — doch die Kraft des mystischen Gefühls belebt nun erst dieses „Ein und All". Die Seele der Welt, in den schaffenden Elementen ausgebreitet, in Licht und Aether, Wasser und Erdreich das horchende Ich umwebend, legt sich ihm geheimnisvoll ans Herz. Sinne und Geist zugleich überwältigend, im Bewußtsein des Ich sich gleichsam eine Stätte grabend, wo sie sich in sich selbst erfassen kann, enthüllt sie ihm das Wunder ihrer ewigen Harmonie mitten im ewigen Streit und erweckt ihm die Sehnsucht, in die Stille jener Harmonie zurückzufließen.

Diese Welt des Gemüts, dieses Reich der Erkenntnis thun sich dem strebenden Hölderlin zwar nicht auf einmal auf: was ich hier davon zusammenzufassen suche, sind die Resultate seiner reifen Zeit, in gelegentlichen Andeutungen auftauchend oder aus mystisch-poetischer Bildersprache zu erraten, nirgends als ein System auseinandergelegt. Als er Tübingen nach vollendeten Studien — im Herbst 1793 — verließ, war er noch in jugendlicher Unklarheit über die Welt und sich, suchend und unbefriedigt; das Original zu dem

Helden seines schon in Tübingen begonnenen Romans „Hyperion“, dessen erstes Fragment ein Jahr später in Schillers neuer „Thalia“ erschien. In diesem Fragment strömt er in lyrischer, rhythmisch gesteigerter Prosa die Leiden seiner eigenen Jugend aus: die Enttäuschung der Liebe (da er nicht sein Mädchen, sondern sein Ideal geliebt hatte), das schwere Blut, das ihn so mutlos machte, die tiefe Empfindlichkeit, — und das Auf- und Niederschwanken zwischen poetischer Traumseligkeit und philosophischem Wahrheitsdurst, das ihn nicht zu sich selber kommen ließ. „Noch ahn' ich, ohne zu finden“, seufzt Hyperion am Schluß. „Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige, selige Thränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether, und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als schlösse sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt aus dem seligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging. Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen? ... Aber ich kann nicht! ich soll nicht! Es muß heraus, das große Geheimnis, das mir das Leben gibt oder den Tod.“

Ehe dieses ahnungsvolle Verlangen sich ihm erfüllen und sein Geist durch tiefste Freuden und Schmerzen der ihn verzehrenden Klarheit zureifen sollte, teilte er das Los aller Werdenden, mitten unter den Gewordenen sich seinen Weg zu suchen, an sich zu bilden und bilden zu lassen, und jene sonderbare Mischung von unbegrenztem Selbstvertrauen und

tiefgefühlter Unzulänglichkeit zu ertragen, die der aufstrebenden Jugend eigen ist. Hölderlin, dessen Gemüt die Hornhaut fehlte, die zum Siegfried macht, trug diese Werdezeit schwer. Das Schicksal schien ihn mehr als andere zu begünstigen: es ließ ihn seinen ersten Versuch als Hofmeister — wozu seine theologische Laufbahn ihn bestimmte — im Hause einer unserer bedeutendsten Frauen, der Charlotte von Kalb, machen, die dem anziehenden Jüngling herzliche Teilnahme schenkte und ihn auf jede Art zu fördern bemüht war. Es führte ihn nach Jena und Weimar, in Schillers Kreis, den er schon in Württemberg kennen gelernt, der ihn an sich zog, ihn bald „seinen liebsten Schwaben" nannte, das noch unfertige Dichtertalent durch Rat und Hilfe zu entfalten suchte. Es gab ihm Gelegenheit, sich an Fichte, Herder und Goethe anzuschließen und in der geistigsten Atmosphäre der Welt zu erproben, was er aus sich machen könnte. Doch die Ungenügsamkeit, die seiner ins All strebenden Seele angeschaffen war, verließ ihn auch unter den günstigsten Umgebungen nicht. Aus dem Hause der Frau von Kalb treibt ihn der Unmut fort, als Erzieher wenig zu leisten und in seiner Selbstbildung sich gehemmt zu sehen; aus Jena, wo er dann als Schüler Fichtes, als Dichter und Philosoph für sich selber lebt, bannt ihn nicht bloß die äußere Not, auch der Unfrieden seines Ehrgeizes hinweg. Er fühlt sich vor Schiller, dem er sein ganzes leidenschaftliches Herz ergeben hat, zu klein; die Gegenwart dieses Größeren „nimmt ihm die Ruhe"; aus der Ferne, nachdem er in die Heimat zurückgegangen, bekennt er: „Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts sein konnte." Und noch später (in der Frankfurter Zeit) fügt er das sonderbare, fast rührende Geständnis hinzu: „ . . . Aber glauben Sie, daß

ich denn doch mir sagen muß, daß Ihre Nähe mir nicht erlaubt ist? Sie beleben mich zu sehr, wenn ich um Sie bin. Ich weiß es noch ganz gut, wie Ihre Gegenwart mich immer entzündete, daß ich den ganzen anderen Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. Solang' ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken um Mittag." Und so bleibt ihm auch in der Entfernung, bei einer Anhänglichkeit voll des edelsten Gefühls, der Schmerz „eines geheimen Kampfes mit Schillers Genius, um seine Freiheit gegen ihn zu retten".

Als er Jena verließ und zunächst in die Heimat, nach Nürtingen, zurückkehrte, war er 25 Jahre alt; schon tief zu Boden gedrückt durch das Bewußtsein, daß er noch nichts erreicht hatte, sich einem „alten Blumenstock" vergleichend, „der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist, und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat". So verlebt er das Jahr, in der Stille des mütterlichen Hauses mit seinem inneren Prozeß und dem „Hyperion" beschäftigt, oder auf kleinen Ausflügen die alten Freundschaften auffrischend; so tritt er endlich am Anfang des folgenden Jahres — im Januar 1796 — in das verhängnisvolle neue Leben ein, ahnungslos, wie viel Glück und Unglück er hier finden sollte. Einer seiner Jugendfreunde, Sinclair, in hessen-homburgischen Diensten, hatte ihm eine neue Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause zu Frankfurt am Main verschafft, in der Familie des Kaufmanns Gontard, der sich fast zehn Jahre früher mit der Hamburgerin Susette Borkenstein verheiratet hatte und drei Kinder von ihr besaß. Die schöne Frau, von außerordentlicher Anmut der Gestalt und edler Bildung des Gesichts

wie der darin wohnenden Seele, unzweifelhaft reichbegabt, ein echtes Kind ihrer schwärmerisch strebenden, nach harmonischer Vollendung des Menschen ringenden Zeit, zartfühlend und leichtbeweglich, in ihrer Ehe geistig einsam, da der Gatte nur für sein kaufmännisches Geschäft und für oberflächliche Zerstreuungen lebte — diese in jedem Sinne anziehende Frau stand damals noch in der Blüte ihrer Jugend, vielleicht Hölderlin an Jahren gleich, wenn auch an Erfahrung und Fähigkeit, das Leben zu führen, ungleich gereifter als er. Das Zusammentreffen dieser beiden Menschen durfte wohl für das Schicksal ihrer Gemüter verhängnisvoll sein: beide vom Bedürfnis eines idealeren Daseins erfüllt, beide unbefriedigt, beide in der Liebe zur Natur, in der Richtung auf ästhetische Erscheinung und Form, in Zartheit der Empfindung verwandt, und selbst durch gleichartige Schönheit wie für einander bestimmt. Indem Hölderlin in diese Sphäre hineintrat, sollte sich wunderbarerweise für ihn erfüllen, was in allen Liebesträumen seiner Jugend gestaltlos ihm vorgeschwebt, was er in Melite, der Heldin seines „Hyperion", aufs überschwenglichste zu schildern versucht hatte: die Zusammenfassung der Weltschönheit in einer Gestalt, die das „Eins in allem" in das „Alles in einem" umkehrt und seinen pantheistischen Drang, in den Schoß der Weltseele zurückzusinken, in seliger Befriedigung des Ich verflattern läßt. Denn dieses Ich ist nun nicht mehr mit sich selbst allein: dem schönen Du, das die Harmonie des Weltalls in sich widerspiegelt, gibt es sich in reinstem Glück zum Opfer hin, empfängt das Höchste zurück, und in dieser liebenden Vereinigung sieht es das Geheimnis des Weltzusammenhangs erfüllt und vollendet.

„Ich wollt', es ginge Dir wie mir," schreibt er im Juni (1796) an seinen Jugendfreund Neuffer, das Siegel brechend,

das dem in sich gekehrten, verschwiegenen Menschen bis dahin die Lippen schloß. „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte sonst wohl glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber befindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt ... Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht erscheinen, so unbegreiflich, wie den Kindern. Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und ebendeswegen läßt so wenig sich von ihr sagen. ... Könnt' ich ans Herz Dich drücken! Das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich!" Und acht Monate später (im Februar 1797): „Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gerne indes von mir erzählt, wenn ich jemals stillgestanden wäre und zurückgesehen hätte. Die Woge trug mich fort, mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken. Und noch ist es so! noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientiert sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt besänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht

guter Knabe zu werden. . . . Ich dichte wenig und philosophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher.

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig sein wirst, umständlicher von meinem Glücke mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht! . . . Es ist auch immer ein Tod für unsere stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen, und so brauchte es keine Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlischreizendes Gesicht. Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist, alles ist in und an ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Teurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu teil.“ Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schicksal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann.“

Den innigen Zusammenhang dieser beiden Menschen zu vollenden, hatte der Krieg, der im Sommer 1796 vom Rhein her die Frankfurter Gegend zu überschwemmen drohte, ihn gleichsam zum eigentlichsten Gefährten ihres Lebens gemacht: er geleitete sie auf ihrer Flucht, während Gontard allein in Frankfurt zurückblieb, zog mit ihr und den Kindern

nach Kassel, nach Driburg, und kehrte erst im Spätjahr mit ihnen in ihr Haus zurück. In dieser Zeit scheint die Wärme des Gefühls sich entwickelt zu haben, das als ideale Freundschaft begann, in stiller Unaufhaltsamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr sittliches Dasein oder ihr Glück verschlang. Wie sich das alles entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Gesinnung — sie doch die Leidenschaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugnisse auf; nur seine Dichtungen lassen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den sittlichen Heroismus dieser Liebe ermessen. Im „Hyperion", den Hölderlin neu zu schreiben begonnen und statt eines wirklichen Romans als ein Gemälde seiner Seele mit lyrischem Ungestüm entworfen hatte, liegt die Geschichte der Frankfurter Zeit klar vor unseren Augen; die Heldin Melite der ersten Konzeption hat sich in Diotima verwandelt, Diotima ist die geliebte Frau, die er fortan nur unter diesem Namen besingt, und unter dem durchsichtigen Gewande der Dichtung enthüllt sich, was er erlebt, während er's erlebt, wie in einem Tagebuch, das vor dem Auge der Neugier offen daliegt, doch seinen eigentlichen Inhalt durch Geheimschrift zu verbergen sucht. Ja so sehr ist dieses Buch zum Gefäß seiner persönlichen Schicksale geworden, daß man es nur verstehen und genießen kann, wenn man dies weiß. Das Verhältnis des Hyperion zur Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewaltsame Auflösung, sind sonderbar, unbegründet, scheinen launische Willkür des Dichters zu sein, wenn man sich nicht diesen unschuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältnis umwandelt, das eine verheiratete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu schildern, subjektiv leidenschaftlich auszuströmen, zwingt der

Dichter seinen Gestalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Konflikte, die der einfachen Empfindung widerstreiten, und entstellt so sein Kunstwerk, um uns ein wundersames Denkmal seines Innern zu lassen.

Was die Liebe zu Diotima ihm bedeutete, spricht sein Ebenbild Hyperion an hundert Stellen in Freuden und Schmerzen aus; er schildert mit lyrischer Gewalt, wie diese schönste Offenbarung der Natur seinem Herzen erschien. „Ich hab' es einmal gesehen, das einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!" — „Ich brauche die Götter und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schönem, menschlichem Leben, ist fast wie ein Ameisenhaufe geworden. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergess' ich in dir. Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel." . . . „Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe? Es ist aber auch das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir." . . . „Nur ihren Gesang sollt' ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen. Nur wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand . . . Tausendmal hab' ich es ihr und mir gesagt: das Schönste ist auch das Heiligste. Und so war alles an ihr. Wie ihr

Gesang, so auch ihr Leben. Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär' es eine von ihnen. Sie nannte sie alle mit Namen, schuf ihnen aus Liebe neue, schönere, und wußte genau die fröhlichste Lebenszeit von jeder. Wie eine Schwester, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gern zuerst gegrüßt sein möchte, so war das stille Wesen mit Aug' und Hand beschäftigt, selig zerstreut, wenn auf der Wiese wir gingen, oder im Walde. Und das war so ganz nicht angenommen, angebildet, das war so mit ihr aufgewachsen. . . . Sie schien immer so wenig zu sagen, und sagte so viel. . . . So bedürfnislos, so göttlichgenügsam hab' ich nichts gekannt. Wie die Woge des Oceans das Gestade seliger Inseln, so umflutete mein ruheloses Herz ihren Frieden. Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüt voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldenen Morgenstunden von höhern Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser einen stillen Seele erfüllt." Und wie er in einer andern, spätern Dichtung („Emilie vor ihrem Brauttag") den Liebenden zur Geliebten sagen läßt, indem er wieder sein eigenes Glück und Schicksal schildert:

. . . Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Woge stieg,
Das Himmlische, mir schwindet, seh' ich dich,
Und, eine schöne Götterbotin, mahnst
Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, sänftigest du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,

Des Ueberredens süße Gabe mir,
Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilst du mich,
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

Daß eine Liebe, eine Anbetung von so überfließender, geheimnisvoller, grenzenloser Art das Gemüt einer tiefzfühlenden und liebebedürftigen Frau überwältigen mußte, begreift sich so leicht, daß es keines Wortes darüber bedarf. Wie es ihrem Herzen erging, hat Hölderlin ohne Zweifel in den Bekenntnissen der Diotima geschildert, die er sie an den geliebten Hyperion schreiben läßt: „Ich fand Dich, wie Du bist . . . Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindisch furchtlos spielt' ich um Deine gefährliche Flamme.— Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten Dich; böser Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß Du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich Dir in Dein geliebtes Herz sah . . Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst Du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Genesung . . . Hyperion! Hyperion! hast Du nicht mich, die Unwürdige, zur Muse gemacht?" — Und Hyperion schreibt: „War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns belauschten, und das Tageslicht und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens? Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie er-

kannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eigenen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da ist.“. . . . „Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an. Wenn ich so mit allen Huldigungen des Lebens, selig überwunden, vor ihr stand und schwieg, und all mein Leben sich hingab in den Strahlen des Auges, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken; wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt', und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht' und fand — Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh' ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und sorgsam trübe Stunden ahnete, indes mein Geist zu unenthaltsam, zu verschwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte; wenn das liebe Wesen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verriet, und oft in freundlichen Bekümmernissen über mein unstät Wesen mich ermahnt' und strafte wie ein teueres Kind — Ach! da Du einst mir sagtest,

es sei dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dagewesen. Gehörten wir da nicht längst uns an?"... „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In diesen Tagen des Glücks regten sich alle seine Kräfte. Er entfaltete nun endlich seine dichterische Eigenart, wie sie sich zunächst in den kleinen lyrischen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeisterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenschaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie seiner rhythmischen Prosa aus, versuchte auch ein Trauerspiel „Agis" zu schreiben, und rang zugleich in Studien der verschiedensten Art, philosophischen, botanischen, mathematischen, juristischen, nach einer Vielseitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung seines dichterischen Talents notwendig erschien. Er nahm sein Flötenspiel wieder auf, als die natürlichste Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeister nach Frankfurt kam und damals auf seine Weise in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigsten Umgang: die Ergänzung seiner tiefbewegten Subjektivität durch einen der „ruhigen Verstandesmenschen, bei denen man sich so gut orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist". Um Ostern 1797 war endlich der erste Band des „Hyperion" im Cottaschen Verlag (durch Schillers Vermittelung) erschienen. Sein dichterischer Wettlauf mit den Meistern war begonnen; größere und reifere Werke schwebten ihm vor, und aus so vielen Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenschaftlich sein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen gesteigert ward, die die geliebte Diotima von seinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnotwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo sein vergiftetes Glück sich in sich selbst verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Besitz; und seine Leidenschaft mußte sich endlich bekennen, daß sie hoffnungslos war, daß Diotima einem andern gehörte. Er mußte sehen, wie sie unter diesem Bewußtsein litt, wie sie sich dem Verderben zu entwinden strebte, das doch zugleich das höchste Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband sie nichts als ihr Wort, und daß sie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensstörer in ihr Haus geführt. Vor diesem unwürdigen Besitzer zurückzutreten, die, wie es scheint, rohe und niedrige Art dieses Mannes in Diotimas Sphäre herrschen zu sehen, seine eigene Abhängigkeit demütig zu tragen, und dabei den Stachel in seinem Gewissen zu fühlen, daß er vor dem Sittengesetz im Unrecht sei — dies alles warf ihn in einen Zustand der Qual und der Seelenkämpfe, der seinen leicht verletzbaren Organismus zu zerstören begann. Er vermochte nicht, sich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem sie dem Verhältnis die Reinheit zu wahren suchten, die es vor ihrem Bewußtsein rechtfertigen konnte, verzehrten sie in diesem Kampf ihre beste Kraft, und eine wachsende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüster der Menschen, gegen das Schicksal setzte sich in Hölderlins Herzen fest. „O Freund!" schreibt er schon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verstummen: „ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar ist, wie sonst. Ich will es Dir gestehen, daß ich glaube, ich sei besonnener gewesen als jetzt, habe

richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigsten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gib mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Haß.“ Er sehnt sich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigstens in der Heimat einmal von diesen Leiden auszurasten: „Ich suche Ruhe, mein Bruder!“ schreibt er nach Haus; „bester Karl! ich suche nur Ruhe.“. . . „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich störte. Sagst Du, ich soll nicht achten, was mich leiden macht, so sag' ich Dir, ich müßte einen Leichtsinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menschen brächte, unter denen ich lebe.“ Und wieder später (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sei noch nicht untergegangen.“. . . Deutlicher, als in diesen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern spricht sich sein Elend im „Hyperion“ aus, bald verhüllter, bald in persönlichstem Schmerz. „Sie war mein Lethe, diese Seele,“ ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseins trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher. . . . O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das ist mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir ist, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen soll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele ist, wie ein Fisch, aus ihrem Elemente auf den Ufersand geworfen, und windet sich und wirft sich umher, bis sie vertrocknet in der Hitze des Tages.“ — „Ich muß vergessen, was sie ist. . . . Ich muß mich täuschen, als hätte sie vor

alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.". . . „O wie manchmal lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um sie, und stand bewundernd auf, und selber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge gestiegen aus der gepreßten Brust. Es war ihr zu enge geworden im Busen voll Wünschen und Leiden. . . . Ich seh', ich sehe, wie das enden muß. Das Steuer ist in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert."

Diesem tödlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual sollte endlich ein Zusammenstoß mit dem eifersüchtigen Herrn dieses höchsten Gutes ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlins erschüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotimas Gemahl, in einer Anwandlung von Eifersucht, die er sonst nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach seiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgestört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derselben Nacht ohne Abschied von dannen gegangen sei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umstände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlins Diotima"), wonach Gontards Stimmung künstlich durch eine mißgünstige dritte Person aufgereizt worden wäre, ohne daß irgend eine Verschuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch sein mag: gewiß ist, daß dieser plötzlichen Entscheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die sich ohne ein langsames Heranwachsen der Katastrophe nicht wohl erklären läßt.

So schreibt Hölderlin an seinen Bruder, nach der Flucht: „Bester! wie oft hätt' ich Dir gern geschrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir selbst, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müssen, wenn ich es aussprechen wollte." Früher oder später mußte ein gewaltsames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieser Zusammensturz unmöglicher Verhältnisse, so tief er in Hölderlins Seele schnitt, doch für den Rest seiner Geisteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, sich in Entsagung zu fassen; sich auf den Trost zu besinnen, der in den Tiefen seiner Weltanschauung lag, und sein durch Leiden geadeltes Gemüt in den schönsten Gesängen auszuatmen, die diese Zeit der Selbstbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach fast dreijährigem Zusammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo sein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Teilnahme empfing, und suchte hier die blutende Wunde zu stillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abschiedsworte" und „Nachruf", zeigen seinen Schmerz; mit ganzer Leidenschaft riß er seinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu sterben", um „an des Genius Feinden seine Seele zu rächen", — vielleicht auch um in irgend einer Zukunft sich so den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unsterblich, und für immer zu verzichten mochte ihm noch unfaßbar erscheinen. Er schrieb am „Agis" fort, vollendete den „Hyperion" (dessen Schlußband um Ostern 1799 erschien), entwarf den Plan zu einer Zeitschrift „Iduna", der freilich scheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigstens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten

löste sich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwischen ihnen hin und her, die später dem Untergang geweiht worden sind; es sollen auch Zusammenkünfte stattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls scheint es unzweifelhaft, daß wenigstens ein geheimes Wiedersehen erfolgte, um den endlich beschlossenen ewigen Abschied zu nehmen. Denn auf diese letzte Trennung, deren Notwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wundersame Gedicht „Der Abschied“ deuten, das als das beredteste Denkmal dieses Schicksals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlinschen Genius, seiner Formbeherrschung, seiner Gedankenwelt und seiner Entsagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum schreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach ihn, welcher uns alles erst,
Sinn und Leben erschuf, ihn, den beseelenden
Schutzgott unserer Liebe,
Dies, dies eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menschen Sinn,
Andern ehernen Dienst übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menschen trennt,
Muß, mit Blut sie zu sühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich schweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieses Tödliche sehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einsame ziehe,
Und noch unser der Abschied sei!

Reich' die Schale mir selbst, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe vergessen sei!

Hingehn will ich. Vielleicht seh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet ist
Dann das Wünschen, und friedlich
Gleich den Seligen, fremd sind wir.

Und ein ruhig Gespräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergessenen
Hier die Stelle des Abschieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend seh' ich dich an, Stimmen und süßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenspiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geist uns auf. —

Hölderlins Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht mißverstehen will — war ihm Religion: so soll ihm nun wieder seine Religion, sein seelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor versenkt er sich in das große, tragische, herzerhebende Geheimnis der Welt; seine Kraft, es zu durchdringen, ist durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" gestählt — wie er es im „Empedokles" tiefsinnig ausspricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Ist heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide sich, . . . und trinkt
Am Todeskelche sich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es ist; warum nicht der Mensch? „Ich bin ruhig," läßt er seinen Hyperion sagen, „denn ich will nichts Besseres haben als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt' ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sein, wie ein Kind, und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambischen Begeisterung getragen, die seine Prosa so steigert, daß man sie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man sie in die nicht geschriebenen, aber gefühlten Versreihen teilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze versöhnende Mystik seines Glaubens:

O du, mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menschendingen den Traum,
Und sage: nur du lebst,
Und was die Friedenslosen
Erzwungen, erdacht,
Es schmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

. . . Es fallen die Menschen
Wie faule Früchte von dir;
O laß sie untergehn,
So kehren sie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umatme
Mit all deinen knospenden Zweigen! . . .
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und

Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Ist unsre Liebe! —
Frei sind wir, gleichen uns
Nicht ängstig von außen;
Wie sollte nicht wechseln
Die Weise des Lebens?
Wir lieben den Aether doch all',
Und innigst im Innersten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geschieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verstehen es nicht.
Lebendige Töne sind wir,
Stimmen zusammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden scheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerstörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du bist; was ist denn der Tod
Und alles Wehe der Menschen? . . .
Wie der Zwist der Liebenden sind
Die Dissonanzen der Welt.
Versöhnung ist
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet sich wieder.
Es scheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben ist alles.

So überwindet der Denker, der Mystiker das Leid, das den Menschen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, sinnlich-übersinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entsagende Fassung eines edlen Gemütes ausgesprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menons Klage um Diotima“ gethan, der, wie es scheint, nicht mehr in der Homburger Zeit, sondern (man vergleiche die siebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entstand. Er hatte inzwischen, um bekannter zu werden und sein Leben zu fristen, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag“ geschrieben, in der er freilich eine Tonart anschlug, die ihm nicht entsprach; er hatte das Reichste und Beste seiner Persönlichkeit in den „Tod des Empedokles“ hineingedichtet, in dem er die höchste Steigerung seiner eigenen mystischen Natur in einem tragischen Helden zu gestalten suchte, der, nachdem ihn das Leben gleichsam ausgestoßen, freiwillig und feierlich in den Schoß der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das letzte gethan und sich aus Diotimas Nähe losgerissen, um, wenn es sein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegischer Verklärung zusammen:

. . . Immer kannst du noch nicht, o meine Seele, noch kannst du's
Nicht gewohnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf!
Festzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.
Licht der Liebe! scheinest du denn auch Toten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?

Liebliche Gärten, seid, ihr abendrötlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, schweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmlischen Glücks, und ihr, hochschauende Sterne,
Die mir damals oft segnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einst nahe dem Herzen,
Einst wahrhaftiger, einst heller und schöner gesehn . . .
Denn sie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, sie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln
Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aesten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Gespräch, in einem Seelengesange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das übrige mir . . .
Dies ist's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos sitze den Tag und stumm, wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch schleicht, . . .
Aber mir in schaudernder Brust die beseelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,
Eine beugende Last, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die schon am Scheidewege mir damals,
Da ich versank vor dir, tröstend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu sehn und froher die Götter zu singen,
Schweigend wie sie, mich einst stille begeisternd gelehrt,
Götterkind! erscheinest du mir, und grüßest, wie einst, mich,
Redest wieder, wie einst, höhere Dinge mir zu? . . .
Ja, noch ist sie es ganz! noch schwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie sonst, mir die Athenerin vor.

Und wie, freundlicher Geist! von heitersinnender Stirne
Segnend und sicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugest du mir's, und sagst mir's, daß ich es andern
Wiedersage, denn auch andere glauben es nicht,
Daß unsterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch ist.
So will ich, ihr Himmlischen! denn euch danken, und endlich
Atmet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet . . .
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche sind ja
Schon genesen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weihestunden! . . . und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden sind,
Bleibt so lange mit uns, bis wir mit gemeinsamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,
Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Musen, woher Helden und Liebende sind,
Dort uns, oder auch hier, auf tauender Insel begegnen, . . .
Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieser Dichtung den traurigen Sieg der Resignation durch die Meisterschaft der Kunst verklärt und den Gipfel seines Könnens erstiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieser Zeit an sinkt seine Lebensflamme zusammen; in so früher Jugend flackert sie dem Erlöschen zu. Sich ein Leben unter den Menschen zu gründen, wie es Menschenart ist, war ihm, dem gleichsam zwei Welten angehörenden Fremdling, versagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geist gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne festen Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur sein eigentliches Ich, sein denkendes, schaffendes Bewußtsein, in sich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendasein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greisenalter die gröberen, erdigen Elemente seines Ich

zusammenhielt. Schon als Hölderlin zuerst ins „feindliche Leben" hinaustrat — schon in Waltershausen, im Hause Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, sich in das Unzulängliche aller menschlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an seinen feinsten Organen: schon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an seinem Kopfe zu leiden", und dieser Vorbote der zukünftigen Zerstörung erschien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgend einem Punkte seiner Existenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbst von 1796, wo das freieste, innigste Zusammenleben mit Diotima und eine stärkende Kur ihn verjüngt hatten, schien er auch von diesem Leiden ganz genesen zu sein; aber die tiefen Bedrängnisse, die dann folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehn; die Reizbarkeit seines Gemüts war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Aber die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mißlang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Landauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Konsuls,

sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu weihen, nach eurem Willen", wie er schwermütig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Aenderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsprozeß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotimas Erkrankung und Sterben sollte ihn, wie es scheint, vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem oben erwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlins Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußeren Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges Fieber verfallen, starb sie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre, nachdem Hölderlin sich von Homburg und ihr losgerissen hatte. Der Unselige erfuhr vielleicht noch in Bordeaux, daß sie gefährlich erkrankt sei; — nicht schon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerspruch mit der Chronologie, irrtümlich berichtet. Er verläßt Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotimas Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnsinniger wieder auf, nach seinem eigenen schauerlichen Wort „von Apollo geschlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthissons Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Gestalt, die dieser nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erschrocken fährt Matthisson auf; die fürchterliche Erscheinung steht eine Weile da, ohne zu sprechen, nähert sich ihm dann, neigt sich

über den Tisch und murmelt mit dumpfer Stimme: „Hölderlin“; dann stürzt sie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieses zerstörten Menschen zu schildern, ist ebenso unnütz, wie es traurig ist: denn mit langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten geht sein zerrütteter Geist den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen seines Daseins ausscheidet. Noch eine Weile scheint es, als ob er genesen könnte: er beruhigt sich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein sorgloses Dasein, ja sogar eine Anstellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, versucht sich — wie in seiner Jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Uebersetzungen, und läßt zwei seiner seltsam verdeutschten Sophokles-Tragödien im Druck erscheinen; aber die stille Zerstörung schreitet fort, und die Aufwallungen seiner Phantasie, seines Tiefsinns — in den Dichtungen dieser Zeit oft noch von erschütternder Gewalt — sind das Leuchten einer schlechtgenährten Flamme, die bald zu flackern, auszusetzen beginnt, bis sie im Dunkel erlischt. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieser letzte Heilungsversuch mißlang, in das Haus eines gebildeten Tübinger Tischlermeisters zu bringen, als dessen Pflegekind er nun die endlosen Jahre der Geistesdämmerung, mit gesundem Körper und toter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden sollen, wie er einst als Dichter des „Empedokles“ — gleichsam in dunkler Ahnung — durch dessen Mund sich gewünscht hatte:

> . . . Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
> Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
> Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
> So kam aus Müh' und Not die Freude mir,

Und freundlich stiegen Himmelskräfte nieder.
... Und wenn ich dann
Das schöne Leben übersann, da bat
Ich herzlich oft um eines nur die Götter:
Sobald ich einst mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendstärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geistes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur schnell ins Herz
Ein unerwartet Schicksal mir zu senden ...

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tischlerhause am Neckar gelebt; teilnahmlos an allem, was sonst die Gemüter der Menschen bewegt, nur gewisse tiefe Erinnerungen schien er stumm zu bewahren, nur der geheimnisvoll erregende Einfluß der Gestirne, der besänftigende der schönen Natur blieb sichtbar bis zuletzt. Es blieb ihm auch eine gewisse dumpfe Freude an der Musik; früher bei Gesang und Flötenspiel, später fast nur noch am Klavier, auf dem er irgend eine simple Melodie so endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schicksal das trostlos einfache Thema seines Daseins wiederholte. Auch die Poesie verlor nicht ganz ihre Macht über diesen absterbenden Geist. Vielmehr war es wunderbar, wie sehr sie seine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Prosa niederschrieb, die Vernunft fast immer auf der Stelle versagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, stets noch ein Reist geistiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus diesen Zeiten:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröstlicheren Zeilen, die er einmal, im Gespräch mit seinem Tischlermeister, in plötzlicher elegischer Anwandlung mit dem Bleistift auf ein Brett schrieb, als könne er so besser sagen, was er meine:

> Die Linien des Lebens sind verschieden,
> Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen.
> Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
> Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

So versagte er denn auch nie, wenn ein Besucher ihn um einige Verse bat; er schrieb, ohne zu zögern, und am dauerhaftesten zeigte sich auch hier sein treuer Natursinn: „das stille Leben der Mutter Erde," sagt sein Biograph, „entlockte dem zerrissenen Saitenspiel noch freundlich tönende Akkorde, da es für jede andere Berührung erstorben schien." Endlich am 7. Juni 1843 — nachdem er sein dreiundsiebzigstes Jahr vollendet hatte — kehrte auch sein körperliches Ich in den Schoß des geheimnisvollen „Ein und All" zurück. Am Morgen dieses Tages starb er — ohne das von manchen erwartete letzte Aufwachen des Geistes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was sein eigentliches Wesen war — hatte inzwischen schon seine Auferstehung im Bewußtsein der Nation gefeiert, und wird immer wieder auferstehen: denn was ihn den einen fremd macht, die mystische Subjektivität seines Wesens, wird den andern stets eine denkwürdige und tragisch schöne Offenbarung sein. Dieser sein Herzens-Pantheismus ist auch ein Teil unseres germanischen Geistes, und die Gestalt, die er ihm als Dichter gab, diese wahrhafte Vermählung hellenischer Form mit germanischem Gemüt, hat gleichsam dem

Ohr der deutschen Sprache wie eine bleibende Melodie sich eingeprägt. Aus jenem ursprünglichsten Drang floß alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernste Feierlichkeit seiner Gedanken, seine ungeschichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geschichtslose als das Geschichtliche sah; seine grenzenlose Verehrung des Griechentums, das den Pantheismus geboren, das die zerflossene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergestellt hatte; seine dunkle Art, Geheimnisvolles in schwerverständliche Gleichnisse zu hüllen, die Natur mit „Göttern", „Halbgöttern", „Heroen" zu beleben, nach Heraklitischer und Empedokleischer Weise, die die Welt zugleich dichterisch und philosophisch ergriff. Diese Eigenschaften ließen ihn nicht zum „Klassiker" werden, seinem Geist fehlte die Norm, die jeder als die menschliche, die allgemeine erkennt; aber sie haben aus ihm eine der wundersamsten lyrischen Gestalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu fassen. Sein „Hyperion" ist eine Reihe lyrischer Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis", im unvollendeten „Tod des Empedokles" sich am Drama versucht. Sein Geist hatte nur die eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daseins ihn beseelte, die gewissermaßen sein Leben und sein Tod war: der vertrauteste, der heilige Sänger der Natur zu sein — oder, mit seinem eigenen tiefsinnigen, seelenvollen Wort (im „Empedokles"):

> Der Priester, der lebendigen Gesang
> Wie frohvergoßnes Opferblut ihr brachte.

Wie „Arria und Messalina“ entstand.

Ein Gespräch.

(1887.)

(Zuerst gedruckt in „Deutsche Dichtung“, 1887.)

Er. Wohin gehen Sie heute abend? In Ihr Burgtheater?

Ich. Ja; aber nur auf eine Weile hinter die Coulissen.

Er. Ich sollte auch hineingehn; als Zuschauer. Ich komme jetzt so selten in das alte Haus ... Nicht daß meine zweiundsechzig Jahre mich drückten; aber es gibt so wenig neue Theaterstücke, an denen ich Freude habe. Was spielt ihr heute?

Ich. Lieber Freund, Sie werden heute nicht ins Burgtheater gehn.

Er. Warum nicht? Was spielt ihr?

Ich. „Arria und Messalina".

Er. Ah! Ihre „Messalina".

Ich. Meine „Arria und Messalina", wenn Sie gütigst erlauben.

Er. Nun ja, Ihre „Arria und". Aber die „Messalina" ist doch wohl die Hauptsache. — Warum lächeln Sie?

Ich. Ich? — Nur so für mich.

Er. Sie wissen, lieber Freund, ich bin diesem Trauerspiel nicht grün. Ich glaube weder prüde zu sein, noch Theoretiker; aber die Bühne ist doch eben die Bühne. Der Leser soll's lesen; gut! Aber der Zuschauer? Die versammelte Menge? Soll sie so bedenkliche Leidenschaften und so höchst bedenkliche Gestalten vor ihren Augen verkörpert

sehn? sich daran erhitzen, vielleicht sich dafür erhitzen? — Was meinen Sie?

Ich. Ist Ihnen nie aufgefallen, daß edle Frauen an diesem Trauerspiel keinen Anstoß nehmen, und eigentlich nur Männer diesen moralischen Einwand geltend gemacht haben?

Er. Ich weiß, Sie berufen sich auf die „edlen Frauen". Vielleicht zielen Sie auch mit diesem Blick aus dem Augenwinkel auf meine „lustige Jugend", in der ich hinlänglich verderbt war — ohne meine Sünden durch einen edlen dritten Akt, wie Ihr Marcus, zu sühnen. Nicht wahr, Sie denken: wer in der Jugend krank war, der ruft im Alter: „hütet euch vor der Ansteckung!" — Wer weiß! Hätte dieser Marcus damals das Gift in seiner Mutter Ring nicht getrunken, so hätt' er vielleicht mit zweiundsechzig Jahren auch den Kopf geschüttelt: „Warum führt man solche Trauerspiele auf? Will man die Jugend verderben?"

Ich. Er trank aber das Gift.

Er. Und ich nicht.

Ich. So ist es.

Er. Und wenn ich zu meiner Zeit auch getrunken hätte, so könnte ich jetzt Ihre „Messalina" nicht bekritteln.

Ich. „Arria und Messalina", wenn es Ihnen recht ist.

Er. Schon gut, schon gut! — Aber was ich daran „bekrittle", ist ja eben nicht die Arria, sondern die Messalina. Diese monumentale Verherrlichung der Sünde — bitte, lieber Freund, unterbrechen Sie mich noch nicht! — dieses fleischgewordene Laster, diese gekrönte und in Gold gekleidete Sinnenlust, der Sie leider viel zu viel poetischen Reiz gegeben haben . . . In des Teufels Namen, warum haben Sie das gethan?

Ich. Erlauben Sie mir, Ihnen auf meine Weise zu antworten?

Er. Was nennen Sie Ihre Weise?

Ich. Jedes Ding dieser wunderbaren Welt, das ich fertig und vollendet vor mir sehe, ist ein Rätsel; nur wenn ich es entstehen sehe, kann ich es etwa begreifen. So rechtfertigt sich auch ein Menschenwerk nur durch seine Geschichte, durch die Art, wie es entstand. Sie wissen, ich schreibe gern, über das Geschriebene red' ich nicht so gerne; doch da wir nun einmal von dieser gefährlichen Tragödie sprechen, so lassen Sie mich Ihnen das Ei zeigen, aus dem diese Schlange ausgekrochen ist.

Er. Ich bitte. — Uebrigens dachte ich, als eine von den giftigen Schlangen sei diese gleich lebendig geboren worden.

Ich. Im Gegenteil; sie steckte lange Jahre im Ei; und schon darum sollten Sie zweifeln, ob sie zu den giftigen gehört! — Im Jahre 1872 schrieb ich dieses Stück; acht Jahre früher, im Oktober 1864, auf meiner zweiten Reise nach Italien, befand ich mich eine Weile in Nizza, und ganz der Wiederherstellung meiner erschütterten Gesundheit lebend und nur zuweilen für eine Stunde in ein Buch vertieft, las ich unter anderem Tacitus' Annalen. Mehr als je verwirklichte sich mir die erste römische Kaiserzeit. Daß sie mich dichterisch anregte, wird Sie nicht verwundern; denn diese Zeit entwickelt die Gegensätze, Edles und Schlechtes, Tugenden und Laster, zu wunderbarer Höhe und verkörpert sie in unendlich anziehenden, rücksichtslos lebendigen Gestalten, die gleichsam zu fragen scheinen: dramatische Dichter, wo seid ihr? Während draußen die nahe Brandung gegen den Strand und an den Felsen rauschte — wir hörten sie Tag und Nacht —, wandelte die edle, ernste Gestalt der Arria durch mein Zimmer hin; aber bald nicht allein: hinter ihr erschien ihr schillernder, leichtfertiger Gegensatz, die üppige Messalina, ihre Zeitgenossin. Diese beiden trennten sich mir

nicht mehr; nicht im Tacitus, aber in meiner Phantasie traten sie sich näher und näher, traten sich gegenüber, und jede schien auf die Gestalt, auf das Innere, auf das Schicksal der andern wie nach dem Willen eines geheimnisvollen Verhängnisses einzuwirken. Jede wuchs an der andern —

Er. Und so wuchs Ihr Stück.

Ich. Schon damals? O nein. Messalina und Arria standen mir wie zwei Statuen vor Augen: ich sah sie, aber sie bewegten sich nicht; sie sahen einander ins Auge, doch wie bei einer kalten, feindlichen Begegnung, der das entscheidende Wort des Zusammenstoßes fehlt, blieben die beiden Marmorbilder stehn. Ich zog nach Italien weiter, nach Florenz, dann nach Rom; dort lebte ich den Winter hindurch in langsamer Genesung, in allerlei Studien und Seligkeiten. Gajus Gracchus, der Bruder und Rächer des Tiberius, drängte sich hervor und fesselte mich durch seine ergreifend tragische Gestalt. Dann erschienen auch wieder jene beiden Frauen, stellten sich etwa unter die andern, die sichtbaren Marmorweiber im Vatikan oder auf dem Kapitol, versenkten mich in unklare, bezaubernd düstere Träume und verschwanden . . . Uebrigens, lieber Freund, von allem Handwerk des Schaffens verstand ich damals nicht viel; Theorie ohne Erfahrung; vor allem aber fehlte noch jener Ueberschuß der Lebenskraft, der zum Schaffen reif macht, ich war „chronischer Rekonvalescent". Endlich kam der März, und eine alte Sehnsucht trieb mich Neapel und Pompeji zu. Am frühen Morgen machte ich mich auf; die Fahrt von Rom nach Neapel währte den ganzen Tag. Ich reiste allein. Wunderbar ernstes Licht lag auf den kahlen, bräunlichen Gebirgen und den bleichgrauen Felsenstädten; ich verfiel dieser umschleierten, feierlichen, ernsten Freudigkeit, die die südliche Natur und Sonne so oft in uns ausbrütet, die nicht heiter

zu nennen, aber glückselig ist, in der sich die Seele wie zu einem großen Monolog zusammenzieht und rhythmisch zu fühlen, in Versen zu denken scheint. Lustige Gedanken und Entwürfe würden da nicht aufwachen; aber alles Feierliche, Bedeutende, verklärt Tragische, das in der Seele ruht, beginnt in leiser Bewegung zu erzittern . . . Meine dramatischen Entwürfe rührten sich, auch der von Arria und von Messalina; dann hörte ich wieder stundenlang den Gesprächen der Mitreisenden zu: lauter Italiener, Kaufleute, Bürger aus den kleinen Städten (ich fuhr dritter Klasse), die mit all der erstaunlichen Beredsamkeit dieses Volks die Brigantengeschichten erzählten, die sich vor kurzem in diesen Gegenden ereignet hatten. Wir waren schon im ehemaligen Königreich Neapel, dessen Volk sich noch hier und da gegen die sardinischen Eroberer wehrte; die felsigen Gebirgsmassen, an denen wir hinfuhren, hatten in ihren Höhlungen und Wäldern Flüchtlinge, Räuber, Friedensbrecher aller Art beherbergt und zahllose Kämpfe mit den Soldaten des jungen Italien gesehen, die auf heißem Boden, gegen einen wilden Feind, viele Opfer zurückließen. Jeder dieser Berge ward gleichsam lebendig, so dramatisch schilderten sich die Italiener untereinander, was sie da gehört oder erlebt hatten; barbarische Greuel und außerordentliche Heldenthaten, Verteidigung bis zum Aeußersten, blutige Vernichtung. So rollten wir ins „glückliche Campanien“ hinein; die Höhenzüge wurden sanfter, edler, das Sonnenlicht abendlicher, zuweilen durch wunderbare Wolkengebilde verdeckt; die Gespräche wurden friedlicher, gedämpfter, es kam eine Art von feierlicher Ruhe in die Welt, die mich so eigen ergriff, wie ich es noch heute wieder fühlen kann, da ich's Ihnen erzähle. In der Luft schienen noch jene wilden Gestalten, Bilder, Leidenschaften zu schweben; ein unaussprechlicher Abendglanz verklärte sie,

spann einen goldenen Schleier darüber hin und legte mir das alles in die Brust. Ich fühlte mich schicksalslos und doch von allem, was menschlich ist, bewegt; bald wie zusammengepreßt von erwünschtem Schmerz, bald zu der reinsten Seligkeit erweitert . . . Doch wie soll ich Ihnen schildern, was nicht in Worte zu fassen ist! — Auf einmal sah ich einen bleichen, römischen, eben erblühten Jüngling, der der Arria ähnlich war; er ward ihr Sohn und liebte die Messalina . . . Die Marmorbilder der beiden Frauen gerieten in Bewegung; Messalinas Herz erwachte und schlug an des Marcus Brust; Arrias Herz entsetzte sich und verging. Und um dieser tödlichen Liebe zu entrinnen, um die Seinen zu retten, bleibt dem Marcus nichts als ein Opfertod . . . Ein Opfertod in der Mutter Armen . . . Nun kann sie ihrem Paetus sagen: „es schmerzt nicht", denn den größten aller Schmerzen hat sie erlebt, überwunden . . . Mein Trauerspiel war da, wie Kristalle schossen die Scenen nun zusammen: der Erreger und Beweger Marcus war gefunden.

Er (nach einer Weile). Ich verstehe Sie. Mit alledem wollen Sie mir sagen, daß der Kern Ihres Trauerspiels nicht Messalina ist; daß es sich vor allem um den Marcus handelt, dessen tragische Sünde der tragische Tod verklärt. Durch die Entstehungsgeschichte Ihres Werks wollen Sie mich bekehren —

Ich. Bekehren? Nur zur höheren Ehre der Wahrheit sagen: so ist mir's ergangen. Gefällt Ihnen die Dichtung nicht, wie sollte der Dichter Sie dafür gewinnen?

Er. Hm! — Marcus! — Gut. Marcus sterbe; sagen wir: Marcus stirbt einen tragischen Tod. Aber warum muß er um so eine Messalina sterben? Oder, wenn schon um sie, warum haben Sie dieser Messalina so viel Licht gegeben, sie mit so viel Liebe und so warm gemalt, daß man Marcus

und Arria vergessen, daß man sagen konnte: „der Dichter der Messalina“?

Ich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen wieder durch eine Frage antworte; wenn Ihnen auch zuerst paradox erscheinen wird, was ich damit will. Erinnern Sie sich noch, wie Sie mir einmal auf einem Spaziergang sagten: „ich habe ein Mittel, jeden so glücklich zu machen, daß er mich als seinen größten Wohlthäter preisen und segnen soll“?

Er (lächelnd). Ja, ich erinnere mich. Eine meiner Schnurren. — Wenn ich nur ahnte, was diese Schnurre bei Ihrer Tragödie soll!

Ich. Gleichviel. Es handelte sich um ein Paar zu enger Stiefel, glaub' ich —

Er. Allerdings; so eng, daß der Unglückliche, der sie tragen muß, drin vergehen will. Ich sagte: wenn ich jemand einen halben Tag in so unerträglich engen Stiefeln in der Sonne herumführe, und dann der Augenblick kommt, wo ich ihn niedersitzen lasse und ihm diese beiden Feinde von den Füßen herunterziehe, so wird er, wer er auch sei, mich als seinen Wohlthäter preisen und der glücklichste aller Menschen sein!

Ich. Das war Ihre spaßhafte Theorie vom Glück —

Er. Die ich aufrecht halte!

Ich. Wie es Ihnen beliebt. Verzeihen Sie mir nun die Nutzanwendung Ihrer „spanischen Stiefel“ auf einen so ernsten Fall. Was will die Tragödie? Ihren Helden durch den Untergang von einem Uebel befreien, das so übermächtig, so unerträglich ist, daß ihn der Tod beglückt. Diesen tragischen, tödlichen, letzten Rausch des Glücks, der die höchste Kraft der Menschenseele entfesselt, — wie können wir ihn mit dem Helden fühlen, wenn wir nicht den Feind, der die Möglichkeit seines Daseins aufhebt, in seiner ganzen vernichtenden Gewalt gesehen, empfunden und begriffen haben?

Marcus kann nicht mehr leben, weil's eben Messalina war, an die er sich verlor und für immer verlieren soll. War sie aber nichts als ein sinnentolles, gesetzloses, ruchloses Weib, wie konnte ein Marcus sich an sie verlieren? Sahen wir nicht allen Zauber des Lebens von ihr ausgehen, der auch in der reinen Menschenbrust die Flamme entzünden kann, wie kann uns des Marcus Schicksal dann ergreifen? so ergreifen, daß „der Menschheit ganzer Jammer uns anfaßt"? — Lassen Sie darum den Dichter getrost seine Messalina „warm und mit Liebe malen", wenn er nur auch den tragischen Zweck erreicht, für den er sie malte. Und steinigen Sie ihn lieber dann, wenn er eine seiner Gestalten — wer sie auch sei — ohne Liebe malte, wenn er Pedant genug war, einer moralischen Vormeinung den Schöpferdrang und die Lebenswahrheit zu opfern! — — Doch verzeihen Sie; ich rede für mich, für mein Werk, und das wollt' ich nicht. Bücher sollen, wie Handlungen und Gesinnungen, für sich selber reden. Mich hatte nur die Erinnerung an jenen wunderbaren Abend in Campanien fortgerissen, Ihnen zu erzählen, wie „Arria und Messalina" entstand. Und nun leben Sie wohl!

Er. Wohin wollen Sie?

Ich. Wieder einen tragischen Helden in „spanische Stiefel" stecken, die ihn zu Tode drücken; phantasieren gehn.

Er. Grausamer Mensch! — Meine Phantasie ist doch menschenfreundlicher. — Uebrigens noch ein letztes Wort über Ihr Trauerspiel: was Sie auch sagen mögen, der Mann hatte doch nicht ganz unrecht, der, weil er die Messalina im Uebergewicht fand, von Ihrem Stück gesagt hat: es stehe schief wie der Turm von Pisa.

Ich. Das hat jemand zur Wolter gesagt, weil sie die Messalina so genial und übergewaltig spielte, daß die Tu-

gend der Arria neben ihr erblaßte. Gewiß sehr schmeichelhaft für die Wolter, aber eben auch nur für die Darstellung des Burgtheaters gesagt.

Er. Woher wissen Sie das?

Ich. Durch den, der dieses Gleichnis vom Turm zu Pisa gebraucht hat.

Er. Und wer ist das?

Ich. Der Verfasser des Trauerspiels „Arria und Messalina".

Er. Sie selbst?

Ich. Mit Ihrer Erlaubnis, ich selbst. Und nun wünsch' ich Ihnen einen guten Abend!

Platos
Verteidigungsrede des Sokrates.

(1873.)

Vorwort des Uebersetzers.

Die hier folgende Rede bedarf keiner Erläuterungen, sie erklärt sich selbst. Nur über ihren Anlaß und über ihre Form sollte ich wohl einige Worte zur Verständigung vorausschicken.

Der Verfasser dieser Rede ist nicht Sokrates, sondern Plato; einem Dichter gleich hat Plato mit künstlerischer Freiheit, doch zugleich mit wunderbarer Treue gegen die Wirklichkeit des Vorgangs und der Persönlichkeit, zu entwickeln gesucht, was Sokrates vor seinen Richtern hätte sagen können, um sein eigenstes Wesen zu entfalten. Wie viel er davon wirklich gesagt haben mag, ist nicht zu ergründen; der höchste Wert dieser Rede ist, daß sie wahr sein könnte, daß sie uns einen der merkwürdigsten und edelsten Männer dieser Erde in seiner größten Stunde in ergreifender Lebensfülle und Lebenswahrheit darstellt.

Die Ankläger, denen Sokrates erlag, waren ihrer drei: der Redner Lykon (uns nicht weiter bekannt), Anytos, ein reicher Lederhändler, der zu den höchsten Ehrenstellen in Athen gelangte, und Melitos, ein mittelmäßiger Dichter, der als der Hauptkläger auftrat. Dieser wäre bei der Abstimmung der (mehr als fünfhundert) Richter für sich

allein durchgefallen, da seiner Anklage nicht der fünfte Teil der Richter zustimmte, und es hätte ihn die vom Gesetz angedrohte Geldbuße von tausend Drachmen getroffen, wären nicht in Bezug auf die Hauptklage auch die Abstimmungen über die Klageschriften des Anytos und des Lykon mit hinzugezählt worden, wodurch das Verdammungsurteil erst die Mehrheit erhielt. Darf man übrigens späteren Berichterstattern glauben, so hätte wenigstens zwei dieser Ankläger die tödliche Hand der Nemesis ereilt: da die Athener bald nach des Sokrates Tod bereuten, ihn verdammt zu haben, verbannten sie, wie es heißt, den Anytos, den die Einwohner von Heraklea darauf steinigten; Melitos aber starb den gleichen Tod durch die Hände der Athener.

I.

Was euch, ihr athenischen Männer, von meinen Anklägern widerfahren ist, weiß ich nicht; ich hätte durch ihre Reden beinahe vergessen, wer ich bin: so überzeugend haben sie geredet. Und doch, Wahres haben sie — um es kurz zu sagen — gar nicht geredet. Eine ihrer vielen Unwahrheiten aber hab' ich am meisten bewundert; nämlich dieses Wort: ihr solltet euch hüten, daß ich euch nicht täuschte, ein Meister der Rede wie ich sei. Denn sich nicht zu schämen, wenn sie nun sogleich von mir durch die That widerlegt würden, sobald sich zeigt, daß ich nicht im geringsten Meister der Rede bin, — das ist mir als die größte ihrer Unverschämtheiten erschienen. Falls sie nicht etwa den einen Meister der Rede nennen, der die Wahrheit redet; denn meinen sie dies, nun so gestehe ich zu — wenn auch nicht in ihrem Sinn — ein Redner zu sein.

Diese Männer also, wie ich behaupte, haben nicht ein wahres Wort gesagt; ihr werdet nun aber von mir die volle Wahrheit hören. Doch bei Gott, ihr athenischen Männer, nicht Reden wie die ihren, in Wort und Ausdruck zierlich gesetzt, oder ausgeschmückt; nein, ihr werdet schlichte Meinung hören in ungesuchten Worten. Denn ich vertraue darauf, daß, was ich sage, gerecht ist. Und erwarte keiner von euch es anders; geziemte es mir doch nicht, in diesem meinem

Alter wie ein Knabe, der Lügen dichtet, vor euch hinzutreten. Und um dieses eine, ihr athenischen Männer, bitt' ich euch und lege es euch ans Herz: wenn ihr mich in derselben Redeweise für mich sprechen hört, in der ich auf dem Markt, bei den Tischen der Geldwechsler — wo mich die meisten unter euch gehört haben — oder auch anderwärts zu reden pflege, so wundert euch deshalb nicht, und beginnt nicht zu lärmen. Es verhält sich so: heute zum erstenmal bin ich — mehr als siebzig alt — in einen Gerichtshof getreten. Natürlich ist's, daß ich der hier üblichen Redeweise fremd bin. Und wie ihr nun, wenn ich wirklich ein Fremder wäre, doch wohl Nachsicht übtet, wenn ich in der Sprache und in der Weise redete, in denen ich aufgewachsen bin: so bitte auch ich euch jetzt — und mit Recht, wie mir deucht —, lasset den Vortrag beiseite; vielleicht mag er schlechter, vielleicht auch besser sein; nur das erwägt, und auf das richtet euren Sinn, ob ich das Rechte sage oder nicht. Das ist des Richters Tugend; des Redners Tugend ist, die Wahrheit zu sagen.

Nun bin ich im Recht, ihr athenischen Männer, wenn ich mich zuerst gegen die ersten falschen Anklagen und die ersten Ankläger verteidige; hernach gegen das Spätere und die Späteren. Denn meiner Ankläger bei euch waren viele, schon seit vielen Jahren; und kein wahres Wort haben sie gesprochen. Und diese fürchte ich mehr, als die Genossen des Anytos, so gefährlich auch diese sind. Jene andern, ihr Männer, sind gefährlicher; sie, die von Kindheit an die Mehrzahl unter euch auf ihre Seite zogen und überredeten und mich verklagten, ohne allen Grund: es gebe einen gewissen Sokrates, einen weisen Mann, der über die Himmelswelt grüble und die ganze Unterwelt durchforscht habe, und die schwächere Meinung künstlich zur stärkeren mache. Diese, ihr athenischen Männer, die solches Gerücht ausstreu-

ten, sind meine gefährlichsten Ankläger. Denn wer sie hört, ist der Meinung: die derlei Forschung betreiben, glauben auch nicht an Götter. Sodann sind diese Ankläger zahlreich, und haben mich schon lange Zeit verklagt; und sprachen zu euch in dem Alter, da ihr am leichtesten glaubtet, Knaben oder Jünglinge, die ihr wart; und sie verklagten natürlich ohne Widerspruch, da niemand verteidigte. Und was das Allerwidersinnigste ist: nicht einmal ihre Namen kann man wissen und nennen; — außer daß ihrer einer Komödiendichter sei. Die alle aber, die aus Neid und Verleumdungssucht euch beredeten, oder, selbst überzeugt, andere überzeugten, wie soll man die bekämpfen? Nicht einen einzigen von ihnen kann ich hierher schaffen und widerlegen; gleichsam mit Schatten muß ich kämpfen, wenn ich mich verteidige, und fragen, wo niemand antwortet.

Nehmet denn nun auch ihr an, was ich eben sagte: daß meine Ankläger doppelter Art sind; die einen, die mich soeben hier verklagt haben, die andern jene älteren, von denen ich spreche. Und glaubt mir, daß ich mich gegen jene zuerst verteidigen muß; denn früher und stärker haben sie mich vor euch angeklagt, als diese späteren. Wohlan! verteidigen muß ich mich denn, ihr athenischen Männer, und die Verleumdung, die euch in langen Jahren durchdrang, in so kurzer Zeit aus euch zu vertilgen suchen. Wohl wünsche ich, daß es mir gelänge, — wofern es so besser ist für euch und für mich; mit gutem Glück möchte ich mich verteidigen; — aber ich glaube, es ist ein schweres Ding, und mir ist nicht so gar verborgen, wie es damit steht. Gleichwohl — gehe es, wie's dem Gott gefällt; ich habe dem Gesetz zu gehorchen und mich zu verteidigen.

Beginnen wir denn von vorne: aus welcher Anklage jene Verleumdung über mich entstand, auf welche bauend

Melitos diese Klageschrift gegen mich eingereicht. Wie lautet die Verleumdung dieser Verleumder? Als wären sie Ankläger, muß ich ihre beschworene Schrift herunterlesen: „Sokrates thut unrecht und vergeht sich, indem er die Unterwelt und die Himmelswelt durchforscht, und indem er die schwächere Meinung künstlich zur stärkeren macht, und indem er dies auch andere lehrt." Ungefähr so lautet's. Ungefähr das habt ihr selber in der Komödie des Aristophanes gesehn: es tritt ein gewisser Sokrates darin auf, versichert, er gehe in der Luft, und schwatzt viel anderes albernes Geschwätz. Ich verstehe nichts von diesen Dingen, weder groß, noch klein; und dies sage ich nicht, um so eine Wissenschaft — falls jemand in dergleichen Wissenschaft hat — herabzusetzen, damit mir nicht Melitos so viel neue Rechtshändel anhängen könnte; nein, ihr athenischen Männer, mir ist von diesen Dingen wirklich gar nichts bewußt. Zu Zeugen nehm' ich die meisten unter euch selbst: ich bitte, sagt und bestätigt es einander, ihr alle, die ihr mich je in Gesprächen habt reden hören — und gar vielen unter euch ist das geschehn — sagt's also einander, ob mich je einer, im großen oder kleinen, über solche Dinge reden hörte! — Und aus diesem einen werdet ihr erkennen, wie es ungefähr auch mit dem andern steht, das die große Menge über mich sagt.

Nein, es ist an alledem kein wahres Wort; und wenn euch jemand gesagt hat, daß ich Menschen heranzubilden suche und damit Geld erwerbe, — auch das ist nicht wahr. Allerdings, eine schöne Sache schiene es mir, wenn man Menschen heranzubilden vermöchte, wie Gorgias von Leontini, und Prodikos von Keos, und Hippias von Elis: ein jeder von diesen, ihr Männer, ist im stande, in jede der Städte zu gehen und die jungen Männer, die doch mit jedem ihrer Mitbürger unentgeltlich verkehren können, zu

bereden, daß sie den Umgang dieser Mitbürger aufgeben und mit ihnen verkehren für Geld, und ihnen noch Dank wissen. Ist doch noch ein andrer weiser Mann aus Paros dahier, von dessen Anwesenheit ich hörte; ich kam nämlich zufällig zu einem Mann, der den Sophisten mehr Geld gezahlt hat, als alle andern zusammen: zu Kallias, dem Sohn des Hipponikos. Ich fragte ihn — da er zwei Söhne hat —: Kallias! wenn deine beiden Söhne Füllen oder Kälber wären, so wüßten wir ihnen einen Aufseher zu finden und zu dingen, der sie gut und tüchtig machen würde in den Vorzügen ihrer Art; es würde ein Pferdezüchter oder ein Landwirt sein. Nun, da sie zwei Menschen sind, wen gedenkst du ihnen als Aufseher zu geben? Wer versteht sich auf das, was den Menschen und Staatsbürger tüchtig macht? denn ich denke mir, als Vater deiner Söhne hast du das schon bedacht. Gibt es so einen, oder nicht? — Jawohl, sagte er. — Wer ist es denn, fragt' ich, und woher? und für wieviel gibt er Unterricht? — Euenos, sagte er, von Paros; für fünf Minen. — Da pries ich den Euenos glücklich, wenn er in Wahrheit diese Kunst besäße und so geschickt unterrichtete. Ich wenigstens, ich würde mich brüsten und groß thun, wenn ich das verstünde; — doch ich versteh's ja eben nicht, ihr athenischen Männer.

Vielleicht entgegnet mir nun einer von euch: Aber Sokrates, wie steht's denn mit dir? Diese Verleumdungen, woher sind sie dir entstanden? Hättest du nichts Absonderliches unter den Menschen getrieben, nichts von andrer Art, als die Mehrheit, so wäre doch schwerlich so viel Gerücht und Gerede über dich gekommen. Sag' uns, was es ist, damit wir nicht unbedacht über dich urteilen! — Wer so spricht, denke ich, hat recht. Und ich will euch zu zeigen suchen, was es ist, das mir den Zunamen und die Verleumdung geschaffen

hat. Hört denn! Es wird vielleicht dieser oder jener von euch denken, ich scherze; aber seid dessen gewiß: die volle Wahrheit werde ich euch sagen.

Um nichts anderes, ihr athenischen Männer, als um irgend einer Art von Weisheit willen hab' ich diesen Zunamen erhalten. Um was für einer Weisheit willen? Nun, eine menschliche Weisheit wird es vermutlich sein; denn in der That, darauf läuft es hinaus, daß ich auf Menschenart weise bin. Jene Leute, von denen ich vorhin sprach, mögen vielleicht Weisheit besitzen, die mehr als menschlich ist; oder — ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich für meine Person besitze sie nicht; und wer es behauptet, lügt, und sagt's, mich zu verleumden. Ihr athenischen Männer, hört mich ohne Lärmen, wenn ihr nun meinen solltet, ich sag' ein zu stolzes Wort. Was ich sagen werde, sag' ich nicht aus mir; auf einen Sprecher von Gewicht werd' ich mich berufen. Ob ich nämlich Weisheit habe, und von welcherlei Art, als Zeugen darüber bring' ich euch den delphischen Gott. Ihr wisset doch wohl von Chärephon. Dieser war mein Freund von Jugend auf, auch befreundet mit vielen aus dem Volk; und bei jener Flucht floh er mit euch, und kehrte mit euch zurück. Ihr wißt, wie Chärephon war: wie ungestüm, was er auch unternahm. Und so, als er nach Delphi kam, unterfing er sich, das Orakel nach folgendem zu befragen — — Was ich nun sagen werde, hört es ohne zu lärmen. Er fragte, ob jemand weiser sei als ich. Es antwortete die Pythia: niemand sei weiser. Und es wird euch sein Bruder, der hier ist, davon Zeugnis geben, dieweil Chärephon tot ist.

Erwägt, warum ich dies sage. Ich will euch erklären, woher mir jene Verleumdung entstand. Als ich nämlich dieses Wort vernommen hatte, bedachte ich in mir: Was

meint der Gott, und worauf deutet er hin? Weder im großen noch im kleinen bin ich mir bewußt, weise zu sein; was also kann er meinen, wenn er sagt, daß ich der Weiseste sei? Da er ja doch nicht *lügt*: das ist ihm fremd. Und lange Zeit blieb ich ratlos, was er meine; endlich, mit vieler Mühe, kam ich auf folgenden Weg, es zu ergründen. Ich ging zu einem von denen, die für weise gelten, um da, wenn irgendwo, das Orakel zu überführen und ihm zu zeigen: der da ist weiser als ich; und du nanntest *mich*. Wie ich nun diesen Mann beobachtete — seinen Namen brauch' ich nicht zu nennen; einer unserer Staatsmänner war's — wie ich ihn ins Auge faßte, widerfuhr mir folgendes, ihr athenischen Männer. Sprach ich mit ihm, so fand ich, dieser Mann *gelte* wohl für weise — vielen andern, und zumal sich selbst — aber er *sei* es nicht. Nun versuchte ich ihm zu zeigen, daß er sich für weise halte, ohne es zu sein. Von Stund' an ward er mein Feind; und viele, die zugegen waren, mit ihm.

In mir selbst aber zog ich nun beim Fortgehen den Schluß: Weiser als *dieser* Mensch bin ich allerdings; denn es läuft darauf hinaus: keiner von uns beiden weiß etwas Rechtes und Ganzes; er aber bildet sich ein, etwas zu wissen, während er nichts weiß; ich, wie ich nichts weiß, bilde mir's auch nicht ein. Also um dieses kleine Etwas wenigstens, so scheint es, bin ich weiser als er, daß, was ich nicht weiß, ich auch nicht *glaube* zu wissen.

Von da ging ich zu einem andern, von denen, die für noch weiser galten als jener; und das nämliche dünkte mir auch hier; und auch hier ward ich mit ihm und vielen anderen feind. Darauf ging ich so weiter, der Reihe nach; wohl bemerkend, und mich bekümmernd und sorgend, daß ich mich verhaßt machte; doch mir schien es notwendig, die Sache des

Gottes über alles zu stellen, und, den Sinn des Orakelspruchs im Auge, an jeden zu gehn, der für wissend gelte. Und, beim Hunde, ihr athenischen Männer — denn ich muß euch die Wahrheit sagen — mir erging es so: die am allermeisten galten, schienen mir fast die Allergeringsten zu sein, mit des Gottes Maßstab gemessen; und andre, die man geringer schätzte, schienen mir tüchtiger, was vernünftigen Sinn betrifft. Ich muß euch meine ganze Irrfahrt schildern, wie ich mich geplagt, damit das Orakel mir unanfechtbar werde. Nach den Staatsmännern macht' ich mich an die Dichter, die Tragödien- wie die Dithyrambendichter, und die übrigen: hier, meint' ich, würde ich mich doch auf der That ertappen, daß ich unwissender sei als sie. Ich nahm die Dichtwerke vor, die sie, wie mir schien, am reifsten ausgearbeitet hatten, und befragte sie, was sie denn eigentlich meinen, damit ich zugleich etwas von ihnen lernte. Ich schäme mich, ihr Männer, euch die Wahrheit zu sagen; aber sie muß heraus. Daß ich es kurz sage: fast ihr alle, die ihr hier seid, würdet besser über die Dinge reden, wovon sie gedichtet haben. Und so sah ich auch bei den Dichtern, daß sie nicht aus Weisheit schaffen, was sie schaffen, sondern aus einem Naturdrang und in Begeisterung, wie die Wahrsager und Orakelsänger: denn auch die sagen viel Schönes, aber was sie sagen, davon haben sie keine Wissenschaft. Etwas Aehnliches, ward mir offenbar, geschehe den Dichtern; und zugleich nahm ich wahr, daß sie um ihrer Dichtkunst willen auch in den andern Dingen die weisesten Menschen zu sein glaubten, ohne es zu sein.

Ich ging also auch von da hinweg, mich ihnen in demselben Punkt überlegen fühlend, wie den Politikern. Zuletzt ging ich zu den Handwerkern; denn ich war mir bewußt, daß ich, kurzweg, gar nichts verstehe; die aber, wußte ich, würd'

ich in vielen schönen Dingen wohlunterrichtet finden. Und hierin täuscht' ich mich nicht: sie verstanden Dinge, die ich nicht verstand, und waren in diesem Sinne weiser als ich. Aber, ihr Athener, denselben Fehler, wie an den Dichtern, fand ich auch an ihnen; die tüchtigen Werkmeister, weil sie ihr Handwerk gut verrichteten, meinten ein jeder auch in den andern, den höchsten Dingen äußerst weise zu sein. Und dieser ihr Fehler verdunkelte auch jene ihre Wissenschaft; — so daß ich endlich, den Orakelspruch im Auge, mich fragte: möcht' ich lieber so sein, wie ich bin, weder weise in ihrer Wissenschaft, noch dumm in ihrer Dummheit; oder beides an mir haben, wie sie? — Ich antwortete mir und dem Orakelspruch: mir ist es besser, so zu sein, wie ich bin.

Aus dieser Musterung, ihr athenischen Männer, sind mir denn viele Feindschaften erwachsen, Feindschaften der schlimmsten und gefährlichsten Art, aus denen wieder viele Verleumdungen erwuchsen, und dieser Zuname, daß ich „ein Weiser" sei. Denn die mit mir reden, glauben jedesmal, eben in dem hätt' ich Wissenschaft, worin ich einen andern zu schanden frage. Doch worauf es hinauskommt, ist, ihr athenischen Männer: wirklich weise ist der Gott, und in diesem Orakelspruch will er nur sagen: die menschliche Weisheit ist wenig wert, oder nichts. Und offenbar sagt er jenes Wort nicht von Sokrates, nur meines Namens hat er sich bedient, mich als Beispiel wählend; wie wenn er hätte sagen wollen: der ist unter euch, ihr Menschen, der weiseste, der wie Sokrates erkannt hat, daß er, was Weisheit betrifft, in Wahrheit nichts bedeutet.

Dies ist es, was ich auch jetzt noch im Umherwandeln suche und erforsche, dem Wort des Gottes gemäß, an Bürgern wie an Fremden, sobald ich von einem glaube, er könne ein „Weiser" sein; und find' ich ihn nicht so, erweis' ich,

als des Gottes Helfershelfer, an ihm, daß er kein Weiser ist. Und weil dieses Amt mich treibt, ward mir nicht die Muße, für den Staat etwas der Rede Wertes zu leisten, noch für mein Haus; in unendlicher Armut lebe ich, weil ich dem Gotte diene.

Zu alledem kommt hinzu: die Jünglinge, die mir nachfolgen — die Muße vollauf haben, Söhne der reichsten Männer — haben von selber eine Freude daran, mich die Menschen so aus sich herausfragen zu hören, machen mir's oftmals nach, versuchen dann auch andre auszuhorchen; und finden alsbald, denk' ich, Ueberfluß an Menschen, die etwas zu wissen glauben, aber fast oder ganz unwissend sind. Von daher zürnen die von ihnen Ausgehorchten auf mich, nicht auf sie; und sagen, es gebe einen Sokrates, einen höchst gottlosen Menschen, der die Jugend verderbe. Wenn man sie dann fragt: durch was für Thaten oder was für Lehren? so können sie nichts nennen, denn sie wissen nichts; aber um ihre Verlegenheit zu verdecken, sagen sie, was stets gegen alle Philosophen zur Hand ist: das vom „Himmelsraum" und von der „Unterwelt", und „er glaubt nicht an Götter", und „die schwächere Meinung macht er künstlich zur stärkeren". Die Wahrheit, glaube ich wohl, möchten sie ungern sagen: daß sie enthüllt werden in ihrer Unwissenheit, die zu wissen vorgibt. Doch da sie, denk' ich, ehrgeizig und heftig sind, und in großer Zahl, und nach Verabredung und mit Wahrscheinlichkeit über mich reden, so haben sie euch die Ohren voll geredet, mich fort und fort und mit Leidenschaft verleumdend. Und auf dies alles bauend, sind nun auch Melitos und Anytos und Lykon über mich hergefallen; Melitos von wegen der Dichter erbost, Anytos von wegen der Handwerker und der Politiker, Lykon von wegen der Redner. Und so — wie ich zu Anfang sagte — würde ich mich wun-

dern, wenn ich diese Verleumdung in so kurzer Zeit aus euch zu tilgen vermöchte, die so gewaltig heranwuchs.

Hier habt ihr die Wahrheit, ihr atheniſchen Männer; weder groß noch klein hab' ich euch verhehlt, noch vermindert. Gleichwohl weiß ich so ziemlich, daß ich mich ebendenselben Menschen wieder verhaßt mache; — auch das ein Zeugnis, daß ich die Wahrheit rede, und daß dies meine Verleumdung, dies ihre Ursache ist. Und wenn ihr es, jetzt oder später, untersuchen werdet, werdet ihr's so finden.

Ueber jene Anklagen meiner ersten Ankläger sei's nun an dieser Vertheidigung vor euch genug. Ich will jetzt versuchen, gegen Melitos, den wackeren und „patriotischen“, wie er sich nennt, und diese Späteren überhaupt mich zu verteidigen. Nehmen wir denn noch einmal, wie wenn diese hier andere Ankläger wären, ihre beschworene Klageschrift zur Hand! Sie lautet ungefähr: „Sokrates thut unrecht, indem er die Jugend verdirbt, und an die Götter seines Staates nicht glaubt, dagegen an andre, neue geisterhafte Beziehungen.“ Dies ist der Inhalt der Anklage. Prüfen wir von dieser Anklage jeden einzelnen Punkt.

Ich thue unrecht, sagt er, indem ich die Jugend verderbe. Ich, ihr athenischen Männer, ich sage: Melitos thut unrecht, weil er mit ernsten Dingen scherzt, leichtfertig einen Menschen vors Gericht ruft, Eifer und Sorge um Dinge heuchelt, von denen ihm nie etwas am Herzen lag. Daß dem so ist, werde ich versuchen euch zu zeigen. Blick hierher, Melitos, und antworte mir! Ist es dir von hohem Wert, oder nicht, daß unsre Jugend möglichst veredelt werde?

(Melitos.) „Gewiß.“

Wohlan denn, so sage diesen Richtern, wer sie veredelt; du mußt es ja wissen, da dir's am Herzen liegt. Weil du ihren Verderber in mir fandest, wie du sagst, führst du mich

vor diese Richter und klagst mich an; nun, so nenne den, der sie veredelt, und gib ihnen kund, wer es ist. Siehst du, Melitos, du schweigst, und weißt niemand zu nennen! Deucht dir denn das nicht schimpflich, und Beweis genug für das, was ich sage: daß dir an der Sache nichts gelegen ist? Sprich doch, mein Lieber: wer bessert die Jugend?

„Die Gesetze."

Nicht danach frag' ich, mein Bester; sondern welcher Mensch? Der freilich vor allem auch die Gesetze kennt?

„Diese da, Sokrates; die Richter."

Wie sagst du, Melitos? Diese da sind im stande, die Jugend zu erziehen und zu veredeln?

„Gewiß!"

Alle insgesamt, oder doch nur zum Teil?

„Alle insgesamt!"

Gut gesagt, bei der Hera; und viel Ueberfluß an Männern des Heils! — Wie aber nun? Veredeln auch diese Zuhörer sie, oder nicht?

„Auch diese."

Wie aber? Die Männer vom Rat?

„Auch die Männer vom Rat."

Aber, o Melitos, daß nicht etwa das Volk in der Volksversammlung die Jugend verderbe? Oder veredeln sie auch diese alle?

„Auch diese."

Alle Athener also, wie mir scheint, machen die Jugend gut und edel, mich ausgenommen; ich allein, ich verderbe sie. So meinst du es?

„Allerdings, eben das mein' ich."

Nun, ein starkes Mißgeschick sprichst du mir zu! — Aber noch eine Frage: Steht es nach deiner Meinung bei den Pferden ebenso? daß alle Menschen sie veredeln, einer

nur sie verdirbt? Oder steht es gerade umgekehrt: einer etwa versteht sie zu veredeln — oder sehr wenige, die da Pferdezüchter sind — die große Menge aber, wenn sie mit Pferden umgeht und sie benützt, verdirbt sie? Ist's nicht so, Melitos, bei den Pferden wie bei allen anderen Thieren? — Ja, ganz gewiß; ob nun du und Anytos es verneint oder bejaht. Ueberglücklich stünd' es um die Jugend, wenn nur einer sie verdürbe, alle andern ihr Heil brächten! — Doch genug: deutlich, Melitos, zeigst du, daß du dich noch niemals um die Jugend bekümmert hast; und klar legst du deine Gleichgültigkeit an den Tag: daß dir von dem, weswegen du mich vor Gericht ziehst, nichts am Herzen liegt.

Doch, Melitos, bei Gott, sage mir noch eins: findest du es besser, unter wackeren, oder unter schlechten Mitbürgern zu wohnen? Antworte, Freund; ich frage dich ja nichts Schweres. Thun nicht die Schlechten ihren Nächsten allemal Böses an, und die Guten Gutes?

„Allerdings."

Gibt es nun einen Menschen, der sich von seinen Mitmenschen lieber schaden als nützen lassen will? — Antworte, mein Lieber; das Gesetz befiehlt dir, zu antworten. Gibt es jemand, der sich lieber schaden lassen will?

„Nicht doch."

Gut denn! — Ziehst du mich hier vor Gericht, weil ich die Jugend vorsätzlich oder unvorsätzlich verschlechtere und verderbe?

„Vorsätzlich, versteht sich."

Wie, Melitos? So viel weiser also bist du in deinem Alter, als ich im meinen, daß du wohl begreifst: die Schlechten thun ihren Nächsten allemal Uebles an, die Guten Gutes; ich aber bin in solcher Dummheit befangen, daß ich nicht einmal weiß: wenn ich einen meiner Mitmenschen

schlechter mache, laufe ich Gefahr, Schlimmes von ihm zu befahren? und so füge ich mir — wie du behauptest — so viel Schlimmes selber vorsätzlich zu? — Das, Melitos, glaube ich dir nicht; und ich denke, auch kein anderer Mensch. Entweder bin ich ein unvorsätzlicher Verderber, oder kein Verderber! Und so lügst du in jedem Fall. Bin ich aber ein unvorsätzlicher Verderber, so ist nicht Gesetz und Recht, um solcher unabsichtlicher Fehltritte willen hierher vors Gericht zu ziehn, sondern in Zwiesprach zu belehren und zurechtzuweisen. Denn offenbar, wenn man mich aufklärt, werd' ich ja ablassen zu thun, was ich unvorsätzlich thue. Aber mich aufzusuchen und zu belehren, das vermiedest du, das wolltest du nicht; sondern hierher ziehst du mich vor Gericht, wohin das Gesetz die der Strafe, nicht aber die der Aufklärung Bedürftigen ruft.

Doch, ihr athenischen Männer, es ist ja schon klar genug, was ich vorhin sagte, daß dem Melitos von alledem nie das mindeste am Herzen lag. Indessen sag' uns doch, Melitos, wie ich denn, nach deiner Behauptung, die Jugend verderbe. Oder offenbart es uns der Inhalt deiner Klageschrift: daß ich sie lehre, nicht an die Götter zu glauben, an welche der Staat glaubt, sondern an andre, neue geisterhafte Beziehungen? Willst du nicht sagen, daß ich sie durch diese Lehre verderbe?

„Ja wohl, gewiß will ich dies sagen."

Bei eben diesen Göttern denn, Melitos, von denen es sich hier handelt: sag' es noch deutlicher, mir wie diesen Männern! Ich kann nämlich nicht verstehen, ob du sagst: ich lehre sie wohl an das Dasein von Göttern glauben, glaube also auch selbst, daß es Götter gebe, und sei nicht ganz und gar Atheist; nicht darin liege mein Verbrechen; aber ich glaube nicht an die, an welche der Staat glaubt,

sondern an andere, und weil ich an andere glaube, darum verklagst du mich? Oder ob du behauptest, daß ich ganz und gar nicht an Götter glaube, und auch die andern lehre, so zu denken?

„Ja, dies behaupte ich: daß du ganz und gar nicht an Götter glaubst."

Wundersamer Melitos! warum behauptest du das? Also auch Sonne und Mond halte ich nicht für Götter, wie die anderen Menschen?

„Nein, bei Gott, ihr Richter! Denn die Sonne, sagt er, sei ein Stein, und der Mond Erde."

Den Anaxagoras meinst du damit anzuklagen, mein lieber Melitos; — und so gering achtest du diese Richter, für so ungebildet hältst du sie, daß sie nicht wissen sollten, daß des Klazomeniers Anaxagoras Bücher von solchen Lehrsätzen voll sind! Das also lernen die Jünglinge von mir, was sie gelegentlich, wenn's hoch kommt, um eine Drachme in der Orchestra kaufen und den Sokrates dann auslachen können, wollte er es als seine Lehre verkündigen, — so ungereimt vollends wie es ist! — Und darum, bei Gott, meinst du, daß ich an keinen Gott glaube?

„Nein, bei Gott, an keinen; und auf keinerlei Weise."

So bist du unehrlich, Melitos — und mir deucht, selbst gegen dich! — Ja, ihr athenischen Männer, dieser Mensch, deucht mir, ist durch und durch übermütig und zügellos, und hat diese Klageschrift nur aus Uebermut und Zügellosigkeit und — Jugend geschrieben. Es ist, als sänne er sich ein Rätsel aus und versuchte nun: wird Sokrates der Weise es merken, daß ich nur scherze und mir selber widerspreche? oder werde ich ihn und die andern Zuhörer täuschen? Denn ich finde, er widerspricht sich selbst in seiner Klageschrift; wie wenn er sagte: „Sokrates thut unrecht, indem er nicht an

Götter glaubt — aber an Götter glaubt.“ So spricht man doch nur im Scherz! Laßt mich euch aber zeigen, ihr Männer, inwiefern er so spricht. Du, Melitos, gib uns Antwort; ihr aber — wie ich euch schon im Anfang bat — gedenket dessen und lärmt nicht gegen mich auf, wenn ich in meiner gewohnten Weise meine Sache führe! — Gibt es einen Menschen, Melitos, der an das Dasein menschlicher Dinge glaubt, aber an das von Menschen nicht? — Er antworte, ihr Männer, und falle mir nicht bald hier, bald da lärmend ins Wort! Gibt es einen, der an das Dasein von Pferden nicht glaubt, aber an das von Dingen, die das Pferd betreffen? oder der nicht an Flötenspieler glaubt, aber an Dinge, die den Flötenspieler betreffen? — Es gibt keinen, trefflichster der Männer! Wenn du nicht antworten willst, so sag' ich es dir, dir und diesen andern. Aber antworte mir auf dies: gibt es irgend jemand, der an geisterhafte Dinge und Beziehungen glaubt, aber an Geister nicht?

„Es gibt keinen.“

Wie du gezögert hast! Es kostete dich Mühe, zu antworten, von diesen Richtern gezwungen. Nun sagst du, an geisterhafte — oder dämonische — Beziehungen glaub' ich und lehre sie; — seien sie nun neue oder alte: jedenfalls glaub' ich an dämonische Beziehungen, nach deiner Rede; und dieses sagt auch deine beschworene Anklageschrift. Wenn ich aber an dämonische Beziehungen glaube, so muß ich doch auch ganz notwendig an Dämonen glauben. Ist es nicht so? — Es ist so. Ich nehm' es als von dir zugestanden, da du nicht antwortest. Diese geistigen Wesen aber, die Dämonen, halten wir sie nicht für Götter oder Kinder von Göttern? — Sagst du Ja oder Nein?

„Ja; allerdings.“

Nun denn, wenn ich an Dämonen glaube, wie du sagst,

und wenn die Dämonen irgend welche Götter sind: so sag' ich, eben darin rätselst und scherzest du! An Götter glaub' ich nicht, versicherst du; aber doch glaub' ich wieder an Götter, da ich ja an Dämonen glaube. Wenn wiederum die Dämonen unechte Kinder von Göttern sind — von Nymphen geboren oder auch von andern, wie man sagt —: welcher der Menschen wird an das Dasein von Götterkindern glauben, aber an Götter nicht? Das wäre so ungereimt, wie wenn jemand glaubte, Junge von Pferden und Eseln, nämlich Maulesel, geb' es, aber Pferde und Esel nicht. Doch es ist unmöglich, Melitos, daß du diese Klageschrift anders, als um uns zu versuchen, geschrieben; oder aus Ratlosigkeit, welches wirkliche Verbrechen du mir vorwerfen solltest. Daß du aber irgend einen Menschen von noch so wenig Verstand überzeugen könntest, es sei eines und desselben Menschen Sache, an dämonische und göttliche Beziehungen zu glauben, zugleich aber weder an Dämonen, noch an Götter, noch an Halbgötter zu glauben: das ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Genug hiervon, ihr athenischen Männer! Daß ich das Unrecht nicht thue, das des Melitos Klageschrift von mir sagt, bedarf, wie ich meine, keiner langen Verteidigung; schon dies genügt. Was ich aber vorhin sagte: daß mir viel Feindschaft und mit vielen erwachsen ist, — das, wißt ihr sehr wohl, ist wahr; und das wird mich stürzen, wenn ich stürze. Nicht Melitos, und nicht Anytos; nein, die Verleumdung und der Neid der Menge; sie, die schon viele andere, treffliche Männer gestürzt haben, und noch stürzen werden, wie ich denke; und es ist keine Gefahr, daß sie bei mir enden.

Nun sagt vielleicht jemand: „Sokrates, scheust du dich dann nicht, so ein Geschäft zu betreiben, das dich jetzt in Gefahr bringt, zu sterben?" — Dem würd' ich mit allem

Recht entgegnen: du redest verkehrt, mein Freund, wenn du meinst, die Gefahr von Leben oder Sterben dürfe ein Mann in Rechnung bringen, der auch nur ein Weniges nütze ist; statt das allein zu bedenken, ob, was er thut, Recht oder Unrecht, ob es die That eines guten oder eines schlechten Mannes ist. Unnütze Menschen wären ja nach deinen Worten alle die Halbgötter, die vor Troja starben, und mit den andern auch der Thetis Sohn; der, im Vergleich mit Schande-Erdulden, jede Gefahr so verachtete, daß, als er den Hektor zu töten begehrte und seine Mutter, eine Göttin, ihm sagte — ungefähr diese Worte, mein' ich —: „O Kind, wenn du den Tod deines Freundes Patroklos rächst und Hektor tötest, wirst du selber sterben; denn sogleich" — dies ihr Wort — „nach Hektor ereilt dich dein Schicksal;" — er, da er dies hörte, kümmerte sich nicht um Gefahr und Tod, er fürchtete weit mehr, als Feigling zu leben und seinen Freund nicht zu rächen. „Und mög' ich augenblicks sterben," sprach er, „wenn ich dem Frevler seinen Lohn gegeben; daß ich nur nicht hier verbleibe bei den geschnäbelten Schiffen, ein Ziel des Hohns, eine Last der Erde." Der, wirst du doch nicht meinen, sorgte um Tod und Gefahr? — Ja, in Wahrheit, so ist es, ihr athenischen Männer: wohin einer sich stellt, weil's ihm am besten deucht, oder vom Herrscher gestellt wird, da soll er bleiben, denk' ich, und der Gefahr stehen, und weder des Todes, noch was es sei, mehr achten als der Schande.

Ich hätte elend gehandelt, ihr athenischen Männer, wenn ich damals, als die von euch über mich gesetzten Befehlshaber mich hinstellten — in Potidäa, in Amphipolis, bei Delion — wenn ich damals, wie jeder andere, ausgehalten hätte, wohin sie mich stellten, und dem Tod getrotzt: doch als der Gott mich hinstellte — wie ich glaubte und

annahm — daß ich in Wahrheitsliebe leben sollte und mich und die andern durchforschen, — wenn ich da aus Furcht vor dem Tod, oder vor was es sei, meinen Posten verlassen hätte. Elend wäre es, ja, und mit Fug und Recht könnte man mich dann vor den Richter ziehen und verklagen, daß ich an keine Götter glaube: denn ich gehorchte dem Orakel nicht, und fürchtete den Tod, und hielte mich für weise, ohne es zu sein. Denn den Tod fürchten, ihr Männer, ist nichts anderes, als weise scheinen und es nicht sein: nämlich, etwas zu wissen scheinen, das man nicht weiß. Niemand weiß die Wahrheit vom Tod, auch nicht, ob er für den Menschen vielleicht das größte aller Güter ist; aber man fürchtet ihn, als wisse man genau, er sei das größte der Uebel. Was ist dies anders, als eben diese schmähliche Thorheit: etwas zu wissen meinen, das man nicht weiß? Ich, ihr Männer, unterscheide mich vielleicht auch hierin von der Menge der Menschen; und wenn ich mich in irgend etwas weiser nennen möchte, so wär' es dies, daß ich, zu unwissend über die Dinge nach dem Tod, mir auch nichts einbilde zu wissen. Daß aber Unrecht thun, und dem Besseren nicht folgen, sei es Gott oder Mensch, — daß dies ein Uebel und eine Schande ist, weiß ich. Statt der Uebel nun, die ich als Uebel kenne, Dinge fürchten und fliehen, von denen ich nicht weiß, ob sie nicht Güter sind, — nie werd' ich das thun. Und darum, auch wenn ihr mich nun freisprecht — dem Anytos zum Trotz, der da sagte: entweder hätt' ich von Anfang an nicht vor diesem Gericht erscheinen müssen, oder, da ich einmal erschienen, sei es unmöglich, mir das Leben zu lassen; und wenn ich loskäme — sagte er zu euch — so würden eure Söhne, nach Sokrates' Lehre lebend, alle von Grund aus verderben — wenn ihr trotzdem zu mir sagtet: „Sokrates, für diesmal wollen wir dem Anytos nicht folgen, sondern sprechen dich frei; doch

unter der Bedingung, daß du dich diesem Forschen nicht mehr ergibst, noch nach Weisheit suchst; wirst du aber nochmals auf solchem Treiben ertappt, so stirbst du;" — wenn ihr, wie ich sagen wollte, unter dieser Bedingung mich freisprächt, würde ich euch erwidern: Ich habe euch herzlich gern, ihr athenischen Männer, und liebe euch; aber ich werde dem Gott mehr gehorchen, als euch. Und so lange ich atme, und Kraft habe, werd' ich nicht aufhören, nach Weisheit zu suchen; und werde euch dazu aufmuntern, und es an jedem von euch, den ich treffe, bekunden, und ihm sagen, was ich zu sagen gewohnt bin: Du, trefflicher Mann! du, ein Athener, aus dieser Stadt, die an Weisheit und Macht die erste und die berühmteste ist, du findest es ehrenwert, nach möglichst viel Geldbesitz und Ruhm und Ehre zu trachten; aber um Vernunft und Wahrheit, und um Veredelung deiner Seele sorgst du und bekümmerst du dich nicht? Und wenn mir's einer von euch bestreitet und sagt, darum bekümmr' er sich wohl, so werd' ich ihn nicht sogleich loslassen und nicht von ihm gehen, sondern ich werde ihn fragen und ergründen und überführen; und wenn ich finde, daß er die rechte Tugend nicht besitzt, aber sich zuspricht, so werd' ich's ihm schimpflich machen, daß er das Wertvollste am geringsten, das Schlechtere höher achtet. Das werd' ich üben an jung und alt, wem ich begegne, an Fremden und Athenern; aber zumal an Athenern, um so viel näher sie mir im Blute stehen. Denn das befiehlt mir der Gott; seid dessen gewiß. Und ich glaube, noch kein größeres Gut ist euch in eurem Staat zu teil geworden, als dieser mein Dienst für den Gott. Denn nichts anderes thue ich bei meinem Umherwandeln, als euch zureden, sei es jung oder alt: nicht für Leib noch Gut noch irgend etwas eher, oder so leidenschaftlich, als für die Seele zu sorgen, daß sie sich nach Möglichkeit veredle;

und euch sagen: nicht aus Geld und Gut kommt euch der höhere Wert, sondern aus dem höheren Wert kommt euch Geld und Gut, und die andern Güter des Menschen, daheim wie im Staat. Verderb' ich die Jugend durch solche Lehre, — nun, dann ist sie vom Uebel. Wer aber behauptet, ich lehre anderes als dies, der spricht, was nicht ist.

Und so laßt mich denn sagen, ihr athenischen Männer: schenkt dem Anytos Glauben oder nicht; sprecht mich frei oder nicht; ich werde nicht anderes thun, und sollt' ich noch so oft des Todes sterben.

Lärmt nicht, ihr athenischen Männer! bleibt bei dem, was ich euch bat: nicht zu lärmen in meine Rede hinein, sondern mich anzuhören. Ich glaube, es wird euch von Nutzen sein, wenn ihr mich anhört. Ich will euch nämlich jetzt noch andere Dinge sagen, bei denen ihr vielleicht aufschreit; aber ich sage euch, thut es nicht. Seid nämlich dessen gewiß: wenn ihr mich tötet, der ich für euch das bin, was ich sagte, so werdet ihr weniger mir schaden, als euch. Mir werden weder Melitos noch Anytos Schaden thun; denn sie können es nicht; es darf gar nicht statthaben, mein' ich, daß der bessere Mann vom schlechteren Schaden leide. Töten mag er ihn, oder verbannen, oder rechtlos machen; und dies alles hält er vielleicht, und andere mit ihm, für gewaltige Uebel; ich halte sie nicht dafür. Ein viel größeres Uebel ist mir, zu thun, was dieser hier thut: einen Menschen ungerecht zu töten suchen. Und so bin ich weit entfernt, ihr athenischen Männer, jetzt für mich zu reden, wie man glauben möchte, sondern für euch: damit ihr nicht durch meine Verurteilung des Geschenkes fehlgeht, das der Gott euch gegeben hat. Wenn ihr mich tötet, so werdet ihr nicht leicht einen Zweiten finden, der — mag das Wort lächerlich klingen — der Stadt so recht im Nacken sitzt nach des Gottes

Willen, wie einem großen und edlen, doch wegen seiner Größe etwas trägen Roß, das durch eine Bremse aufgeweckt werden muß. So, deucht mir, hat mich der Gott dieser Stadt in den Nacken gesetzt, daß ich euch wecke und jeden überrede und schelte, ohne Aufhören, und überall mich hinpflanze den ganzen Tag. So einen werdet ihr nicht leicht wiederfinden, ihr Männer; und wenn ihr mir folgen wollt, so spart ihr mich auf. Doch vielleicht, gereizt, wie die aus dem Schlummer Geweckten, schlagt ihr nach mir, und gebt mir, dem Anytos folgend, den raschen Tod; und verbleibt dann alle Folgezeit im Schlaf, — wenn euch nicht der Gott, aus Fürsorge für euch, einen andern sendet.

Daß ich aber wohl so ein Geschenk des Gottes an die Stadt sein mag, könntet ihr hieraus erkennen. Keinem menschlichen Verfahren sieht es gleich, daß ich alles, was mich betrifft, vernachlässigt habe und die Verwahrlosung meiner eigenen Angelegenheiten schon so viel Jahre ertrage, dagegen stets euer Wohl betreibe, zu jedem einzeln hintretend und wie ein Vater oder älterer Bruder ihm zuredend, nach Vervollkommnung zu trachten. Hätte ich einen Gewinn davon und übte dieses Weckeramt um Lohn, so hätte es einen Grund; nun aber seht ihr ja selbst, daß meine Ankläger, die alles andere mit so viel Unverschämtheit zur Klage bringen, sich wenigstens dieser Unverschämtheit nicht erdreisten konnten, Zeugen vorzuführen, daß ich je ein Entgelt genommen oder gefordert hätte. Einen guten Zeugen, mein' ich, stelle ich selbst, daß ich die Wahrheit rede: meine Armut.

Vielleicht erscheint es nun sonderbar, daß ich dies Ratgebertum nur mit einzelnen, umherwandelnd und vielgeschäftig, betreibe, nie aber öffentlich unter euer Volk zu treten wage, um dem Staat Ratgeber zu sein. Die Ursache hiervon ist — wie ihr mich schon oft und vieler Orten habt

sagen hören — daß etwas Göttliches, ein Geist zu mir spricht; dessen auch Melitos in der Klageschrift spöttisch Erwähnung thut. Ich habe dies von Jugend auf: eine Stimme in mir, die, wenn sie sich regt, mir allemal von dem abmahnt, was ich zu thun im Begriff bin; nie treibt sie zu etwas an. Eben diese Stimme verwehrt mir, mich in das Staatswesen zu mengen; — und sehr mit Recht, glaub' ich, verwehrt sie mir's. Denn seid gewiß, ihr Athener: hätt' ich's schon längst unternommen, mich ins öffentliche Wesen zu mengen, so ging ich auch längst zu Grunde, und nützte weder euch etwas, noch mir. Aergert euch nicht an mir, wenn ich die Wahrheit sage: es gibt keinen Menschen, der unversehrt bleiben wird, wenn er euch — oder irgend einer andern Menge — edelsinnig entgegentritt und so viel Unrecht und Ungesetzlichkeit im Staate nicht dulden will. Nein; wer wirklich für das Rechte streitet und auch nur eine kurze Spanne Zeit unversehrt bleiben will, der muß notwendig als einzelner nicht im Staate leben.

Starke Beweise will ich euch hierfür geben; nicht Behauptungen, sondern — was ihr so hoch schätzet — Thatsachen. Hört, was mir selber begegnet ist, damit ihr seht, ich würde niemandem nachgeben, aus Furcht vor dem Tod, gegen meine Pflicht; so unnachgiebig aber, müßt' ich zu Grunde gehen. Ich erzähle euch gewöhnliche und langweilige, aber wahre Geschichten. Niemals, Athener, hab' ich irgend ein Amt im Staat bekleidet, nur einmal saß ich im Rat, und unser Stamm, der antiochische, hatte gerade die Leitung der Geschäfte, als ihr beschloßt, die zehn Feldherren, die die Toten nach der Seeschlacht nicht bestattet hatten, insgesamt vor Gericht zu ziehen; gesetzwidrig, wie ihr später alle erkanntet. Damals trat ich allein unter den Vorsitzern euch entgegen, ihr solltet nichts gegen die Gesetze

thun, und stimmte dagegen; und als die Redner sogleich bei der Hand waren, mich anzuzeigen und vor Gericht zu ziehen, und ihr es verlangtet und schrieet, da hielt ich mehr für meine Pflicht, auf der Seite von Gesetz und Recht Gefahr zu laufen, als zu euch, die ihr irgend Ungerechtes wolltet, hinüberzutreten, aus Furcht vor Gefängnis oder Tod. Dies war noch zur Zeit des demokratischen Staats. Als dann die Herrschaft der Dreißig eingetreten war, ließen sie mich einst, mit vier andern, ins Ratsgebäude kommen und befahlen uns, aus Salamis den Leon, den Salaminier, zur Hinrichtung herzuschaffen; — wie sie vielen andern ähnliches anbefahlen, um so viele als möglich mit Anklagen zu belasten. Damals zeigte ich wieder, nicht durch Wort, sondern durch That, daß mir am Tod — wenn das Wort nicht zu derb ist — auch nicht so viel liegt; alles aber daran, kein Unrecht und keinen Frevel zu begehen. Jene Herrschaft, so mächtig sie war, erschreckte mich nicht so sehr, daß ich ein Unrecht verübte; sondern als wir das Ratsgebäude verlassen hatten, gingen die andern vier nach Salamis und schleppten den Leon herbei, ich aber ging von ihnen weg und nach Hause. Und vielleicht hätt' ich deswegen sterben müssen, wäre nicht jene Herrschaft bald danach zusammengestürzt. Und dies alles können viele euch bezeugen.

Glaubt ihr nun, ich hätte so hohe Jahre erlebt, wenn ich im Staat gewirkt und, eines edlen Mannes würdig wirkend, dem Recht geholfen, und dies, wie sich gebührt, über alles gestellt hätte? — Nie und nimmer, ihr athenischen Männer! Auch kein anderer Mensch. Ich habe aber mein Leben lang — und es wird sich zeigen — weder in öffentlichen Dingen, so weit ich darin wirkte, noch als einzelner jemals irgendwem ein Zugeständnis gemacht wider das Recht; weder anderen, noch einem von denen, die, wie meine

Verleumder sagen, meine Schüler waren. Ich war aber nie Lehrer von irgendwem! Doch wenn jemand — jünger oder älter — Verlangen trug, beim Reden und in der Ausübung meines Lehramtes mir zuzuhören, so hab' ich dies niemandem je mißgönnt. Auch red' ich nicht etwa nur wo ich Geld bekomme, und wo nicht, nicht; sondern dem Reichen und dem Armen ohne Unterschied biete ich mich dar, daß er mich befragt, oder daß, wer will, durch Befragtwerden von mir hört, was ich meine. Ob dann nun einer von diesen gut gedeiht oder nicht, dafür kann ich gerechterweise nicht verantwortlich sein; ich habe ihnen nie irgend eine Wissenschaft versprochen, noch gelehrt. Behauptet aber jemand, er habe je etwas für sich allein von mir gelernt oder gehört, was nicht jeder hörte, so seid gewiß, er sagt nicht die Wahrheit.

Was ist es denn, das manchen so lange Zeit an meinem Umgang erfreut? Ihr habt es schon gehört, athenische Männer; die volle Wahrheit hab' ich euch gesagt: es ergötzt sie, zuzuhören, wie die sich weise Dünkenden, aber nicht Weisen aus sich heraus gefragt werden; denn unergötzlich ist es eben nicht. Mir aber, wie ich euch sagte, ist dieses Geschäft vom Gotte übergeben worden, durch Orakelsprüche und durch Träume und auf jederlei Weise, wie nur je ein göttliches Verhängnis einem Menschen irgend ein Geschäft übertrug. Das, ihr athenischen Männer, ist nicht nur wahr, es erweist sich auch leicht. Wenn ich von den jungen Männern die einen verdürbe, die andern verdorben hätte, so müßten doch, wenn die nun älter gewordenen eingesehen, daß ich in ihrer Jugend ihnen jemals Schlechtes angeraten, — sie müßten jetzt selber vortreten und mich anklagen und sich an mir rächen; oder wenn sie nicht wollten, so müßten die Ihrigen, Väter oder Brüder oder andere Verwandte, wenn ihren Angehörigen Schlechtes von mir widerfahren wäre, jetzt dessen ge-

denken und es an mir rächen. Gar viele von ihnen sind hier, ich sehe sie; zunächst dieser Kriton da, mein Alters- und Gemeindegenosse, der Vater dieses Kritobulos; sodann Lysanias der Sphettier, hier dieses Aeschines Vater; ferner Antiphon der Kephisier, des Epigenes Vater. Desgleichen andere, deren Brüder an dieser Beschäftigung teilnahmen: Nikostratos, des Theosdotides Sohn, Bruder des Theodotos; und zwar ist Theodotos tot, sodaß er beim Bruder nicht Fürbitte für mich eingelegt haben kann; — und Paralos da, der Sohn des Demodokos, dessen Bruder Theages war; und Adeimantos, des Ariston Sohn, dessen Bruder dieser Platon ist; und Aiantodoros, dessen Bruder Apollodoros ist. Und so noch viele andere kann ich euch nennen, von denen Melitos in seiner Rede doch irgend einen als Zeugen hätte aufrufen sollen. Vergaß er es damals, so rufe er ihn jetzt — ich gestatt' es ihm — und bringe vor, was er dessen vermag! — Aber ganz das Gegenteil werdet ihr finden, ihr Männer: ihr werdet sie alle bereit finden, mir beizustehen, der der Ihrigen Verderber war, der über sie Unheil gebracht, wie Melitos und Anytos beteuern. Die freilich, die ich verdorben, hätten vielleicht Grund, mir beizustehen; aber diese unverdorbenen, schon älteren Männer, die Verwandten von jenen, welchen anderen Grund können sie haben, mir zu Hilfe zu kommen, als den echten und rechten, daß sie wissen: Melitos lügt, und ich sage die Wahrheit?

Gut denn! Was ich zu meiner Verteidigung zu sagen habe, ihr Männer, ist ungefähr dies, und etwa noch anderes dergleichen. Aber vielleicht entrüstet sich dieser oder jener von euch, der sich erinnert, wie er selbst — auch bei geringerem Klagefall, als dieser — die Richter mit vielen Thränen gebeten und angefleht, und seine Kinder ihnen vorgeführt, um so viel Mitleid als möglich zu erregen, und

Verwandte und Freunde in Menge: ich aber thue nichts von alledem, und zwar, wie ich meine, in einem Fall äußerster Gefahr. Vielleicht wird mancher, der dies wahrnimmt, aufsätziger gegen mich, und aus Entrüstung darüber gibt er im Zorn seine Stimme ab. Ist einer von euch in diesem Fall — ich sage nicht, es ist so; aber wenn es wäre — dann fände ich geziemend, dem zu sagen: Auch ich, mein Bester, habe zwar einige Verwandte; denn — wie's im Homeros heißt — „auch ich bin nicht aus Eichen oder Felsen entsprossen", sondern aus Menschen. Daher hab' ich Verwandte, — und auch drei Söhne, ihr athenischen Männer; einer schon Jüngling, zwei noch Kinder. Dennoch werd' ich ihrer keinen hier vorführen und euch so um günstige Stimmen bitten. Warum thu' ich nichts von alledem? Nicht aus Trotz, Athener, noch aus Mißachtung gegen euch. Ob ich dem Tod gegenüber Mut habe, oder nicht, ist eine andere Sache; aber der öffentlichen Meinung gegenüber scheint es mir für mich, für euch, für den ganzen Staat nicht anständig, daß ich dergleichen thue, so alt wie ich bin, und mit dem Zunamen, den ich trage, — mag er nun wahr oder unwahr sein. Beschlossen ist es einmal, daß sich der Sokrates durch irgendwas aus der Menge hervorhebt! Wenn nun die unter uns, die durch Weisheit oder Tapferkeit oder irgend einen andern Wert für hervorragend gelten, sich also benehmen würden, so wär's eine Schande; wie ich deren oftmals vor Gericht gesehen habe, die für etwas galten, aber sich wundersam gebärdeten: als hielten sie's für ein schreckliches Geschick, wenn sie sterben müßten; als ob sie unsterblich wären, wenn ihr sie nicht umbrächtet. Diese Männer, find' ich, thun dem Staat Schande an; und auch ein Fremder könnte der Meinung werden: die, welche sich von den andern Athenern durch Vorzüge unterscheiden, denen dieses

Volk mit Vorliebe Aemter und Würden verleiht, die unterscheiden sich von den Weibern in nichts. Nein, ihr athenischen Männer! weder wir sollen so handeln, die wir irgendwie für etwas gelten, noch ihr sollt es dulden, wenn wir's thun. Vielmehr solltet ihr zeigen, daß ihr weit eher den verurteilt, der solche Schauspiele des Mitleids aufführt und den Staat lächerlich macht, als den, welcher mit Ruhe seinen Spruch erwartet.

Doch abgesehen von der öffentlichen Meinung, ihr Männer, scheint's mir auch unrechtlich, den Richter zu bitten, und durch Bitten der Verurteilung zu entgehen. Nur unterrichten soll man ihn und überzeugen. Denn nicht dazu sitzt der Richter da, um das Recht als Gunst zu gewähren, sondern um es als Urteil zu sprechen; und er hat nicht geschworen, günstig zu sein, wem er will, sondern zu richten nach den Gesetzen. Also sollen wir euch nicht an Meineid gewöhnen, noch ihr euch gewöhnen lassen; beide würden wir freveln.

Mutet mir denn nicht zu, ihr athenischen Männer, euch gegenüber zu thun, was ich weder für anständig, noch für rechtlich, noch für unsträflich halte; vor allem aber, bei Gott, weil mich dieser Melitos da der Gottlosigkeit verklagt. Denn wenn ich euch, eurem Eid zum Trotz, durch Bitten überredete und überwältigte, so würd' ich euch ja offenbar die Lehre geben, an keine Götter zu glauben; und grade durch meine Verteidigung würd' ich mich selber anklagen, daß ich an Götter nicht glaube. Indessen weit entfernt, daß dem so ist! Ich glaube an sie, ihr athenischen Männer, wie keiner meiner Ankläger. Und euch und dem Gott stelle ich anheim, über mich zu richten, wie es mir und euch am besten geraten mag.

II.

(Nach der Verurteilung.)

Wenn ich nicht grolle, ihr athenischen Männer, über das, was jetzt geschehen ist: daß ihr mich verurteiltet, — so hilft dazu mit vielem anderem auch dies, daß mir nicht unerwartet kam, was gekommen ist. Weit eher wundere ich mich über die Zahl der Stimmen auf beiden Seiten. Denn ich glaubte, der Unterschied werde nicht so gering, sondern gewaltig sein. Nun aber, scheint mir, wären nur dreißig Stimmen anders gefallen, so wäre ich freigesprochen. Und von des Melitos Klage, däucht mir, bin ich auch so freigesprochen; und nicht nur das: es ist auch jedermann klar, daß, wenn nicht Anytos und Lykon gleichfalls gegen mich aufgetreten wären, Melitos tausend Drachmen zahlen müßte, da er nicht den fünften Teil der Stimmen für sich gewonnen hätte.

Als Strafmaß nun beantragt der Mann mir den Tod. Gut! Auf welches Strafmaß soll denn ich mich dagegen schätzen, ihr athenischen Männer? Offenbar doch auf das, welches ich verdiene. Was verdien' ich denn also zu erleiden, oder zu erlegen? weil ich mir einfallen ließ, mir in diesem Leben keine Ruhe zu gönnen, und alles vernachlässigend, was die Menge bewegt: Geldgewinn, Hauswesen, Feldherrnwürden, Volksreden, Aemter jeder Art, Verschwörungen und Unruhen im Staat — da ich des Glaubens war, ich sei zu Besserem da, als auf diesen Wegen mein Heil zu finden — daß ich diese Wege nicht ging, auf denen ich weder euch noch mir von Nutzen sein konnte, sondern dahin strebte, jedem in seinem Einzeldasein die größte Wohlthat, wie ich behaupte, anzuthun; indem ich einen jeden von euch zu überreden suchte: sorge nicht eher um das deine, als um dein

eigenes Selbst, wie du es veredelst und vergeistigst; und nicht eher um die Staatsgeschäfte, als um ihn selbst, den Staat; und so sorge um alles in demselben Sinne! — Was verdien' ich dafür zu erleiden, daß ich so gelebt habe? — Etwas Gutes, ihr Athener, wenn ihr über das Strafmaß wirklich nach Verdienst entscheidet; und zwar etwas Gutes derart, wie es mir gebührt. Was gebührt denn einem unbemittelten Wohlthäter, der der Muße bedarf, um euch ermahnen zu können? Nichts, ihr Athener, würde so einem Manne richtiger gebühren, als daß ihn der Staat im Prytaneion ernährt. Weit richtiger wenigstens, als wenn einer von euch in Olympia mit einem Rennpferd oder Zwiegespann oder Viergespann im Wettkampf gesiegt hat: denn er gibt euch nur einen Schein des Glücks, ich dessen Wahrheit; und er bedarf des Unterhaltes nicht, ich aber bedarf's. Soll ich mir also nach dem Recht das verdiente Strafmaß zuerkennen, so erkenn' ich mir dieses zu: die Ernährung im Prytaneion.

Vielleicht meint ihr, ich sage auch dies, ähnlich wie jenes über das Mitleid und das Flehen, aus übermütigem Trotz. Dem ist nicht so, ihr athenischen Männer; vielmehr folgendermaßen. Ich bin überzeugt, daß ich keinem Menschen vorsätzlich unrecht thue; — euch freilich überzeuge ich hievon nicht; denn wir haben zu kurze Zeit miteinander geredet. Ich glaube wohl, gälte auch bei euch das Gesetz, wie bei andern Völkern, daß über Todesstrafe nicht bloß einen Tag, sondern viele nacheinander im Gericht getagt werden muß, so würdet ihr euch überzeugen lassen; in so kurzer Zeit aber ist es nicht leicht, so schwere Verleumdungen von sich abzuwälzen. Ueberzeugt indessen wie ich bin, niemandem unrecht zu thun, werd' ich nun auch mir selber nicht unrecht thun und von mir sagen, daß ich Schlimmes verdiene, und

mir selbst dergleichen zuerkennen. Aus Furcht vor was? Etwa, das zu erleiden, was mir Melitos zuerkennt, und von dem ich nicht weiß, ob es ein Gut oder ein Uebel ist? An dessen Statt soll ich unter Dingen wählen, von denen ich weiß, daß sie Uebel sind, und dieses Uebel mir zuerkennen? Etwa Gefangenschaft? Wozu lebte ich im Gefängnis, der jeweiligen Obrigkeit sklavisch unterworfen? Oder Geldbuße, und gefangen sitzen, bis ich sie erlegt habe? Das wäre das gleiche für mich, wie was ich eben gesagt habe: denn Geld, die Buße zu zahlen, habe ich nicht. Oder soll ich mir Verbannung zuerkennen? Vielleicht thätet auch ihr's. Was für eine Lebenslust müßte in mir wohnen, ihr athenischen Männer, wenn ich so unbedacht wäre, nicht zu bedenken: daß ihr, meine Mitbürger, nicht im stande wart, meine Reden und Gespräche zu ertragen, sie euch vielmehr so lästig und verhaßt wurden, daß ihr euch ihrer nun zu entledigen sucht; andere aber sollten sie ohne Beschwerde ertragen! — Nein, ihr Athener! Ein herrliches Leben wär's, in diesen meinen Jahren auszuwandern und fort und fort Stadt mit Stadt zu vertauschen, überall ein vertriebener Mann. Denn ich weiß sehr wohl, wohin ich auch käme, würde die Jugend meinen Reden zuhören, wie hier; und trieb' ich sie von mir weg, so würde dann sie mich hinwegtreiben, die Aelteren dazu aneifernd; und vertrieb' ich sie nicht, so thäten mir's ihre Väter und Verwandten um der Jugend willen.

Aber vielleicht sagt man: Bist du denn nicht im stande, Sokrates, von uns verbannt stillschweigend und in Ruhe zu leben? — Euch in diesem Punkt zu überzeugen ist das schwerste von allem. Denn wenn ich sage, das wäre Ungehorsam gegen den Gott, und darum sei mir's unmöglich, mich still zu halten, so glaubt ihr mir nicht, als spräch' ich mit Ironie. Und wenn ich sage: das eben ist für den Men-

schen das größte Gut, Tag für Tag über unsere Vervollkommnung zu reden und zu lehren, und über das alles, worüber ihr mich habt reden und mich selbst und andere durchforschen hören; und ein Leben ohne Forschen ist des Lebens nicht wert: so werdet ihr mir das noch weniger glauben. Dennoch verhält es sich so, wie ich sage, ihr Männer; aber davon überzeugen ist nicht leicht.

Ueberdies bin ich auch nicht gewohnt, von mir selbst zu sagen, daß ich Schlimmes verdiene. Besäße ich Geld, so würde ich mir eine Geldbuße zuerkennen, so hoch ich sie zahlen könnte; denn mir wär's kein Schade. Nun aber hab' ich keins; — wenn ihr mir nicht etwa die gleiche Buße zuerkennen wollt, die ich zu zahlen vermöchte. Eine Mine Silber ungefähr könnt' ich euch vielleicht zahlen; nun denn, so viel an Buße messe ich mir zu.

— — Doch dieser Platon hier, athenische Männer, und Kriton und Kritobulos und Apollodoros fordern mich eben auf, mir dreißig Minen zuzumessen; sie wollen die Bürgschaft leisten. Diese Buße also messe ich mir zu. Als Bürgen für das Geld werden euch wohl diese Männer gültig sein.

III.

(Nach der zweiten Abstimmung.)

Nicht um einer langen Spanne Zeit willen, ihr athenischen Männer, werdet ihr von denen, die eure Stadt schmähen wollen, den Nachruf und Vorwurf tragen, daß ihr den Sokrates getötet habt, einen „weisen Mann“; — denn sagen werden sie's, daß ich weise sei, auch wenn ich's nicht bin, sie, die euch schelten wollen. Ihr hättet ja nur kurze

Zeit zu warten brauchen, so wäre euch mein Tod von selbst gekommen; denn ihr seht mein Alter: wie weit es schon im Leben ist, und wie nah dem Tod. Doch ich sage dies nicht zu euch allen; nur zu denen, die für meinen Tod gestimmt. Und ich sage zu diesen auch noch folgendes. Vielleicht glaubt ihr, Athener, ich sei euch unterlegen, weil mir die Worte gemangelt, durch die ich euch vielleicht beredet hätte, hätte ich geglaubt, alles thun und sagen zu müssen, um nur der Verdammung zu entrinnen. Nicht doch! Wohl ein Mangel war's, durch den ich unterlag; aber nicht Mangel an Worten, sondern an Frechheit und Schamlosigkeit, und Bereitwilligkeit, euch das zu sagen, was ihr am liebsten gehört hättet: wenn ich geweint und gejammert hätte und noch viel anderes gethan und gesagt, das meiner unwürdig ist, wie ich behaupte; dergleichen ihr aber gewohnt seid von den anderen zu hören. Ich aber fand es unziemlich, um der Gefahr willen etwas Niedriges zu thun, und es reut mich nicht, mich so verteidigt zu haben; vielmehr zieh' ich es vor, nach solcher Verteidigung zu sterben, als auf jene Weise zu leben. Denn weder vor dem Richter, noch vor dem Feind darf ich, noch irgendwer, es darauf anlegen, wie man dem Tod um jeden Preis entrinne. Auch in der Schlacht zeigt sich's oft, daß man dem Sterben leicht entrinnen könnte: wenn man die Waffen wegwürfe und die Verfolger anflehte. Und wie viel andere Mittel gibt es in jeder Gefahr, dem Tod zu entgehen, wenn man vor keiner That, keinem Wort zurückscheut. Nein, das wäre nicht schwer, ihr athenischen Männer, dem Tod zu entrinnen! Viel schwerer, der Schlechtigkeit: denn sie läuft schneller als der Tod. Und so hat jetzt mich, dieweil ich langsam und alt bin, das Langsamere ereilt; meine Ankläger, dieweil sie gewandt und rasch sind, das Geschwindere: die Schlechtigkeit. Und ich gehe hinweg

mit eurem Urteilsspruch, der auf Tod lautet, sie mit dem der Wahrheit, der auf Ungerechtigkeit lautet und Verworfenheit; und für mich verbleibt es bei dieser Strafe, und für sie. So sollte es vielleicht kommen, und ich glaube, daß nach rechtem Maß gemessen ist.

Doch nun zunächst möchte ich euch noch weissagen, ihr, die ihr für meinen Tod gestimmt. Bin ich doch schon an dem Punkt, an dem die Menschen wohl zu weissagen pflegen: wenn es ans Sterben geht. Und so sag' ich, ihr Männer, die ihr mich tötet: es wird ein Strafgericht über euch kommen gleich nach meinem Tod, viel schwerer, bei Gott, als das, welches mich tötet. Jetzt thut ihr dies in der Meinung, es befreie euch davon, euern Lebenswandel ans Licht ziehen zu lassen; aber ganz das Gegenteil, sag' ich euch, wird geschehen. Ihrer weit mehr werden kommen, die euch ans Licht ziehen; die ich für jetzt zurückhielt und ihr nicht bemerktet; und um so härter werden sie über euch sein, als sie jünger sind, und um so mehr werdet ihr euch ärgern. Denn wenn ihr meint, die Menschen durch Umbringen abzuschrecken, daß euch niemand mehr euren verkehrten Lebenswandel vorwerfe, so irrt ihr sehr. Diese Art, sich zu befreien, ist so undurchführbar, wie sie unwürdig ist. Das ist die würdigste und die leichteste: nicht die andern zu unterdrücken, sondern sich selber zu rüsten, daß man so unanfechtbar als möglich werde.

Dies habe ich euch, meinen Verurteilern, verkündet, und bin zu Ende mit euch. Mit euch aber, die ihr mich freispracht, redete ich gerne noch über das, was hier geschehen ist, so lange die Behörde zu thun hat und ich noch nicht an den Ort gehe, wo ich sterben muß. Harret so lange mit mir aus, ihr athenischen Männer; uns hindert ja nichts, mit einander zu reden, so lang' es verstattet ist. Euch, als meinen Freunden, will ich darthun, was das mir hier Widerfahrene be-

deuten mag. Mir nämlich, ihr Richter — denn meine Richter nenn' ich euch mit Recht — ist etwas Wundersames geschehen. Die gewohnte Weissagung der göttlichen Stimme in mir war in dieser ganzen letzten Zeit sehr lebhaft, fort und fort, und auch in noch so kleinen Dingen wehrte sie mir, wenn ich etwas Verkehrtes zu thun im Begriffe war. Nun aber widerfuhr mir doch hier, was ihr selber erlebtet, was für das äußerste Uebel gilt und gehalten wird. Doch weder am Morgen, als ich von Hause fortging, wehrte mir die Stimme des Gottes, noch als ich hierher vor das Gericht trat, noch irgendwo in meiner Rede, was ich auch sagen wollte. Und doch hat sie mich bei andern Reden oft mitten im Sprechen zum Innehalten gebracht. Jetzt, in dieser Sache, wehrte sie mir bei keinem Thun und bei keinem Wort. Was mir die Ursache hiervon däucht, will ich euch sagen! Es läuft darauf hinaus, daß, was mir hier widerfahren, etwas Gutes ist; und unmöglich können wir recht haben, die wir glauben, tot zu sein sei ein Uebel. Ein mächtiges Zeugnis ist mir dafür geworden. Denn unfehlbar hätte mir diese gewohnte Stimme gewehrt, wär ich nicht im Begriff gewesen, etwas Gutes zu thun.

Erkennen wir aber auch so, daß wir große Hoffnung haben, es sei wirklich ein Gut. Tot sein ist von zwei Dingen eins: entweder ein Nichts, und der Tote hat keinerlei Empfindung mehr von irgendwas; oder, wie sie sagen, eine Verwandlung und Wanderung der Seele von diesem Orte hier an einen anderen Ort. Ist es nun vollkommene Empfindungslosigkeit, nur wie ein Schlaf, in dem der Schlummernde nicht einmal ein Traumbild sieht, nun dann wäre der Tod ein wunderbarer Gewinn. Denn ich glaube wohl, wenn jemand diese *eine* Nacht, in der er so fest schlief, daß er nicht einmal einen Traum hatte, herausgreifen und alle die an-

deren Nächte und Tage seines Lebens dieser Nacht gegenüberstellen und nach reiflicher Erwägung sagen sollte, wie viele Tage und Nächte er in seinem Dasein besser und glücklicher verlebt hat als diese Nacht: ich glaube, nicht etwa ein nichtsbedeutender Mensch, nein, der Großkönig selber würde finden, daß sie, gegen alle die anderen Tage und Nächte, leicht zu zählen sind. Wenn also das der Tod ist, nenn' ich ihn Gewinn. Denn die ganze zukünftige Zeit erscheint ja dann nicht länger, als eine einzige Nacht. Ist aber der Tod wie eine Reise von hier an einen anderen Ort, und ist es wahr, was man sagt, daß dort alle Toten sind: welch größeres Gut, ihr Richter, könnte es geben als ihn? Wenn man in den Hades kommend, befreit von denen, die sich hier Richter nennen, die wahrhaften Richter findet, die ja dort Recht sprechen, wie man sagt: Minos und Rhadamanthys und Aiakos und Triptolemos, und alle die andern der Halbgötter, die in ihrem Leben gerecht waren: sollte das eine schlechte Reise sein? Oder auch mit dem Orpheus sich zusammenzufinden, und mit Musäos und Hesiodos und Homeros: wie hoch gälte das diesem oder jenem von euch? Ich wollte oftmals sterben, wenn das Wahrheit ist. Und mir zumal wäre dort zu verweilen wundersam, wenn ich Palamedes träfe und Aias den Telamonier, und wer sonst von den Alten durch ein ungerechtes Urteil starb; mein Geschick mit dem ihren zu vergleichen, müßte, wie ich meine, nicht genußlos sein. Und nun das größte von allem: Die da unten beständig zu erkunden und auszuforschen, wie die hier oben, wer von ihnen weise ist, wer sich dafür hält, ohne es zu sein. Wie hoch, ihr Richter, müßte man es anschlagen, den Mann zu ergründen, der das große Heer gegen Troja führte, oder den Odysseus, oder den Sisyphos; und wie viel tausend andere könnte man nennen, Männer und Frauen, mit denen

zu reden und zu leben und sie zu ergründen ganz überschwengliche Glückseligkeit wäre. Denn die da unten werden ja wohl deshalb niemanden töten! Sind sie doch nicht nur sonst beglückter als die hier oben: auch unsterblich sind sie für alle kommende Zeit, wenn es wahr ist, was wir davon sagen.

Aber auch ihr, meine Richter, müßt dem Tod gegenüber gute Hoffnung haben, und diese eine Wahrheit bedenken: für einen guten Menschen giebt es nichts Schlimmes, weder im Leben noch nach dem Tod, und die Götter vernachlässigen seine Sache nicht. Auch meine Sache wandte sich so nicht von ungefähr; nein, mir ist offenbar, daß zu sterben und dieses Treibens los und ledig zu werden schon das Bessere für mich war. Darum auch wehrte mir die Stimme nicht; und meinen Anklägern und meinen Verurteilern grolle ich wenig. Freilich nicht in dieser Absicht haben sie mich angeklagt und verurteilt, sondern weil sie mir zu schaden dachten; und das ist an ihnen des Tadels wert.

Diese Bitte aber hab' ich noch an sie: Rächt euch an meinen Söhnen, ihr Männer, wenn sie erwachsen sind, indem ihr ihnen dieselben Schmerzen anthut, die ich euch angethan, sobald euch dünkt, daß sie sich eher um Geld, oder was es sei, als um ihre Vervollkommnung bekümmern. Und wenn sie sich etwas zu sein dünken, während sie nichts sind, so haltet ihnen die Schande vor, wie ich euch, daß sie nicht sorgen um was sie sollten, und meinen etwas zu sein, da sie doch nichts wert sind. Thut ihr das, so wird mir sowohl wie meinen Söhnen von euch unser Recht widerfahren sein.

Doch es ist Zeit, daß wir gehen; ich um zu sterben, ihr um zu leben. Wer von uns beiden zum besseren Ziele geht, das ist jedem verborgen, außer Gott.



Er und ich.

Ein Gespräch.

(1880.)

(Zuerst gedruckt in „Nord und Süd“, 1886.)



Es war im Mai oder Juni des Jahres 1880, in D. bei Wien, in der Villa W.; wir politisierten. Die Nacht war warm, die Thürflügel nach dem Garten zu standen weit geöffnet; zwischen den dunklen Fichten, auf denen zuweilen blasses Mondlicht lag und in denen ein schwüler Wind rauschte, leuchtete von Zeit zu Zeit die „hohe Warte" auf, denn ein Gewitter blitzte aus der Ferne. Wir saßen um die Tafelrunde meiner lieben Gastfreunde, bei denen ich diesen Frühling verlebte. Das Gespräch war ebenso warm und schwül geworden, wie die Nacht da draußen; politische Gegensätze hatten sich an einander erhitzt. Frau Josephine, die Hausfrau, kämpfte mit mir gegen einen dritten; „von jener Jugend, welche nie verfliegt," glühten ihr die schönen Wangen unter dem Silberhaar. Endlich stand sie auf und ging gegen den Garten zu. Ich fuhr fort zu streiten. Durch welche Aeußerung mich mein Gegner von neuem aufgereizt hatte, weiß ich nicht mehr; was läge auch daran, wenn ich es noch wüßte. In fast sich überstürzender Rede schüttete ich mich leidenschaftlich aus, bis ich den einzigen Erfolg errungen hatte, den so ein Streit zu erreichen pflegt: der andere blieb bei seiner Meinung, aber er verstummte. Wir erhoben uns so nach und nach und traten auf die Terrasse. Ueber den Mond zogen zerrissene, flüchtige Wolken hin; das Wetterleuchten wuchs. Mein „besiegter" Gegner stellte sich gegen

eine der Säulen der Terrasse und sah mir mit stiller Verwunderung ins Gesicht.

Merkwürdig! Ich hätte das nicht gedacht! sagte er endlich.

Was hätten Sie nicht gedacht? fragte ich.

Daß Sie sich in einer politischen Debatte so ereifern, so wild werden könnten. Sie kommen mir ganz anders vor... Sie haben noch jetzt so etwas in den Augen, das ich bei Ihnen nie erwartet hätte; etwas Fanatisches, möcht' ich beinahe sagen. Oder vielleicht ist es nur die in der Luft angesammelte Elektrizität!

Vielleicht ist es nur die Elektrizität, antwortete ich.

Nein, doch nicht . . . Sie lächeln. Es ist doch nicht das allein. Es ist eine Art von Fanatismus dabei . . . Sind Sie öfter so?

Nicht mehr oft; aber doch zuweilen!

Wie gesagt, bekehrt haben Sie mich nicht; — aber verwundert bin ich. Ich dachte, Sie wären ziemlich indifferent in der Politik. Sie kamen mir immer so ausgeglichen vor; so „beruhigt-ästhetisch"; so ganz dazu angethan, in einer gewissen „inneren Harmonie" sich abzuschließen. Da kommt dann auf einmal dieses Ungewitter. Wie wenig kennt man die Menschen.

Wundert Sie das? gab ich ihm zur Antwort. Mich wundert mehr, daß sich die Menschen so gern diese schwerste Sache, die Menschenkenntnis, so leicht denken. Sie stellen sich eben noch immer ihre Nebenmenschen so gern als eine Einheit vor, die sich benennen läßt; sie vergessen gern, daß in jedem Gehirn Viele beisammen sind, die sich nach und nach — und mehr oder weniger — mit einander zurechtfinden. Je nach dem „Mehr" oder „Weniger" nennen sie dann ihren Nebenmenschen harmonisch oder disharmonisch...

Dies führt aber von der Hauptsache ab: von dem edlen Wein, den wir eben tranken. Ja, liebe Franzi, ich bitte noch um ein Glas, — und ich danke Ihnen. Also es lebe der Frieden nach dem Streit. Ich verzeihe Ihnen, Doktor, daß Sie nicht meiner Meinung sind. Rückkehr zur „Harmonie“!

Fräulein Franzi hatte die Gläser gefüllt; wir lachten, wir vergaßen die Politik und die Psychologie, und genossen die Wärme der Nacht und das ferne Feuerwerk des Himmels. Indem wir zufrieden dasaßen, ward es Mitternacht; viel zu früh, wie immer. Wir mußten an den Aufbruch denken. Ein Gewitter begann langsam heranzuziehen, der Mond kämpfte aber noch mit dem Gewölk und warf sein halb verschleiertes Licht auf den Hof der Villa, als die Herren hinaustraten, um nach Wien zurückzufahren. Ich allein blieb draußen. Ich ließ die Wagen davonrollen; dann ging ich vom Hof in den dunkelnden Park, meiner „Mühle“ zu. Ein Haus weiter unten im Park der Villa W., in dem tiefer gelegenen Teil, führt den Namen „Mühle“, der ihm durchaus nicht mehr zukommt, noch aus früheren Zeiten. Es liegt so versteckt, daß man vom oberen Teil des Parks sein Dasein nicht ahnt; zwischen Bäumen und Gebüsch, auf Stufen, steigt man zu ihm hinunter und gradeswegs in den ersten Stock hinein. Darin wohnte ich; damals ganz allein. Ich wandelte also unter dem Laubgang fort, dann an den Gewächshäusern hin, durch die tiefe Stille. Alle Vögel schwiegen, der Wind regte sich nicht mehr, es war die tückische, schwüle Ruhe vor dem Wetter. Nur eine verlebte Blüte fiel zuweilen hier und da auf die Erde nieder. Ein unbestimmter Duft kam von den Gebüschen. Der Mond sah aus der Höhe trüb, traurig, geisterhaft herab; dann verdunkelte ihn wieder das Gespinnst der Wolken.

„Sie haben so etwas in den Augen . . .“ Diese Worte

des Doktors fielen mir ein, während ich dahinging. Sein verwundertes Gesicht stand auf einmal vor mir; und auf einmal verwunderte ich mich über mich selbst. Es gibt so hellseherische Augenblicke, wo man sich gleichsam selber ins Gesicht sieht; wo man die verschiedenen Gestalten sieht, die wir einst gewesen; wo das ganze Wunder und Märchen unserer Entwickelung — denn welches Menschen Entwickelung wäre nicht ein Wunder — vor unserem inneren Auge wie ein Wandelbild vorüberzieht. Ich war traumhaft erregt; die Nacht, die Schwüle, der Wein, das leidenschaftliche Gespräch von vorhin, das kommende und gehende Mondlicht wirkten auf meine Phantasie. Mir wurden jene Zeiten gegenwärtig, in denen ich oft und ernstlich „so etwas in den Augen hatte", in denen ich in der That anders war als jetzt. Wie viel anders! dacht' ich. . . . Ein früheres Ich schien hinter mir her zu gehen, schien vor mir aufzutauchen. Mich überkamen ähnliche verrückte Gefühle, wie in jenen Zeiten. Endlich hatte ich die Stelle hinter dem kleinen Arbeitsschuppen der Gärtner erreicht, wo es zum unteren Park und zur „Mühle" hinabgeht. Das Haus leuchtete weiß zwischen den Bäumen durch. Ich stieg die Stufen hinunter, schloß im ersten Stock meine Thür auf und trat ein.

In den öden Zimmern, die sich lang dahinzogen, dämmerte ein ungewisses Licht. Mit leise hallenden Schritten ging ich durch die Stille, bis ich an das dritte Zimmer kam, in dem mein Bett stand. Die Fenster waren offen; hohe Pappeln und andere Bäume schauten in regungsloser Finsternis wie nächtlich unklare Riesengestalten herein. Ich setzte mich auf ein Fensterbrett und dachte an vergangene Dinge. Jetzt erschien wieder der Mond und beleuchtete ein sonderbares Wesen, das in der anderen Ecke des Fensters, an die Wand gelehnt, mir gegenüber saß. Es war auffallend blaß

und sah mir mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck ins Gesicht. Lange, dunkle Haare fielen ihm in den Nacken; die Wangen waren mager, fast hohl, die Nase kühn hervortretend; unter einer hohen Stirn lagen tiefe Augen, in denen ein düsteres, beinahe unheimliches Feuer leuchtete. Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick über diesen Besuch erschrak; dann kam aber eine gewisse Ruhe über mich, die mich in Erstaunen setzte. Ich betrachtete dieses mondbeschienene Wesen aufmerksam; es mochte fünfundzwanzig Jahre alt sein oder etwas mehr. Auch hatte es einige Aehnlichkeit mit mir; größere noch mit Photographien, die ich vor Zeiten gesehen hatte. . . . Wir blickten uns eine Weile schweigend in die Augen.

Was willst du bei mir? sagte ich plötzlich.

Dich sollte doch wohl nicht wundern, antwortete der andere mit leiser, bedeckter, aber deutlicher Stimme, daß ich zu dir komme. Erkennst du mich nicht?

Ich weiß nicht. . . .

Doch, du wirst mich erkennen; träume nur nicht. Ich war, eh' du warst.

Ich. Also du warst ich?

Er. Ja, vor Zeiten; es ist lange her, wohl an siebzehn Jahre. Dennoch wundere ich mich, wie anders du bist als ich. Nicht bloß das kürzere Haar, die gefüllten Wangen: der ganze Mensch, scheint mir, ist ein anderes Ich. Dieser ruhige, genügsame, ausgebrannte Blick, dieser sanfte, träumerische Ausdruck; ja, und auch dieses milde, gelassen studierende, überlegene Lächeln, mit dem du mich betrachtest . . . Es scheint, so recht gefalle ich dir nicht. Wozu uns etwas vormachen, wir unter uns; — du gefällst mir auch nicht. So zufrieden scheinst du mir mit deiner Denkerruhe, deinen Phantasien, deinen Dichterkünsten. Wo ist das wilde Feuer

hin, das mich beseelte? Wo sind die Leidenschaften, die mich ruhelos machten: die politische Glut, die die Kaltherzigen „Fanatismus“ nennen, der vaterländische Schmerz und Grimm, der mir Thränen in die Augen trieb, — all diese überschwenglichen Gefühle, die mein Herz verzehrten? Sieh, wie wir uns hier gegenübersitzen: du, der Lebende, was hast du aus mir gemacht? Einen „stillen Künstler“, einen „ästhetischen Menschen“, der sich am Leben abgekühlt hat, wie die feurige Lava an der Luft; der sich „harmonischer“ zu machen glaubte, indem er mich von sich ausstieß —

Ich. Ueberhebe dich nur nicht. Wer bist du? Ich war im Keim früher da als du. Lang' eh du erwachtest rührte sich der „Künstler“ in der Knabenseele. Stammelte doch schon das Kind in kindischen Versen seine Zukunftsträume, seine dunkle Sehnsucht, zu werden, was ich bin, oder was auch ich noch zu werden träume . . . Mir scheint aber, du sprichst von dir wie vom „wahren Ich“.

Er. Kam ich nicht früh genug? Als das große Jahr, das Achtundvierziger-Jahr, den neuen Völkerfrühling aufgehen ließ, kam er nicht auch zu uns in das stille Ländchen und in die „Knabenseele“? Ich weiß noch, wie ich erwachte, so auf einen Schlag. Throne brachen zusammen, Völker standen auf; jede Zeitung brachte eine neue Botschaft; jede Zeitung holte ich, frisch wie sie von der Presse kam, aus der Druckerei, und wenn ich sie nach Hause zu meinem Vater brachte, hatt' ich sie schon auf der Straße, in Wind und Wetter, verschlungen. Und jeder Sieg der Freiheit war mein eigener Sieg, jeder Triumph der „Soldateska“ meine Niederlage . . . Dann kamen die Zeiten — weißt du das nicht mehr? — wo ich dir die „Leier“ aus den Händen nahm und darauf meine Freiheitslieder anstimmte; knabenhaft überschwenglich — o gewiß belächelst du sie jetzt —

aber sie verdrängten alle die girrenden Gefühle, sie waren das Höchste, das Feierlichste in der Knabenbrust; ihre Religion!

Ich. Ereifere dich nicht. Ich verspotte sie ja nicht. Aber diese erste politische Begeisterung ist wie erste Liebe: sie weiß noch nicht, was des Begehrens wert ist, sie ist nur selig, daß sie schon begehrt. Wolltest du etwa stolz sein auf den Knabenstolz, mit dem du die neugewählten Abgeordneten deiner Vaterstadt auf den fackelbeleuchteten Balkon heraustreten sahst und deinen Vater darunter? Oder auf den „politischen Bund", den ihr Knaben machtet: nicht einfach rote, sondern blutrote Republikaner zu sein? — Dann kamen die bleiernen Jahre der Reaktion, und du wurdest stille —

Er. Du „keimtest" wieder auf: du mit deiner zweiten, deiner dritten Liebe . . . Ein schöner Ruhm: so ein bewegliches, mädchensüchtiges Herz!

Ich. Wenn du nur gekommen bist, um mir Beleidigungen zu sagen —

Er. Nein. Aber ich will vergleichen, was ich war, und was du . . . Wo blieb diese Anbetung des „ewig Weiblichen", als das Jahr 1859 mich wieder aus meinem Halbschlummer weckte? als ich wieder die Hand an das Steuer legte und das Lebensschiff getrost in den Strudel warf? Die Stürme der Politik waren mein Element; mich dem deutschen Volk zu widmen, das sich wieder aufschwang, das sich seiner Ohnmacht, seiner Schande zu schämen, nach Einheit und Freiheit zu begehren anfing, das war mein Ehrgeiz, das schien meine Pflicht. Ich hab' sie auch gethan, diese meine Pflicht. Alle die dichterischen Pläne, die du geträumt und gehegt hattest, warf ich hinter mich; die Feder sollte dem Vaterlande dienen; — jahrelang hat sie auch nur ihm gedient. Sollte ich nicht gern jener Zeit gedenken,

wo ich mit Jünglingsfeuer — als Journalist aus Patriotismus — flammende Aufsätze gegen die Unterdrücker der deutschen Nation, gegen die Beförderer unserer Schande schrieb; wo jedes Zeichen wachsenden Freiheitssinnes, zunehmenden Ehrgefühls der Deutschen mich glücklich machte; wo die Erbitterung über die Schmach, die auf einem so großen und so ohnmächtigen Volke lag, mir jene „fanatischen" Thränen aus der Seele preßte, die der „ruhige Bürger" freilich nicht versteht? Wo wir Gleichgesinnten Pläne schmiedeten, Schleswig-Holstein mit Gewalt zu befreien, Waffen und Freiwillige zu sammeln, in das heimlich aufgewühlte Land plötzlich, überraschend einzudringen und die Dänen hinauszujagen ... O gewiß, abenteuerlich jugendlich war der Plan. Du, der „ruhige Denker", magst darüber lächeln —

Ich. Du irrst. Ich lächle nicht. Ganz im Gegenteil ... Ich glaube, du sitzest da unbequem auf dem Fensterbrett. Willst du dich nicht drinnen im Zimmer auf den Lehnstuhl setzen?

Er. Ich danke dir. Ich sitze hier ganz gut. Auch ist es für mich besser, so in der Luft zu bleiben ... Wovon sprachen wir? — Ja, von Schleswig-Holstein. — O wie sehnt' ich mich damals, für so eine gute Sache die Muskete zu tragen; — und wie unerträglich dehnte sich die Zeit, bis endlich die Stunde schlug, wo dieses Land wieder deutsch ward — und auf andere Weise, als wir „Fanatischen" träumten! — Unterdessen sangst du mir immer wieder deine Wünsche ins Ohr, und suchtest mich auf die „Friedensinsel" der Dichtkunst zu entführen, wie jene Zauberin Armida den Rinaldo; und dachtest wunder, was du dann „machen" würdest. Nun, was hast du gemacht? Als ich dir endlich die Feder überlassen hatte, um diesen dickleibigen Roman

„Geister und Menschen“ zu schreiben, — ich war es, der das einzige Gute daran that: ich gab meinen Geist hinein, ich gab dir die großen Freiheitsinteressen, die vaterländische Begeisterung und die wilde Glut, die dem Elend der Zeit entsprach. Sage nur nicht, ich hätte dir dein Konzept verrückt; du, mein Lieber, du hast den Roman verpfuscht, weil du unreif warst, weil dir der rechte Kunstverstand noch fehlte. Ich gab dir den Blitz und den Donner in die Hand, aber du wußtest nicht damit umzugehen; — so wie jetzt von irgend jemand dieses Gewitter verpfuscht wird, das schon seit einer Stunde herumzieht —

Ich. Es scheint sich in dir zu entladen; denn du schlägst ja um dich wie ein Zitterfisch; jedes dritte Wort ist eine Beleidigung. Wenn du dich ein wenig mäßigen könntest, Bruder —

Er. Verzeih; — du hast recht. Es ist meine alte Unart, mich etwas rücksichtslos zu ereifern — für die gute Sache.

Ich. Duldsamkeit ist wohl auch eine gute Sache.

Er. Hole der Teufel die ewige Duldsamkeit . . . Aber da du mich daran erinnerst, daß wir Brüder sind, — ich will mich zusammennehmen. Ich will nicht mehr „gewittern“.

Ich. Das ist das erste Lächeln, das ich an dir sehe! — Schau mich jetzt eine Weile nicht so düster an; laß uns ruhig reden. Wer jenen Roman verpfuscht hat, darüber streit' ich nicht; aber so wahr ich lebe, es war unsere wunderbarste Zeit, als er zu Ende kam; als wir in Frankfurt in der Gallusgasse, wir „feindlichen Brüder“ friedlich miteinander lebten, — du für die Politik, ich für die Kunst! Du führtest morgens die Feder für den „Sechsunddreißiger-Ausschuß“ der deutschen Nation, schriebst deine Flugschrift an das Volk „Für Schleswig-Holstein“, die durch den Ausschuß ins Land ging; ich schrieb nachmittags an meinen „Geistern und

Menschen" — und die Nervenkraft, die der eine nicht verbrauchte, zehrte der andere auf. So saßen wir da hinten in dem öden Haus, über dem verlassenen Hof —

Er. Ich war ganz zufrieden; denn es war ein patriotisches Haus. Für die gute Sache hatte man es uns zur Verfügung gestellt, ehe es niedergerissen ward —

Ich. Aber öde war's. Niemand in dem großen Haus, in der endlosen Zimmerreihe, als du und ich. Fledermäuse unsere einzige Gesellschaft; wenn ich abends mit heißem Kopf noch saß und schrieb, schwirrten sie aus den Dachrinnen auf, huschten um die Fenster. Und du, Bruder, du mit dem Cassius-Gesicht und dem Brutus-Blick, du sogst mir das beste Blut aus den Adern weg . . . Wenn du am Morgen deine „Pflicht" gethan und als Schriftsteller des Ausschusses für Schleswig-Holstein deine „autographischen" Korrespondenzen aufs Papier gefeuert und in die Welt geschickt hattest, kam ich und fand ein erhitztes Hirn, überreizte Nerven, halbverbrauchte Kraft. Mit desto tollerem Eifer warf ich mich dann auf mein Tagewerk; das verwilderte Blut tanzte mir in den Augen: die Gestalten, die ich sah, die ich schaffen wollte, schwankten hin und her, wuchsen ins Uebermenschliche oder Unmenschliche an, und überstürzten sich in ihren Gefühlen, ihren Reden und Thaten. Zuweilen standest du plötzlich hinter mir, dein heißer Atem ging mir in den Nacken, ich begann „fanatisch" zu denken und zu schreiben; — und kam dann die Nacht, lag ich schlaflos da. Rede mir nicht ein, Bruder, daß uns das gesund war, dem Roman und mir . . . Womit endete es? Der Roman ward fertig, aber der Schlaf war hin. In den ruhelosen Nächten, in der öden Stille wurden die „Geister" in mir mächtiger als die „Menschen"; mein Gehirn ward toll. Als jene Todesnachricht gekommen war, die mich so tief ergriff, erwachte ich einmal

aus kurzem Schlaf durch eine Hand, die mein Bett, meinen Arm berührte; eine Stimme sprach an meinem Ohr; und vor den Augen, die ich im Entsetzen aufriß, stand eine Gestalt, ein Kopf, der mich traurig ansah, dann vor meinem starren Blick langsam rückwärts ging und weit hinten verschwand . . . Seitdem schlief ich in diesem verwünschten Haus keine Stunde mehr. Die ganzen Nächte brannte die Lampe neben mir auf dem Tisch; wenn ich nicht las, lag ich ewig denkend da. Ein stilles, unsinniges Grauen kam über mein Denken. Jede Nacht entfloh etwas von dem Lebensgeist, der mich bis dahin so beflügelt hatte; jede Nacht bröckelte ein Stück von dem Fundament meines Daseins, meiner Gesundheit ab. Wer war schuld daran? du oder ich? — Warum schweigst du jetzt und siehst vor dich hin? Vorhin sprachst du so viel; warum sagst du nichts mehr?

Er. Ich versuchte es ja, dich und mich wieder aufzufrischen. Als der „Ausschuß" beschloß, gegen die Willkür der Großmächte Oesterreich und Preußen, die den „Augustenburger" beiseite stießen, um Schleswig-Holstein für sich selber zu erobern, — als der Ausschuß eine Kundgebung des ganzen deutschen Volkes dagegen zu setzen beschloß und seine Sendboten ausschickte, für den Ostertag 1864 an allen Orten Versammlungen zu berufen —

Ich. Ich weiß —

Er. Da übernahm auch ich meine „Provinz" — und zugleich dacht' ich mir: auf der Reise kommt wohl auch wieder der verlorene Schlaf! — Das schlug freilich fehl . . .

Ich. Aber die Versammlungen und die Proteste kamen zu stande, alle auf einen Tag; — und die Großmächte, als hätte irgendwo ein Hund gebellt, gingen ruhig weiter — und was dann so nach und nach zum Heile Deutschlands geschah, ihr habt's nicht gethan!

Er. Willst du darum verachten, daß wir es versuchten? daß wir ein Herz in der Brust und den Willen zur That hatten, — und daß wir den Mächtigeren zeigten: das, das ist zu thun, und wir alle wollen's, und nur mit der Wiederaufrichtung Deutschlands darf es enden?

Ich. Nein ... Aber du selber sahst: wir können es nicht! Und ein Ekel ergriff dich an diesem ohnmächtigen Reden und Schreiben, über das die Kraft, die da war, hinwegging; und aus diesem Zirkel ohne Ende sehntest du dich hinweg. Da nahm ich dir das Steuer wieder aus der Hand, das du fallen ließest, und ich trieb das Schiff. Fort aus Frankfurt, fort aus der Politik; fort nach Italien, in der Kunst, im Ewigen zu leben! — Aber vor allem wieder schlafen zu lernen. ... Ich sehe es noch wie damals, wie ich in Aschaffenburg auf der Mainbrücke stand; elend, mit wüstem Kopf, mit einem unsäglichen Schnupfen; wohl dreißig Mal nieste ich nach einander, während ich über die Brücke ging, in den grauesten, menschenfeindlichsten Apriltag hinein. Schnee, Regen und Hagel wechselten mit einander ab; ein naßkalter Wind sauste mir entgegen. Auf der durchweichten, schlammigen Straße ging ich mühsam fort; — aber ich ging, vom Morgen bis zur Nacht. Immer am Main entlang, gegenüber der fichtenschwarze, schneebedeckte Spessart; das Schnupftuch — oder Schnupfentuch — in der Hand, einen mächtigen Radmantel über die Schultern gehängt. Kam ich an ein Wirthshaus, so trat ich ein, mich ein wenig zu trocknen und rothen Wein zu trinken; dann wieder hinaus, auf die „Reise nach dem Schlaf". Die Lust am Abenteuer fing an, mir das Herz zu wärmen; ich begann zu singen ... Wie oft denke ich noch an jenen alten Bauer mit dem klugen, faltigen Gesicht, der auf der einsamen Straße mir entgegenkam und mich wie einen Halbtollen ansah, daß ich so im

Sturm und Regen zu meinem Vergnügen wanderte und summte. Er blieb noch stehen, als ich schon vorbei war, und mit einem herzlichen, liebenswürdigen Lächeln rief er mir nach: „Der April thut halt, was er will!“ — „Aber der Mensch auch!“ rief ich ihm zurück. Und weiter — —

Er. Das war ich, der ihm das zurief —

Ich. Nun, meinetwegen warst du es. — Aber der am Abend einschlief, das war ich . . . O Gott, was für ein Schlaf! — Es war noch nicht Nacht; im Wirtshaus zu Miltenberg stand ich in meinem Zimmer, die süßeste, göttlichste, unzweifelhafteste Müdigkeit, die sich denken läßt, lag auf meinen Augen. Vor mir stand der Wirt und machte ein freundlich bedenkliches Gesicht: „Das ist das schönste Zimmer, das ich habe,“ sagte er, „aber Sie werden da schwerlich jetzt schon schlafen können: denn in dem Saal nebenan wird gleich das Orchester seine Tanzmusik spielen; sie üben für morgen; morgen ist hier Ball.“ Das thut mir nichts, gab ich ihm zurück. Wenn je ein Mensch seiner Sache gewiß war, so war ich es damals . . . Als nebenan die Trompeten von Miltenberg zu schmettern anfingen, lag ich eben im Bett. Ich kann schwören, ich habe nicht drei Takte gehört; als am Morgen die Sonne schien, wacht' ich wieder auf!

Er. Ja, ja. — Glücklicher Mensch. — Ich glaube, auch ich schlief damals ein — um nicht zu erwachen.

Ich. Ich glaube, Bruder, du irrst. So wie du da vor mir sitzest, sah auch der Mensch noch aus, der drei Wochen später in Civitavecchia ans Land stieg, um nach Rom zu fahren: auch noch so bleich wie du, hohlwangig, tiefäugig, mit dem langen Haar — und dem gewaltigen Mantel. Erinnere dich, wie es uns erging: einen Garibaldiner oder Mazzinisten glaubten sie vor sich zu haben, die päpstlichen Zollbeamten von Civitavecchia, und sie hofften in seinem Koffer politische

Kontrebande zu finden und durchsuchten ihn zwei Stunden lang. Jedes Buch haben sie durchblättert, in den Albums jede Photographie, jede einzeln, studiert. Endlich fanden sie wirklich eine Photographie des zerschossenen Stiefels Garibaldi's; ein Freund in Rom hatte sie mir nach Deutschland geschickt. Die konfiszierten sie, mit einem sauren Lächeln des Triumphs —

Er. Die kurzsichtigen Narren! Schlechte Psychologen! Nur die Hülle eines politischen Schwärmers hatten sie vor sich; der Mann, der darin steckte, war ein unschädlicher Kunstanbeter, der „im Ewigen" lebte. Ich war nicht mehr drin; — oder wenn noch ein Rest von mir nach Italien kam, dort in Italien hast du ihn begraben ... Ja, mein Reich war kurz! — Ich hätt's nicht gedacht! — Wie oft hab' ich noch gehofft, geglaubt, versucht, in dir wieder aufzuleben; wie oft blies der Atem meines Geistes, meines Schaffens noch in die alte Asche —

Ich. Freund, ich hab's gespürt. Wenn mitten in meinen Dichterrausch oder Denkerfrieden hinein ein wilder, politischer Eifer in mir laut zu werden anfing; wenn ich im Geist auf die Tribüne stieg und gewaltige Reden hielt, oder ganze Flugschriften vor mich hinsprach ... Ich will dir's gestehn, Bruder: oft hab' ich gedacht, zum politischen Schriftsteller sei ich eigentlich geschaffen! Sowie dein Geist über mich kam, schien eine besondere Kraft der Rede, ein elementares Talent in mir zu erwachen; — und vielleicht hätten du und ich vereint — — Aber lassen wir's. Wozu träumen von dem, was nicht ist. Ein Deutsches Reich war zu machen; das hat jemand gemacht. Dafür ehr' ich ihn bis an meinen Tod. Was sonst noch zu machen war, ist auf gutem Wege; nur Schwarzseher fürchten sich im heutigen Europa vor tiefgehenden Reaktionen. Unsere Zeit braucht keinen Milton,

keinen Rousseau, keinen Mirabeau; viele tüchtige, brave, gute Männer braucht sie — und der das Notwendigste war, der eine Gewaltige, der ist uns geworden. Also — mich laßt thun, was ich nicht lassen kann: dichten, forschen und denken!

Er. Ja, so hast du mir's all die Zeit gemacht: mich hinwegvernünftelt, mich hinausgeträumt, um mit dir allein, um dein Herr zu bleiben. Bald warst du der Künstler, dem die Politik zu prosaisch war, bald der Naturforscher, dessen „Zirkel ich nicht stören sollte"; dann der Geschichtsforscher, der die Gegenwart so von weitem, „im Großen" ansah; dann der Philosoph, der sich in die Streitfragen des Universums vertiefte. Rührt' ich mich doch einmal, so stecktest du mich in irgend eine deiner Dichtungen hinein, „lagertest mich ab", im „Gracchus", in den „Dämonen" oder wo dir's einfiel; — und so drücktest du den elenden, verblaßten Schatten deines früheren Ich tiefer und tiefer in einen Winkel deines Hirns, wo er nur noch in dem langsamen, gelegentlichen, schwachen Atemzug aufwachender Erinnerungen atmet. Gut denn, ich war jung, du bist älter geworden, über dich herrschen kann ich nun nicht mehr; — aber denkst du, dieser Winkel ist mir genug? Und ich soll mich darein ergeben, daß du mich verleugnest?

Ich. Verleugn' ich dich? — Schau nicht so finster drein, bleicher Kamerad. Hab' ich dich verleugnet? — Als unsere vaterländischen Werdejahre kamen, als zwei große Kriege das Deutsche Reich zusammenschmiedeten, das nun, hoff' ich, nie mehr aus den eisernen Klammern fällt, — warst du da nicht die Seele meiner Seele, sodaß ich nicht mehr denken, nicht mehr dichten konnte? Was bei uns oder draußen für die Freiheit geschah, hab' ich es nicht brüderlich in deinem Geist begrüßt? Und wenn du einen Menschen

auf der Erde weißt, dem die Freiheit des Denkens, des Fühlens und des Lebens, dem die Herrschaft der Gerechtigkeit, die Entwickelung aller, die Würde der Menschheit heiliger ist als mir, inniger notwendig ist, als mir, so zeig' ihn mir, beschämt will ich ihn verehren. Wenn du je erlebst, daß ich den unfreien Menschen ähnlich werde, die sich vor ihresgleichen niederwerfen; wenn du mich je nach Titeln oder Orden, nach „Rangerhöhung" oder „Beförderung" trachten siehst: so komm wieder zu mir, und wie einen Knaben sollst du mich führen und beherrschen. Oder wenn große Tage uns die Seele abfordern und die meine zurückbleibt; wenn die Freiheit, die Ehre, das Dasein unseres Volkes auf dem Spiele steht und ich nicht wieder Hand in Hand mit dir begeistert, leidenschaftlich, „fanatisch" mein Herz dahingebe, meine Pflicht erfülle: dann verachte mich und verlasse mich; dann magst du mich verleugnen!

Er (nach einer Weile). Bruder! — Es ist gut. — Sei ruhig; es ist schon gut. — Ich sehe doch —

Ich. Was siehst du?

Er. So ganz ein andrer, als ich, bist du nicht geworden . . . Schau, schau, wie es blitzt. Da ist denn endlich das Gewitter, das nicht kommen wollte . . .

Ein starker Blitz fuhr herab; so unerwartet grell und leuchtend, daß er mich blendete. Hoch über den Bäumen rollte dann der Donner.

Als ich die geschlossenen Augen wieder öffnete, war das Fenster leer. „Er" war nicht mehr da. Ein feuchter Wind wehte heran und kühlte mir die heiße Stirn. Gewitterregen begann durch die Nacht zu rauschen.

Meister Amor.

(1880.)

(Zuerst gedruckt in „Die Gegenwart“, 1. Januar 1881.)

An Paul Lindau in Berlin.

Mein lieber Paul!

Also noch immer in Sorrent; morgen reisen wir. Ich sitze in meinem Zimmer an der offenen Balkonthür, sehe die Wolken ziehn und die unzähligen, fast gereiften Orangen aus den Gärten heraufleuchten; bei einer träumerischen Morgencigarre horche ich auf die unsichtbaren Pifferari, die in den Häusern und vor den Madonnenbildern durch Querpfeife und Dudelsack und Gesang das Weihnachtsfest ankündigen; dann blicke ich wieder auf Deine Grüße aus der Heimat: Deinen geschriebenen Brief vom 10. Dezember, und Deinen gedruckten in Nr. 50 Deiner „Gegenwart“. In dem einen besprichst Du meinen Roman „Meister Amor“ (wie weit, wie fremd liegt er hinter mir); in dem andern schreibst Du: „... Ich lese eben Deine Sachen mit größerer Empfindlichkeit, als die eines andern. Es wäre sehr nett, wenn Du Dich verteidigtest. Gegenkritiken schreibst Du natürlich nicht; aber in diesem Falle wäre es ja auch etwas anderes, es wäre die Wahrung der poetisch berechtigten Eigentümlichkeit gegenüber der Aengstlichkeit des zu besorgten Freundes ...“

Das ist gewiß eine edelmütige und liebenswürdige Aufforderung; und nun hätte ich in der That gegen Deine kriti-

schen Bedenken, „Meister Amor“ betreffend, manches auf dem Herzen; manches, das ich wohl plaudernd sagen könnte, ohne zum würdelosen „Gegenkritiker“ zu werden; — nur — — es geht mir nur gar zu gut! Nach langen und großen geistigen Strapazen lebe ich hier, am schönsten aller Golfe, in göttlichem Nichtsthun und olympischem Genießen; Woche um Woche in einem bezaubernden Herbstfrühling, der nicht enden will. Heute ist der sechzehnte Dezember, und noch immer die Luft so mild . . . In unserer fast leeren „Pension“ sind wir wie zu Hause; diese alte, behagliche, reizende Villa Santa Severina, die sich jetzt Hotel nennt, mit ihren Terrassen und Gärten nach Süden und nach Norden, auf ihrem Tufffelsen am Meer, das in der Tiefe rauscht, mit ihrem erhabenen Gegenüber, dem rauchenden Vesuv, mit ihrem Fernblick auf das schimmernde Neapel und die Inseln, — diese Villa gehört gleichsam uns; und wen ich gern habe, den wünsche ich hierher, in die vortreffliche „Gran Bretagna“ in Sorrento. Auf all den ölbewaldeten oder kahlen Höhen, die durch meine Thür hereinschauen, habe ich einsam oder mit den Meinigen gerastet und nach links und nach rechts auf die Golfe von Neapel und Salerno hinabgeschaut, die unsere Halbinsel umfließen. Alle Wege kenn' ich, alle die unzähligen Ortschaften oben und im Thal, alle die versteckten Buchten und Fischernester hab' ich durchwandert und umfahren; kurz, ich habe viel gesehen und genossen, — und das Schreiben verlernt. In Gedanken dichtet sich wohl nirgends besser als hier; aber mich wieder an den Schreibtisch anzunageln — sonderbarer Gedanke. Ich müßte einen Luftgeist zur Verfügung haben, der stenographieren kann; und noch besser, wenn er auch das Talent besäße, das zu redigieren, was ich hinträume. Aber auch die Luftgeister sind hier träge, fürcht' ich; sie kommen von Myrtenbüschen

auf der Höhe, deren aufblühender „Johannistrieb“ sie berauscht hat, und gehen zu Orangenhainen im Thal, deren Goldfrüchte ihre Lüste wecken. Und nachdem ich dies alles gesagt habe, möcht' ich also schließen: Lassen wir „Meister Amor“, und Ihr in der Von der Heydtstraße in Berlin, gehe es Euch gut, lebt wohl!

Da liegt aber noch etwas, das Du mitgeschickt hast: die Photographie eines lieblichen kleinen Mädchens. Ob wohl das dicke, blondlockige Kind, das jetzt so reizend gedankenlos in die Welt hineinträumt, einst über „Meister Amor“ Deiner Meinung sein wird? Du hast ein Hauptbedenken gegen meinen Roman, auf das ich vieles und allgemeines zu erwidern hätte: die Heldin, Ada, ist Dir „viel zu jung“. Du findest, daß sie vor der Zeit Gefühle der Liebe erregt; und ihre unreife Frühreife, die Dich „befremdet und von ihr fernhält“, wirft einen Schatten auf Dein Empfinden, der Dich durch die Dichtung begleitet.

Nun, daß sie ein absonderliches Wesen ist, werde ich nicht leugnen; denn wie und durch was sie aus der Abnormität zur Natur zurückkehrt, ist ja die Geschichte. Aber Meister Amor — erscheint er denn vor der Zeit? Als Ada noch unreif, noch ein vierzehnjähriges „Wunderkind“ ist, erregt sie Staunen, Bewunderung, aber keine Liebe. Als die jungen Männer, Rudolf und Max, jeder auf seine Art das Herz an sie verlieren, ist sie fünfzehn Jahre alt; zur Jungfrau gereift, von der Natur dazu ermächtigt, alle Gefühle der Liebe zu erwecken. Wäre das vor der Zeit? Begegnete Dir in unserem deutschen Norden noch kein fünfzehnjähriges Mädchen, das Dir dazu geschaffen schien, auf der Stelle geliebt zu werden? Dein Bedenken verrät mir, daß Du nie ein Mädchen dieses Alters geliebt hast; — einen Vorwurf will ich Dir nicht deswegen machen; aber ich bekenne hiermit

laut vor aller Welt, daß ich als junger Mensch dieses Schicksal erlebt habe; und „sie" war nicht einmal ein frühreifes „Wunderkind". „Schülerliebe", „Studentenliebe" — was wollen diese Worte in der Regel sagen, als daß ein junger Mensch sein Herz an ein junges Mädchen verliert, das gewiß zur Ehe noch zu jung, noch in jedem Sinne fünfzehnjährig ist? Sie schon zu heiraten, wäre gewiß gegen die Vernunft; sie zu lieben, ist nicht gegen die Natur. Wie viele unserer deutschen Großmütter und Urgroßmütter waren mit sechzehn Jahren schon vermählt, ja schon glückliche Mütter; erscheint Dir das gegen die Natur? — Nun tritt hier vor einen jungen, schwärmerischen, liebebedürftigen Studenten ein Wesen hin, das noch etwas mehr als eine eben erblühende, reizende Jungfrau ist; das ihm ein Genie deucht und ihn zugleich durch ihre Kindlichkeit bezaubert; und Dich befremdet, daß ihm nicht „vor einer Verirrung bangt"? Ist er nicht selber jung? Weiß er nicht, daß sie ebenso gewiß wird älter werden, als er? Müßte ihm nicht eher bangen, daß sie ihm entwachsen, daß sie auf den Flügeln ihres Künstlertums ihm davonfliegen wird? Und weil Du, Paul Lindau, eingestandenermaßen nie eine Fünfzehnjährige geliebt hast, sollte er, Rudolf Berger, den nächsten Jahrgang erwarten?

Ich sehe wieder die Photographie des kleinen Mädchens an . . . Vielleicht tritt dieses entzückende Geschöpf eines Tages vor seinen Vater hin: „Vater! ich bin zwar eben erst sechzehn Jahre alt; und in einem alten, alten Bande der „Gegenwart" — über „Meister Amor" — habe ich gelesen, daß da der Kritiker den Fünfzehnjährigen noch das Recht bestreitet, geliebt zu werden. Aber ich muß dir gestehn, Ferdinand liebt mich schon seit einem vollen Jahr (nicht lange nach meinem Geburtstag, weißt du, als du mir Wil-

brandts sämtliche Werke schenktest); und vor einigen Tagen hat er mir's gestanden, — so, wie Rudolf der Ada; und wenn du mir nicht erlaubst, ihn zu heiraten, gehe ich ins Wasser!"

Dann blickt vielleicht der erschrockene Vater seine reizende, frühreife Tochter (sie hatte wohl gar auch so etwas von einem Wunderkind) tief nachdenkend an: „Ja, ja! Freund Wilbrandt hatte damals nicht so unrecht . . ." Indessen sich sammelnd sagt er: „Meine liebe Käthe! Geh an deinen Bücherschrank: in eben desselben Wilbrandts sämtlichen Werken findest du auch eine Novelle, betitelt „Mit sechzehn Jahren"*); lies sie. Laß dir darin erzählen, wie es einer anderen Sechzehnjährigen erging, die so früh am Altar stand; laß dir von dem Dichter des „Meister Amor" darin sagen, daß es oft traurig ausgeht, wenn Amor der Meister ist. Daß Natur und Vernunft zweierlei Dinge sind; und daß, wenn die Natur sagt: Käthe kann heiraten! die Vernunft hinzusetzt: Käthe ist ein begabtes, ungewöhnliches, kompliziertes Geschöpf, solche Geschöpfe brauchen länger Zeit, als andere, bis die Gärung ausreift; Käthe soll noch lange, lange warten, eh' sie sich und noch einen für das Leben bindet! — Käthe, sei vernünftig; lassen wir Ada Hillmann eine Ausnahme sein und bleiben, wie ihr Verfasser es wollte. Denkst du, die Dichter wollen Regeln aufstellen, wenn sie Menschen schildern? Adolf Wilbrandt, als Mensch, war durchaus überzeugt, daß frühe Liebe selten eine gute Frucht trägt; daß spät heiraten gut ist; daß es doppelt und dreifach gut ist, wo es sich um feinere und höhere Geschöpfe handelt. Wenn er nun doch die Geschichte

*) Im Dezember 1880 war diese Novelle noch nicht geschrieben; sie entstand erst später.

von Ada Hillmann schrieb, so war seine Meinung: sie ist ein Wesen eigener Art, laßt sie denn so gelten! Schaut sie und ihr Schicksal nicht gar so kritisch an; nehmt sie wie einen fremden, bunten Wandervogel, der durch euren Wald fliegt, und dann seht zu, ob sie euch gefällt! — — Und nun lies du die andre Geschichte, Käthe; die ist mehr für dich. Also als du eben fünfzehn Jahre alt warst, liebte er dich schon, dein Ferdinand. Mit dem will ich morgen sprechen . . . Gib mir einen Kuß, Tochter eines vernünftigen Vaters, und hab' auch Vernunft!"

Möchtest du dann Vernunft haben, gute Käthe . . .

Doch ich will noch hoffen, du ersparst deinem Vater dieses ganze Gespräch; du wirst so normal, wie er wünscht — und wie ich es wünsche. Vielleicht aber erwärmt sich einmal deine junge Seele für Ada „das Wunderkind" — ohne ihr nachzueifern und ohne sie zu bestreiten; und vielleicht wird dir dann sonderbar zu Mut und du lächelst reizend, wenn du zufällig in einem alten, alten Bande der „Gegenwart" diese Briefe findest, in denen Lindau Ada Hillmann für zu jung erklärte und Wilbrandt sie verteidigte.

Leb wohl! Denn nun muß ich packen. Morgen nach Neapel, „Pension britannique"; von da aus laß mich Dir in neuem „süßen Nichtsthun" verschweigen, was ich sonst noch auf dem Herzen hatte, aber nicht mehr sage.

Ein milder Regen ist herabgegangen, während ich dies schrieb, und rieselt noch fort, die wahrhaft dürstende Erde zu erfrischen. Es will Abend werden. Nun kommt vielleicht Deine Schiebelampe, und Du stehst am wärmenden Ofen und denkst an Deine Jugendzeit zurück, als Amor noch Meister war. Schade, daß Du nie eine Fünfzehnjährige geliebt hast. Gehe es Euch gut! Lebt wohl!

Dein Adolf Wilbrandt.

Fritz Reuters Leben und Werke.

(1874.)

(Geschrieben und zuerst gedruckt als biographische Einleitung zu Fritz Reuters nachgelassenen Schriften.)

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen," sagt jenes Goethesche Wort. Für wen gilt es mehr, als für den Dichter des Dialekts? Schon sein Erscheinen bedeutet, daß die Eigenart, gleichsam die Persönlichkeit einer originellen Minderheit sich aussprechen will; daß irgend eine langverschwiegene, ungewußte, geheimnisvolle Wechselwirkung von Land und Volk, Natur- und Menschengeschichte, die still für sich gewaltet, nach Selbstvergegenwärtigung ringt. Als in Fritz Reuter das Auge zu sehn und der Geist aufzufassen begann, der diese originelle Volkspersönlichkeit in sich vergegenwärtigen und aus sich nachformen sollte, lag Mecklenburg noch ungekannt, wie eine von der Flut zurückgelassene Muschel am Meeresstrande da; abgesondert nach außen, noch zwischen Mittelalter und Neuzeit geschichtslos dahinlebend, leicht zu regieren, schwer umzuformen, bald von Not gedrückt, bald von Segen getragen, immer aber eines alten Erbteils gewiß: des heiteren Lebenssinns, mit dem der Mecklenburger sich das Dasein erkämpft. Das Leben seiner Nachbarn ging ihn wenig an, er atmete durch seine beiden (ungleichen) Lungen Rostock und Wismar, und das nährende Blut in seinen Adern gewann er seinem Weizenboden und seinen Viehweiden ab. Denn die Landwirtschaft war — und ist — sein vornehmster Beruf. In seinem ebenen, nur hier und da sanft gehügelten Land, in dem er jede sichtbare Erhöhung einen „Berg" getauft hat, zwischen herr-

lichem Weizenland und elendem „Klas Hahn“, zwischen brauner Heide und mächtigem Buchenwald, zwischen fett grünenden Wiesen und meilenweit blauenden Seeen (mehr als dreihundert Seeen zählt das kleine Land) lebte er sein ackerbauendes Leben; der an die Scholle gebundene Tagelöhner, der Bauer auf seiner Hufe, der kleine Ackerbürger der Städte, der Pächter im „Domanium“, der große Grundherr auf oft unabsehbaren Gütern mit vornehmen Herrensitzen, alle derselben innigen Gemeinschaft mit der Mutter Erde ergeben. Eben dieser Gemeinschaft entwuchs seine besondere Art. Es ist etwas Erdiges in ihm; er grübelt nicht hoch hinauf und nicht weit hinaus; sein „Wille zum Leben“ wird ihm nicht leicht getrübt; es ist ihm wohl in dem frischen Schollengeruch, dessen Kraft er atmet, unter dem luftigen Gewölbe, dessen Glut oder dessen Regen seine geliebte flache Erdscheibe ernährt. Freilich kommt auch weniger Kultur zu ihm auf seinen Acker hinaus. Die Einschränkung seines Daseins hat ihn noch bedächtiger, schwerfälliger, formloser als die andern Genossen der deutschen Familie gemacht. Man könnte sagen: wie das auskriechende Küchlein noch ein Stück Eierschale, so trägt der Mecklenburger, auch wenn er zum Städter ward, noch etwas Ackerkrume mit sich herum. Mehr treuherzig (oder bauernschlau) als weltgewandt; mehr „mutterwitzig“ als geistreich; mehr empfänglich als erfinderisch; mehr gesellig als politisch; mehr für gewohnten Genuß als für neues Erschaffen; mehr tüchtig als groß.

Doch was ist Größe? — Dieser genügsame, lebensfrohe Ackerbauer hat einige Eigenschaften, die, so oft die günstige Stunde schlägt, die rechte Mischung erfolgt, zur Größe werden. Der Mecklenburger ist vielleicht der bescheidenste Menschenschlag auf dieser Erde; bescheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einsichtig, gerecht ist. Er hat eine

kindlich warme, männlich treue Liebe zu seinem Beruf; eine Liebe, die der wunderbaren Unverdorbenheit seines Charakters entquillt. Er hat endlich noch eins, das ihm Tiefsinn, Kunstgenie, leidenschaftliche Thatkraft ersetzt, das ihm die Erde so lieb und ihn auf der Erde so liebenswürdig macht: einen lachenden, herzlichen, goldenen Humor. Mit jenen andern Eigenschaften konnte — unter preußischer Zucht — ein volkstümlicher Held wie Blücher, ein klaräugiger Schlachtendenker wie Moltke entstehn; mit dieser letzten gelang es der mecklenburgischen „Ackerkrume", uns in Fritz Reuter den größten deutschen Humoristen des Jahrhunderts zu geben.

Die kleine Stadt Stavenhagen, in der Fritz Reuter am 7. November 1810 zur Welt kam, liegt in Mecklenburg-Schwerin, doch unweit der preußischen Grenze; vom Stavenhagener Kirchturm sieht man nach Norden, Westen und Osten in pommersches Land hinein. Dennoch wuchs der Knabe ganz in mecklenburgischer Luft, Gesinnung und Empfindung heran; denn die Welt des „Stemhäger Börgers" ging damals kaum über das Weichbild der Stadt hinaus. Noch gab es keine Kunststraßen, die ihn mit seinen Nachbarn verbanden; was man Wege nannte, waren lebensgefährliche Abwechselungen von Berg, Thal und See; die langen Winter hindurch kam oder ging kaum ein Mensch. Man nahm das hin, denn es war so; man lebte um so mehr mit seinem Wandnachbar, seinem Gegenüber, seinem Gesinde, und das kleine Stückchen von der Welt, das man überblickte, sog man denn auch mit Neugier und Anteil, mit Haß und Liebe ganz in sich auf. Der Sturm der Befreiungskriege unterbrach diesen Kleinstädtertraum; das tapfere Mecklenburger Blut nahm und gab seinen Anteil an Not, Krieg und Sieg; dann erzählte man sich jahrelang von dem, was man erlebt hatte,



und die Jungen auf der Straße spielten „Napoleon auf der Insel Elba“ und „die Schlacht bei Leipzig“; dann sank man wieder in den behaglichen Winterschlaf des Provinzlebens zurück. Das sonderbare Gemisch von patriarchalischem Absolutismus und Feudalaristokratie, das diesen Winterschlaf bewachte und zuweilen wie ein Alp, oder „Mort“, auf ihn niederdrückte, ertrug man mit ähnlichem Gleichmut, wie man die schlechten Wege ertrug; noch hatte man nicht vom Baum der politischen Erkenntnis gegessen; und die Regierer waren Mecklenburger wie die Regierten, auch sie waren der Regel nach gutmütige, gemütliche Tyrannen, auch sie „nahmen es nicht so schwer“. Wie jener Rostocker Nachtwächter, von dem Julius Wiggers in seinem Buch „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“ erzählt — der gegen einen polizeiwidrigen Raucher einzuschreiten mit der Entschuldigung ablehnte: „Seggt man wat, so is glik de Spittakel (der Lärm) in Gang“ — so war wohl ungefähr der Geist dieser patriarchalischen Regierung überhaupt; gefördert durch den Charakter des regierenden Herrn, Friedrich Franz des Ersten, in dem alle liebenswürdigen Eigenschaften des Mecklenburgers der absolutistischen Denkart seiner Zeit das Gleichgewicht hielten.

Was war das Stavenhagen von damals? — Fritz Reuter hat es uns in seiner herzlich-anschaulichen Art in „Schurr-Murr“ geschildert. Die kleine Ackerbürgerstadt, deren einzige „Romantik“ das alte Schloß auf dem Hügel, der Wohnsitz seines Paten, des unsterblich gewordenen Amtshauptmanns Weber, und unten auf dem Marktplatz der alte Pranger oder „Kaak“ mit seinem unheimlichen Halseisenschmuck und seinen ernsten Kettenguirlanden war; auf deren Kirchenplatz man noch in Fritz Reuters Knabenzeit die Toten begrub; eine Stadt ohne Konditor, ohne Stadtmusi-

kus, ohne Schützenzunft und „Königsschüsse“, nur von Zeit zu Zeit durch einen jüdischen Hausierer, noch seltener durch einen Jahrmarkt belebt; eine Stadt, in deren „Becker-Schule“ man bis in die Fibel, in der „Küster-Schule“ bis in den Katechismus, in der „Rektor-Schule“ bis in die Bibel und das mecklenburgische Gesangbuch kam: diese gute Stadt war vierzehn Jahre lang der Umkreis, in dem er „ward“. Doch mit was für Augen er — damals ein zartes, ein „knendlich“ Kind — seine kleine Welt betrachtete, zeigt sein erster schriftstellerischer Versuch, die Schilderung seiner Reise nach Braunschweig. Als Reuters Vater, der Bürgermeister und Stadtrichter von Stavenhagen, eine dreiwöchentliche Reise ins Ausland unternahm, um — als aufstrebender, thätiger Landwirt und Neuerer, der er war — sich über diesen und jenen Betrieb zu unterrichten, nahm er seinen zwölfjährigen Knaben unter der Bedingung mit, daß er auf alles wohl acht gebe und nach der Rückkehr seine Erlebnisse und Beobachtungen für den Amtshauptmann, seinen Paten, niederschreibe. Die Bedingung ward erfüllt; er schrieb ein kleines Buch, mit höchst sauberer, großer, weitläufiger Schrift, und der zwölfjährige Knabe zeigt schon in seiner sicheren Beobachtung, seinem treffenden Ausdruck, seinem neckischen Humor den zukünftigen Mann. Diese Entwickelung zu fördern, waren die Elemente in seiner nächsten Umgebung nicht ungünstig gemischt. Die Mutter zwar kränkelte, solange sie noch lebte, infolge einer schweren Krankheit gelähmt; „ich habe sie nicht anders gekannt,“ sagt er in der „Franzosentid“, „als daß sie in ihren guten Zeiten auf einem Stuhl saß und nähte, so fleißig, so fleißig, als wären ihre armen schwachen Hände gesund, und daß sie in ihren schlimmen Zeiten zu Bett lag und unter Schmerzen Bücher (erbauende und poetische Bücher) las.“ Doch sie hatte „einen sehr be-

weglichen Geist und eine lebendige Phantasie"; sie begeisterte ihren Knaben früh für die großen Dichter deutscher Nation; — und aus diesen seinen eigenen Mitteilungen muß man vermuten, daß ihm durch der Mutter Blut hindurch seine dichterische Begabung zufloß: denn vom Vater hat er nur Intelligenz und Charakter erben können. Nicht aus dem Blut, aber aus der geistigen Einwirkung kam dem Knaben viel vom „Onkel Herse" zu, in dessen buntscheckiger und kindlich ausschweifender Phantasie etwas von der poetischen Lebenskraft spukte, die in dem Bürgermeistersohn Fleisch und Blut werden sollte. Die „embryonische Genialität" dieses Ratsherrn Herse — der übrigens nur ein sogenannter Onkel war — lernt man nicht aus der „Franzosentid", aber aus „Meine Vaterstadt Stavenhagen" kennen. Denkt man sich den hohen, breiten, mächtig ausgepolsterten Mann, der eigentlich ein altes Kind ist; der denn auch von ganzem Herzen, als Allerweltsonkel, mit den Kindern lebt, sie die herrlichsten Spiele lehrt, ihnen die Drachen bemalt und über diese aufsteigenden „Medusengesichter" ebenso glücklich ist wie das kleine Volk; der alles weiß, alles kann, in dem die Kleinen blättern wie in ihrem Konversationslexikon; der seinen Zöglingen — Fritz darunter — die orthographische Stunde zur liebsten macht, weil er ihnen zu Gefallen Dichter wird und einen vollständigen Roman erfindet und diktiert; der sie bei sich daheim seiner alten Violine, im Wald dem Vogelgesang horchen, ihn nachempfinden, ihn ausdeuten lehrt: denkt man sich diesen „Onkel Herse", so fühlt man, wie viel Fritz Reuter von dem Mann empfangen hat. „Hürt Ji woll, Jungs," sagte er, wenn er uns auf den Schnepfenfang mitnahm, und der Krammetsvogel beim Sonnenuntergang lustig in den Aesten der Bäume umhersprang und sein abgebrochenes Liedlein in den dunstigen Herbstabend hernieder-

sang, — „sei ropen mi orndlich. Hürt Ji woll: Ratsherr Hers' — kumm hir her! — kumm hir her! — Scheit mi dod! — Ick bün hir — wo's Grischow? — Wo's Grischow? — Scheit mi dod!" — Wem, wenn er Fritz Reuter dies erzählen hört, fällt nicht der Dichter des Hanne Nüte ein; und wer denkt nicht den stillen, verborgenen Wassern nach, die aus „der Jugend Land" auf den Acker unserer Erntejahre fließen.

Aus ganz anderem Holz war Reuters Vater geschnitzt; ein ernster, strenger, rastloser, charaktervoller, doch höchst unkindlicher Mensch; zum Beamten und Verwalter geboren (von 1805 bis 1845 hat er Stavenhagen regiert), in seiner nicht unbedeutenden Feldwirtschaft unternehmend wie wenige im Lande, der erste, der in Mecklenburg die bayrische Bierbrauerei einführte, der erste, der „Handelsgewächse" zu bauen versuchte, und in den furchtbaren Not- und Armutsjahren, die den Kriegsjahren folgten, so sehr der Fürsorger für alle, daß, wie der Sohn erzählt, „in jenen gedrückten Zeiten in meiner Vaterstadt keine eigentliche Armut zu finden war". Ihm lag denn auch vor allem am Herzen, seinen einzigen Sohn früh mit allen nützlichen Kenntnissen auszurüsten und zum Charakter zu bilden; für diese Erziehungszwecke ward weder Zeit, Geld, noch Mühe gespart. Aber er war offenbar den Musen und Grazien so fremd, wie der Vater eines Poeten selten gewesen sein wird; er hat offenbar die Eigenart seines Sohnes nie verstanden, er hat sie bekämpft und gehemmt. Nur ein gewisses Talent zum Zeichnen sagt der Sohn ihm nach; unter Riepenhausens Leitung hatte er in Göttingen tüchtige Kreidestudien gemacht. Dagegen hat er nach Fritz Reuters Meinung in seinem ganzen Leben keinen Roman gelesen; und vor allem war ihm die heitere, lebensfrohe Mecklenburger Art, der Humor seines

Stammes versagt. Jedes ungewöhnliche neue Vergnügen, das an den Knaben herantrat, die erste Tanzstunde, der erste „Maskenball“, der Besuch des Schauspiels oder der „Komedi“ im Rathaussaal, mußte dem heftigen Widerstreben des Vaters von der Mutter und der Tante Christiane abgerungen werden; man appellierte an das Gutachten des alten Amtshauptmanns Weber, und diesem alltäglichen Gast in der behaglichen „Theestunde“ fiel dann nicht selten die Entscheidung zu.

Fritz Reuter wuchs im Elternhause mit seiner Schwester Lisette und zwei Vettern (Ernst und August) auf; eine unverheiratete Schwester der Mutter, Tante Christiane, half das Hauswesen leiten und die Kinder erziehen. Von jenen öffentlichen sogenannten „Schulen“ blieben Fritz und seine Gefährten fern; der Vater ließ sie zu Hause unterrichten, und mehr als ein Dutzend der „allerverschiedensten Lehrerkräfte, die Stavenhagen aufzuweisen hatte“, ward nach und nach auf diesem schwierigen Versuchsfelde verbraucht. Von seiner Mutter hatte der Knabe Lesen und Schreiben gelernt; dann kam er in das Fegefeuer einer Mädchenschule, bei Mamsell Schmidt, er der einzige Junge, „Eule unter Krähen“, wie er selber erzählt, und mit seinem „noch sehr schwächlichen Mannesmut“ unter diesen „kleinen gebildeten Megären“, die ihn beständig schuhriegelten und befehdeten, ein unglücklicher Mensch. Eine Weile ließ man ihn dann von einem Schneidergesellen, der sieben Jahre in Paris gearbeitet hatte, ein etwas verunreintes Französisch lernen; bis dieser Meister Geselle von einem wirklichen Franzosen, dem Uhrmacher Droz aus Neufchatel, abgelöst ward, den jeder Leser der „Franzosentid“ kennt. Geschichte und Lateinisch brachten ihm der Apotheker Fritz Sparmann, der Student Julius Caspar, der Rektor Schäfer (ein sächsisches Original) bei;

der Geographie nahm sich der Vater selber an, noch abends nach Tische, nach allen Mühen seiner rastlosen Tage; für Schönschreiben, Orthographie, Rechnen und Zeichnen trat der gutmütig hilfreiche Onkel Herse ein, der, als ein eifriger Maler in Aquarell, Gouache, Oel und Email, die Knaben vermutlich auch gleich zum Malen verführt hätte, wäre nicht der Vater mit seinem Veto zur Hand gewesen. „Erst gehen und nachher tanzen, war seine Meinung (erzählt Fritz Reuter), und als ich ihm einmal einen in Rotstift und schwarzer Kreide nach meiner Meinung sehr schön ausgeführten Hund brachte und seiner Bewunderung schon gewiß war, fing er auf eine schreckliche Weise an, mit einem schwarzen Stifte in meine rote Kouleur hinein zu arbeiten, so daß von dieser nichts mehr zu sehen, dafür aber auch die Zeichnung korrekt war — wie er sagte."

Endlich schloß mit diesem bunten Durch- und Nacheinander von Lehrmeistern die Kinderzeit; ein salarierter candidatus theologiae ward als Lehrer ins Haus genommen, eine strenge Disziplin begann, und „mit starken Schritten ging es ins ernste Leben hinein". Fritz Reuter war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als die Mutter starb, die er innig liebte. Schon ein Jahr vorher, 1824, hatte sich der Vater entschlossen, ihn aus der häuslichen Erziehung weg auf das Gymnasium der kleinen Stadt Friedland zu schicken, die in Mecklenburg-Strelitz an der pommerschen Grenze liegt. Mehr als drei Jahre sollte er hier verleben; aus seiner Jugend die unbedeutendste und wohl auch unfroheste Zeit. Nie und nirgends erwähnt er ihrer mit einem gemütlichen Wort; er klagt nur einmal über das geistlose Auswendiglernen von Regeln, mit dem man ihm auf der Friedländer Schule die französische Sprache zu verleiden suchte. Auch klingt, bei allem Humor, wohl noch etwas „Ach und Weh" aus jener

Zeit in der lebendigen Schilderung des Schullebens in „Dörchläuchting“ nach, mit all seiner Lust und mit all seiner Roheit, die der vierzehnjährige Knabe nun erst kennen lernte. Er war überdies — den meisten seiner Kunstgenossen gleich — „nie ein sehr eifriger Besucher der Schule“, wie er in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ bekennt; und dieses Unbehagen hat auch ihn bis in den Schlaf seiner späten Jahre verfolgt: in bösen Träumen „hatte er sich entweder nicht präpariert, oder irgend einer seiner vielen Lehrer hielt ihm ein schrecklich rot perlustriertes Exerzitium unter die Nase, das er ihm dann schließlich um die Ohren schlug.“

Nur von einer glücklichen, festlichen Episode aus dieser Friedländer Zeit weiß ich zu sagen; von einer Fußwanderung nach der Insel Rügen, die er viele Jahre später, 1867, im „halben Mond“ zu Eisenach, vor einer befreundeten Gesellschaft in einem schriftlichen, launigen Vortrag beschrieben hat. „Ich hatte,“ erzählt er darin (das Ganze mitzuteilen, dazu ist es zu harmlos), „ich hatte meinem Vater einmal eine ziemlich gute Zensur vom Gymnasium zusenden können — was überall bei jedem Gymnasiasten sehr wünschenswert sein soll, bei mir es aber in Wirklichkeit sehr war — da griff dieser mein Vater in seine väterliche Tasche, holte drei Friedrichsdor hervor und sandte sie mir zu mit dem Bedeuten, ich könne dafür eine Reise nach Rügen machen. Wer da weiß, welche Bedeutung das Wort ‚Rügen‘ in der Phantasie einer mecklenburgischen oder pommerschen Gymnasiastenseele zu der damaligen Zeit hatte, kann sich leicht denken, wie sehr ich von wahren Freunden beglückwünscht und von unwahren beneidet wurde. Denn leider ist es schon in den ersten Lebensjahren so wie in den letzten: man muß diesen Unterschied schon machen.“ Er zog denn also aus, bald in guter, bald in schlechter Gesellschaft, die er in seiner Unschuld

nicht durchschaut; „rollt als rosenrote Karoline über das grüne Billardtuch der unabsehbaren Ebene von Schwedisch-Pommern“, kommt über Stralsund nach Rügen, landet, und steht nun auf der Insel, „der schönen Insel, dem Ziel meiner heißen Wünsche“. „Aber was nun? Ging ich rechts an der Ostküste entlang, dann hatte ich alles Schöne wie auf dem Präsentierteller: Bergen, Putbus, die Granitz, Saßnitz, und am Ende die Krone von Rügen, die Stubbenkammer; auf der Westseite, links, hatte ich verhältnismäßig langweilige Gegenden; da ich nun aber von Kindheit an ein sehr verständiger Junge gewesen bin und stets beim Butterbrot die schwach beschmierten Stellen zuerst, und zuletzt erst die fetten Bissen verzehrt habe, so schlug ich den Weg links zur Westküste ein. — Ja, die Gegend war nur schwach; gut und sehr gut wohl für die Mark Brandenburg, für Rügen und meine Sehnsucht aber nur schwach, es war trocken Brot, und das bißchen durchsichtige Butter, was darüber geschmiert war, war das durchsichtige, blaue Meer zu meiner Linken.“

So wandert er denn allein dahin, den Butterstellen entgegen, und endlich an der schönsten Stelle erlebt er „einen Vorgeschmack der Zukunft“: er macht sein erstes Gedicht. Schon in Stavenhagen hatte er einen, aber, wie er (in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“) versichert, nur einen Versuch gewagt, seinem einzigen ortsanwesenden Vorbild nachzueifern, der Frau Tiedten, die er „den ersten Dichter von Stavenhagen“ nennt: „er war Schneiderwitwe und Nähterin, und wenn er dichtete, nähete sie, und wenn sie nähete, dichtete er.“ Doch da jener Versuch verunglückte und er wahrnahm, daß das Dichten „eine wahre Pferdearbeit sei“, so genügte ihm, daß er auf der kleinen Bühne im Rathaussaal den „armen Poeten“ spielen sah, um, unter furchtbarer Rührung („ich habe geweint, als wenn mir

Vater und Mutter gestorben wäre"), von einer so kummervollen Laufbahn aufs eindringlichste abgeschreckt zu werden. Nun aber steht er mitten auf Rügen, überschaut „das lieblichste Ländchen in Sommermorgenpracht, umgürtet vom sonnenbeglänzten Meer, in unendlicher Mannigfaltigkeit durch seine Buchten und Bodden und Wyken"; es übermannt ihn, er dichtet. Was für ein Gedicht? — Es existiert nicht mehr; es ist untergegangen; „1833 hat es die Untersuchungskommission auf der Hausvoigtei, wie so manches andere, aufgefressen. Es war ein sehr bedeutendes Gedicht; es hatte nur für die Leser einen kleinen Fehler, es litt an Ueberschwenglichkeiten; für den Leser gewiß ein Fehler, für den Poeten nicht."

Doch kehren wir mit dem beginnenden Poeten nach Friedland und zu seinen Studien zurück; Studien, die schon damals den inneren Konflikt zwischen Vater und Sohn erzeugen sollten, der seitdem bis an des Alten Tod als dritter Mann zwischen ihnen einherging. Mehr als die andern „Wissenschaften" hatte Reuter in Friedland Geschichte, Geographie und Mathematik, mehr als diese sein besonders geliebtes Zeichnen betrieben; er rückte auf der Klassenleiter langsam vor, er glaubte sich zum Maler berufen und wünschte die Gelehrtenschule mit der Kunstschule zu vertauschen. Hier stieß sein harter Kopf auf den härteren des Vaters, der an seiner Begabung zweifeln mochte (und allerdings wohl mit Recht), und der vor allem seinen Plan durchsetzen wollte, den einzigen Sohn auch als Rechtsgelehrten, gleichsam als Fortsetzung seines eigenen Ich, auf Erden thätig zu sehen. Die gelehrte Laufbahn ward also weiter verfolgt; doch nicht mehr in Friedland, das damals zwei seiner besten Lehrer verlor, sondern in Parchim, einer der Mittelstädte von Mecklenburg-Schwerin, deren neu ge-

schaffenes Gymnasium eben jene beiden — den Konrektor Gesellius und den nachmaligen Direktor Zehlicke — an sich zog und die übrigen Schulen des Landes zu überflügeln versuchte.

Ein harter Zwang sollte den Zweck dieser „Versetzung" fördern helfen: der Unterricht im Zeichnen ward dem Sohn hier versagt, er sollte sich einzig auf die hohe Schule vorbereiten. Dennoch war Reuter hier glücklich; in einem späteren Brief an seinen Freund Fritz Peters nennt er die Jahre, die er in Parchim verlebte, den „schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit". Bei seinen Lehrern fand er Anregung und Wohlwollen; im Hause seines Pensionsvaters, des Direktors Zehlicke, wie in dem des Konrektors Gesellius herzliches Familienleben und dauernde Freundschaft; endlich am runden Theetisch der „Frau Hofrätin" seine Adelheid. Er war im beginnenden Jünglingsalter, als er nach Parchim kam; die Natur konnte also von ihm verlangen, daß er sich verliebte. Doch in jenen Jahren wendet sich unser Herz, vom elementaren Frühlingswind getrieben und mit seinen wächsernen Flügeln ein steuerloser Ikarus, mehr an die Gattung als an das einzelne Ich; und die neuen Gefühle, die wir erleben, sind für die Geschichte unserer Seele wichtiger als der Magnet, der sie in uns erregte. Eine Jugendliebe dieser Art war offenbar auch die „Flamme", die des Hofrats Töchterlein in Fritz Reuter entzündete, indem sie ihm Thee einschenkte; sie hieß Adelheid, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau. Wenige zerstreute Andeutungen in der „Festungstid", im „gräflichen Geburtstag" zielen darauf hin: wenn er erzählt, daß er „auch einmal eine schöne blaue Schleife von einem schönen blonden Kopf unter der Weste trug"; daß er zur Zeit seiner ersten Liebe den Mond „vielfach kultivierte, ja sogar mit sentimentalen Gedichten inkommodierte". In dem hochdeutschen

Vorläufer der „Festungstid“, der (1855) in Fritz Reuters „Unterhaltungsblatt“ erschien: „eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit“, bekennt er seinem Kameraden, dem „Kapitän“: „Ich habe, wenn auch ohne viel Glück, doch schon Versuche in der Liebe gemacht. Auf der Schule zumal . . .“ Und später: „Ich habe einmal einen guten Freund gehabt, den ich beinahe so gut kenne, wie mich selbst, — ich sage dir — das arme Geschöpf hat einmal in einer Nacht, so um diese Zeit des Jahres [Winter] herum, unter Sturm und Regen in vollem Ballstaat mit schwarzen baumwollenen Strümpfen und einem Operngucker, in den dornigen Zweigen eines jungen Pflaumenbaumes drei Stunden lang gesessen, bloß um sich aus einer Entfernung von zweihundert Ruten an dem Nachtlichte aus dem Fenster seiner Geliebten satt zu sehen.“ Indes die humoristischen Verzierungen, mit denen er dieses nächtliche Abenteuer seines eigenen Ich in der „Festungstid“ (S. 244) weiter ausgeführt hat, und die handgreiflichen Widersprüche zwischen beiden Berichten bestätigen, was sich ohnehin bei jeder sorgfältigen Untersuchung seiner Schriften ergibt: daß er, mit dem Recht des humoristischen Erzählers, in seinen Rückblicken fast immer Dichtung und Wahrheit mischt. Und so bleibt nur unzweifelhaft bestehen: er liebte sie, er besang sie, und sie ward nicht seine Frau.

Auch nachdem er die Schule verlassen und die Schwelle der Rostocker Universität überschritten hatte, fuhr er freilich noch fort, sich an dieser Flamme zu wärmen; zwei Musen halfen ihm: denn auch die heimlich fortbetriebene „schwarze Kunst“ des Zeichnens zauberte ihm die entfernte Geliebte wenigstens aufs Papier. Julius Wiggers, mit dem er sich damals befreundete, besitzt noch ein Porträt von ihr in schwarzer Kreide, das der junge Student aus dem

Gedächtnis zeichnete und bei seinem Abgang von Rostock ihm als Andenken zurückließ. Hierher, an die Landesuniversität, hatte ihn der Wille des Vaters im Herbst 1831 geschickt; hier begann er, als schon fast einundzwanzigjähriger „Fuchs“, das ihm aufgenötigte Studium der Rechtswissenschaft. „Die Seestadt Rostock,“ erzählt er selbst (am Anfang der „Reis' nah Konstantinopel“), „ist der ‚Up- un Dal-Sprung‘ für jeden richtigen Mecklenburger. Auch mein Aufsprung ist sie einmal gewesen, als ich von den großen Schulen eine Sprosse höher auf die Universität hüpfte; doch das ist schon lange her, und wir wissen uns nicht mehr recht darauf zu besinnen, vor allem nicht auf Professor Elvers' Institutionen. Aber das weiß ich noch, daß wir Studenten ein kreuzfideles Leben führten, daß wir uns bei nachtschlafender Zeit mit den ‚Krebsen‘ herumjagten, diesen alten braven städtischen Kriegsknechten, und daß wir Fenster einwarfen. Wir lösten die große soziale Frage und stifteten eine ‚Allgemeinheit‘ unter uns, die die Konstantisten und Vandalen schändlicherweise die ‚Gemeinheit‘ nannten. Wir lösten noch andere sehr wichtige Fragen, wenn wir in unsern ‚Kränzchen‘ beisammensaßen, zum Beispiel auf meiner Stube die wichtige Frage: ‚Was ist die Ehre?‘ wurden aber nicht so bald darüber schlüssig, wie Sir John; aber mir zogen sie dabei einen Backzahn aus, denn als meine allgemeinen Freunde von mir gingen, hatte ich als Fuchs ‚die Ehre‘, die Zeche zu bezahlen.“

Schon nach einem Semester verließ er Rostock, um nach Jena zu gehen; an diesen Sitz der jugendlich vaterländischen Gefühle, der burschenschaftlichen Gärung, die für Fritz Reuters Leben so verhängnisvoll ward. Will man die edle Tollheit dieser Studentenverschwörung und die vernunftlose Wut ihrer Verfolger verstehen, so vergegenwärtige man sich

den verbitternden, blutvergiftenden Uebergangscharakter der Zeit: da die deutsche Jugend zugleich gegen die Misere des vielköpfigen deutschen Bundes und gegen den überlebten Absolutismus der deutschen Großmächte, der Absolutismus aber — mit der argwöhnischen Reizbarkeit eines greisenhaften Herrschers — um sein Dasein kämpfte. Die „allgemeine deutsche Burschenschaft", aufgekeimt aus dem vaterländischen Idealismus, den der große Befreiungskrieg ausgesät hatte, auf dem Wartburgfest 1817 als fester Organismus begründet, nach der Ermordung Kotzebues durch einen ehemaligen Burschenschafter feierlich unterdrückt, heimlich fortwuchernd allen Verboten zum Trotz, bis sie sich 1827 wieder neu zu organisieren, sich neue Ziele aufzurichten begann, war, als Fritz Reuter um Ostern 1832 nach Jena kam, schon auf die Höhe ihrer politischen Entwickelung gelangt; und allerdings muß man sagen, daß ihrer idealen Gesinnung ein hochroter Tropfen revolutionären Blutes beigemischt war. Auf den „Burschentagen" von 1827 an hatte die unternehmendere Partei der Germanen gegen die friedlichere der Arminen gekämpft und den Sieg gewonnen; auf dem Frankfurter Burschentag im September 1831 hatte sie diesen Sieg formuliert. Es galt bisher als Tendenz der Burschenschaft: „Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule"; nach langer Beratung war in Frankfurt der verhängnisvolle Zusatz beschlossen worden: „Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur Teilnahme an Volksaufständen gehalten, die zur Erreichung desselben führen könnten."

In diese gärende Jugend trat nun Fritz Reuter ein; jung wie sie, mit seinem warmen Drang nach Begeisterung und Befreiung, mit seiner kernigen, ausgeturnten Gestalt; man wird sich nicht verwundern, daß er sich zu den Unternehmenden gesellte. Im Januar 1832 hatte zwar ein Fest, das man durchziehenden polnischen Flüchtlingen (darunter Dombrowski) gab, die Arminen und die Germanen noch einmal miteinander versöhnt; sie saßen und tranken wieder beisammen in dem alten Burschenhaus, dem „Burgkeller", und gaben gemeinsam dem alten Dichterfürsten, Goethe, zur Weimarer Fürstengruft das letzte Geleit. Indessen die politische Erregung der jungen Köpfe ward von außen — von unten und von oben — genährt. Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832, auf dem man die „vereinigten Freistaaten Deutschlands" und das „konföderirte republikanische Europa" mit Hochrufen begrüßte, rief neuen Unwillen der Regierungen und schon am 28. Juni reaktionäre Bundesbeschlüsse hervor. Sollte man diese Bedrückung ruhig ertragen, und mit den sanftblütigen Arminen sich am Kopfschütteln, Singen, Kollegienhören und „sittlicher Ausbildung" ein Genüge thun? Mit diesen „Gemütlichen", auf die das Spottlied gedichtet war:

'S gibt nichts Gemütlicher's
Als die Gemütlichkeit!
Kneipen und Singen
In stiller Zufriedenheit,
Kneipen und Singen
Fern von den Klingen,
Das ist gescheit!

Die Verbrüderung war unhaltbar; im Sommer 1832 brach der Krieg zwischen Germanen und Arminen wieder

aus. Die Germanen wanderten vom „Burgkeller“ in den „Fürstenkeller“ aus, und Fritz Reuter mit ihnen.

Daß dieses unruhige Treiben, aus politischer Erhitzung und studentischer Kraftlaune gemischt, dem Studium der Rechtswissenschaft nicht zu gute kam, sagt jeder sich selbst. Zwar gehörte Fritz Reuter nicht zu den Feuerköpfen, nicht zu den Eiferern; nie ward er (wie er später aus der Gefangenschaft an seinen Vater schrieb) von seinen Genossen mit einer politischen Mission betraut, nie hat er dergleichen „privatim ausgerichtet“. Sein mecklenburgisches Temperament, sein gemütlicher Humor stellten ihn zu denen, die über dem Burschen h a ß die Burschen l u s t nicht vergaßen. Ein Jenenser Student, sagt er später (in der „Festungstid“) in seiner heiteren Selbstverspottung, war für die menschliche Gesellschaft „en sihr unverdaulichen Happen“; er schildert sich (in der Vorrede zur Reis' nah Belligen) als „einen mageren, lang aufgeschossenen Burschen mit langem Halse und langem Haar [wobei man freilich dem langen Hals die humoristische Verlängerung wieder abziehen muß], bedeckt mit einer schwarzrotgold verbrämten Mütze; in der Hand trug er einen Ziegenhainer und hatte in seinem Wesen etwas Antediluvianisches, jetzt Untergegangenes“. Doch dieser noch magere, noch vorsintflutliche Kraftmensch war jeder Lust gewachsen: auf der Mensur (denn die Germanen waren eifrige Duellanten), auf dem Markt, wo sie mit ihren Stoßdegen fochten, als wären sie da zu Haus, beim Bier und beim Gesang. Es existiert eine „Ballade“, die er dem bekannten alten Bierschenken „Samiel“ auf der R u d e l s b u r g zuliebe dichtete und dort ins Fremdenbuch schrieb; jugendlich unfertig als Gedicht, doch durch ihre humoristische Spitze und durch ihr Schicksal der Erwähnung wert. „Der Burggeist auf der Rudelsburg“ war sie betitelt: ein wilder Ritter

hat dort vor Zeiten gehaust, allen Menschen feind; aus Neid auf seinen Schenken und dessen stattlichen Bart, mit dem seine eigene Oberlippe sich nicht messen kann, stößt er ihm sein Schwert durch den Leib. Da richtet noch einmal der sterbende Schenke sich auf:

„Du hast mich zwar getötet in schnödem Uebermut,
Doch nimmer wird's dir gehen auf Erden wieder gut;
Du wirst dich nicht mehr freuen am wilden Schlachtgeschrei,
Es steht ein krankes Jahr nur zu leben dir noch frei.

„Und wenn du dann gestorben, so eilt dein Geist nicht fort,
Der stolze Ritter bleibet als Schenk an diesem Ort.
Vom Bier, das du getrunken, trinkst du dann nimmermehr,
Es trinken die Studenten dann deine Fässer leer.

„Und diesen mußt du dienen und hören auf ihr Wort,
So lange Schenke bleiben, als dauert dieser Ort.
Zur Warnung aller Herren, die stolz wie du und hart,
Sollst Samiel du heißen und tragen einen Bart."

Ich hab' euch jetzt erzählet die Mär so wunderbar;
Ihr könnt sie sicher glauben, sie ist gewißlich wahr.
Wer sie von euch nicht glaubet, der ruf nur „Samiel!"
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart zur Stell.

Diese Ballade ist im „Gedenkbuch der Rudelsburg" (herausgegeben von J. Stangenberger) abgedruckt; nach Fritz Reuters Tod suchte die Witwe das Buch unter seinen Papieren, doch da sie es nicht fand, übernahm der Sohn eines Freundes, auf der Rudelsburg selber nachzuforschen. Auch dort fand sich das Gedenkbuch nicht; die alten Fremdenbücher waren längst verbrannt. Aber Samiels Tochter, die jetzige Wirtin der Rudelsburg, half aus dieser Not. Sie wußte die Ballade noch auswendig; sie diktierte sie dem

jungen Mann, und vollkommen getreu, wie das nun aufgefundene Gedenkbuch beweist.

Singende, dichtende, ahnungslose Jugend! — Der in Wahrheit ungefährliche Zorn und Trotz, mit dem diese lebensfrohen Jünglinge ihre Lieder gegen die Fürsten sangen, ihre Umwälzungsgedanken besprachen, ihre Widersacher unter den Kommilitonen mit Schlägern und Ziegenhainern zu widerlegen suchten, — er sollte furchtbar empfinden, wie ernst der Kampf politischer Mächte ist. Ein blutiges Vorspiel, das sie selber untereinander aufführten, schien zwar der ganzen „Verschwörung," und mit ihr der Gefahr, schon ein Ende zu machen. Die Reibungen zwischen Germanen und Arminen arteten im Januar 1833 in wilde, erbitterte Schlägereien aus; ein starkes Militärkommando der weimarschen „Laubfrösche" rückte in Jena ein, man verhaftete, relegierte, gab scharfe Verbote aus: das Führen von Stockdegen und anderen Waffen, das Beherbergen fremder Studenten, das Tragen von Farbenbändern und Kokarden außer den Landesfarben, endlich studentische Vereine mit politischen Tendenzen seien nicht länger zu dulden. Die Germanen wie die Arminen lösten sich auf. Fritz Reuter — vielleicht durch seinen Vater, vielleicht durch eigenes Mißbehagen an jenen Exzessen bewogen — „trat freiwillig aus", wie er später schreibt, und kehrte im Frühling 1833 ins Vaterhaus nach Stavenhagen zurück. Inzwischen aber ereignete sich, was ihn und so viele andere ohne Mitschuld verderben sollte: das sogenannte Frankfurter Attentat.

Ein wunderbares Unternehmen: ein kleiner Haufe junger Männer zu Frankfurt am Main, von wenigen mitverschworenen und dorthin beschiedenen Studenten, von noch wenigeren auswärtigen Demagogen, endlich von den Bauern des Frankfurter Fleckens Bonames unterstützt, stürmen (am Abend

des 3. April 1833) — und zwar obwohl man sie benachrichtigt, daß ihr Anschlag schon verraten ist — stürmen die Hauptwache und die Konstablerwache der Stadt Frankfurt, überrumpeln die Wachmannschaften, und fordern die zusammenlaufende Menge auf, sich ihrer unbekannten Sache, ihren unbekannten Personen anzuschließen. Man läßt sie allein; der Angriff der allarmierten Truppen erfolgt; Widerstand, Gefecht, Verwundungen und Tote, endlich Flucht der Verschworenen nach allen Seiten. Doch nicht alle entkommen; bei den Verhafteten spürt man die Fäden auf, die nach anderen Orten, zumal nach mehreren Universitäten laufen: teilweise Mitwissenschaft, unbestimmte Verabredungen, theoretische Zustimmung. Auf dem letzten Burschentage zu Tübingen, wenige Monate vorher — den indessen nur sechs Abgeordnete ebenso vieler Hochschulen besucht hatten — war überdies ausgesprochen worden: „die allgemeine deutsche Burschenschaft solle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt sich anschließen." Diese Thatsachen genügen den gereizten Regierungen, den geängsteten Fürsten, den verbrechenwitternden Spürtalenten. Eine wahnsinnige Verfolgung beginnt. Nicht nur sämtliche Teilnehmer der allgemeinen deutschen Burschenschaft — obwohl doch nur einzelne der Gesinnung jenes Attentates mit Worten zugestimmt hatten — auch die Mitglieder anderer, unpolitischer, in jedem Sinn unbeteiligter Studentenvereine werden verhaftet, festgehalten, durch unwürdige Inquirentenkünste zu Mitschuldigen gemacht. Eine „Centraluntersuchungsbehörde", im Juni desselben Jahres vom Bundestag eingesetzt, soll all diese Untersuchungen im Zusammenhang auffassen; als hätte sich schon ein Netz des Verderbens über Deutschland gebreitet. Weit über tausend junger „Ver-

brecher“ werden nach und nach von den langen, ausdauernden Armen dieser Verfolgung ergriffen; endlich auch Fritz Reuter.

Frühling, Sommer und Herbst hatte er daheim in Mecklenburg in aller Stille verbracht; die Regierung seines Landes hatte ihn unangetastet gelassen; er mochte glauben, daß nun auch auswärts, wenigstens in Preußen, das über ihn kein Recht hatte, nichts mehr für ihn zu fürchten sei. Nachdem er in Leipzig um seine Immatrikulation nachgesucht hatte, aber als ehemaliger Jenenser zurückgewiesen worden, kam er in den letzten Tagen des Oktober (zum zweitenmal) nach Berlin. Am einunddreißigsten sah er sich verhaftet. Der Großstaat Preußen kümmerte sich um seine Eigenschaft als „Ausländer“, als Mecklenburger nicht. Die Macht entschied; die Macht, die in diesem ganzen Prozeß — wie in den meisten politischen Prozessen — das Recht nach sich färbte.

Wer Reuters „Festungstid“ kennt, kennt seinen Anteil an diesem schmachvollen Unglück, das die deutschen Regierungen und mit ihnen das deutsche Volk entwürdigte; — denn wie sehr er auch, in bewundernswerter, vergessender Seelengüte, sein Elend später verklärt und „von den Disteln Feigen gepflückt“ hat, die wahnsinnige Härte dieser Verfolgung schildert er treu und beredt genug. Nichts ist grausamer als die Furcht. Der Justizminister Kamptz, der Inquirent, „Onkel Dambach“, der Referent, Herr von Tzschoppe, der dann dem Wahnsinn verfiel, der Präsident des Kammergerichts, der „blutige“ Kleist, — furchtsame und furchtbare Menschen vereinigten sich, diesen Prozeß zur Zufriedenheit eines künstlich verblendeten Monarchen und eines schwindsüchtigen, um jeden Preis leben wollenden Staatenbundes zur Staatsgefahr aufzublasen. Stammbuchblätter, die von „Freiheit“ sprachen, wurden zu Zeugnissen für Schuld und

Mitschuld; man inquirierte in die unerfahrenen Jünglinge hinein, was nicht in ihnen war; man schmiedete die Schwächeren unter ihnen zu Denunzianten um, denen man die Namen neuer Mitschuldiger — ehemaliger Burschenschafter aus längstvergangener Zeit — entlockte. Fritz Reuter, zuerst auf der Stadtvogtei, dann auf der Hausvogtei in härtester Untersuchungshaft gehalten, wird von seiner Landesregierung reklamiert; man liefert ihn nicht aus. Man versagt ihm Feder und Tinte; aus seinem hölzernen Fußboden schneidet er sich einen Span, aus diesem Span macht er sich eine Schreibfeder, und mit einer „Tusche", die er aus gebrannten Walnußschalen erzeugt, schreibt er „schlechte Gedichte", in denen sein Grimm, seine Verzweiflung sich entladet, schreibt er Byronsche Gedichte aus dem Gedächtnis auf, um die Stunden zu füllen. Jene eigenen Ergüsse existieren nicht mehr; Byrons „Tochter Jephthas", mit diesem Kienspan in blasser Schrift auf vergilbtes Papier gebracht und mit an den Rand gezeichneten Philisterköpfen geziert, hab' ich vor Augen, da ich dieses schreibe. Ein volles Jahr geht dahin; noch erfolgt kein Urteil. Man schafft ihn nach Silberberg in Schlesien fort; „lassen Sie sich immerhin auf die Festung abführen," sagt ihm Dambach, der Inquirent, „Sie müssen entschieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden." Am 15. November 1834 verläßt er Berlin, wird als Verbrecher von Ort zu Ort durch den harten Winter geschleppt, lernt das Elend einer düsteren Kasematte kennen, die sein Augenlicht schwächt; das Jahr 1835 endet, 1836 vergeht, der Tag seiner Verhaftung jährt sich zum drittenmal; — man liefert ihn nicht aus, und kein Erkenntnis kommt. Drei volle Jahre seiner blühendsten Jugend sind schon in Elend und Verzweiflung dahin, und noch kein Erkenntnis!

„Mein lieber Vater!“ schreibt er aus Silberberg am 31. Oktober 1836, „wenn ich dem obigen Dato fluchen sollte, so wäre es mir wenigstens zu verzeihen, und ich würde es thun, wenn ich nicht bedächte, daß der Tag, der mich vor drei Jahren in den Kerker warf, vielleicht eine Menge von Menschen beglückte; mich hat er namenlos unglücklich gemacht, er hat mir Gesundheit und Lebensglück und — was noch schlimmer ist — auch Lebensmut geraubt. Darum bitte ich Dich herzlich, laß Deinen Bestrebungen, mir die Freiheit zu verschaffen, nur noch einen letzten Versuch folgen, und dann höre auf, Deine Zeit und Dein Gemüt mit einer Chimäre zu plagen, die ebenso fabelhaft und monströs ist, wie die der Mythologie. Ich bin auf dem Wege, mir einen passiven Mut zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Apathie sein wird, und wenn dies Bestreben für einen Menschen, der im Genusse seiner Freiheit ist, etwas Schreckliches und sogar Sündliches enthält, so ist es für einen Gefangenen nicht allein zuträglich, sondern — wie ich glaube — mit der Moral völlig übereinstimmend, wenigstens für einen Gefangenen meiner Klasse.

„Um Dich aber in den Stand zu setzen, diesen letzten Versuch zu machen, so will ich Dir — so gut es geht — alle möglichen Materialien zusammengefaßt kurz angeben. Die Mecklenburger sind zu zwei Jahren verurteilt, aber in Preußen ist es anders. Gleich nach unserer Abführung nach Silberberg fragte Bohl bei seinem Verteidiger an: wie das Urteil wohl lauten könne, und erhielt zur Antwort: zwei von den Greifswaldern würden wahrscheinlich zum Tode verurteilt, er selbst zu dreißig Jahren, die anderen zu fünfundzwanzig und fünfzehn. Die Jenenser sind nun vielleicht noch ärger inkulpiert, und so komme ich zu dem Schlusse, daß ich wohl ihr Geschick teilen werde; übrigens bin ich vielleicht

weniger, oder doch nur ebenso stark beteiligt, wie die übrigen Mecklenburger. Fast perpetuierliche Sprecher in der Verbindung waren von der Hude in Lübeck und Frauch in Neu-Strelitz (ersterer ist, so viel ich weiß, gar nicht bestraft, und der andere mit einem halben Jahr Arrest); im Vorstande haben viele gesessen, ich aber nicht ... Unsere Absichten waren auf keinen bestimmten Staat gerichtet, sondern auf alle Staaten in Deutschland ... Ich bin der einzige Ausländer in Preußen, der verhaftet ist, ohne in Preußen studiert zu haben ... Sollte nun der neueste Bundestagsbeschluß in Anwendung gebracht werden, so habe ich keine Hoffnung zur Auslieferung, was aber wohl einen alten Rechtsgrundsatz umstoßen heißt, und was natürlich eine unüberwindliche Bitterkeit in meinem Herzen zurücklassen muß.

„... Und nun noch einmal die Bitte: schlägt dieser Versuch fehl, so laß es gehen, wie es geht, es wäre unrecht gegen Dich selbst und gegen die Schwestern gehandelt, wenn Du Deine Kräfte auf eine hoffnungslose Sache verwenden wolltest, und die, wenn sie gelänge, Dir nur einen Schatten von Deinem früheren Sohn zurückbringen würde.

„Schreib' mir Neuigkeiten fernerhin von unsrer Familie, ich werde Dir darauf antworten, und Dein, sowie ihr Andenken wird die einzige Freude für mich sein. Unser Erkenntnis wird hoffentlich künftiges Jahr erscheinen, da wird sich ja vieles lösen und aufklären. — Am siebenten kommenden Monats ist mein Geburtstag (der vierte im Gefängnis), ich werde dann freundlich an Euch denken, und an die vielen kleinen Beweise von Liebe, die ich in den Jahren der Kindheit von Euch erfuhr, die gewiß mehr wert sind, als alle die schönen Versprechungen, die ich Dir an diesem Tage gemacht habe, und von denen so wenige verwirklicht sind."

In der That zeigt dieser herzbeklemmende Brief, daß

der sechsundzwanzigjährige Jüngling, der ihn schrieb, von jenem Höhepunkte „völliger Apathie" damals nicht fern war. Doch wenn er sich verloren glaubte, war es zu verwundern? Nutzlos war und blieb, was der Vater für ihn versuchte. Dreimal verlangte die mecklenburgische Regierung seine Auslieferung; dreimal ward sie verweigert. Endlich kommt das Urteil: das königliche Kammergericht, den Sophismen seines Referenten folgend, erkennt auf Versuch des Hochverrats, und 39 von 204 Angeklagten werden — zum Tode verurteilt; der Mecklenburger Fritz Reuter mit ihnen. Todesurteil, weil man die deutschen Farben trug und an zukünftige Aufstände dachte! — Friedrich Wilhelm III. verändert die Strafe „kraft oberstrichterlicher Gewalt": vier dieser Unglücklichen sollen auf Lebenszeit, die andern dreißig Jahre in Festungshaft büßen; unter diesen andern Fritz Reuter. Dreißig Jahre lang; also lebendiger Tod!

„Ihr müßt bald frei kommen," sagt ihnen zwar jedermann. Die Verteidiger sagen es ihnen, die Gerichtspersonen, die Eltern; „ihr müßt ja bald frei kommen — appelliert nicht — versucht nicht zu entfliehen —: die Gnade des Königs!" Falsche Hoffnungen, falsche Verheißungen; der König begnadigt sie nicht. Von Festung zu Festung wird Fritz Reuter durch das Land geschleppt, das kein Recht über ihn hat; im Februar 1837 von Silberberg — der geschwächten Augen wegen — nach Glogau (wo ihn, den der Welt Entwöhnten, selbst der Anblick eines Leichenwagens erfreut), sechs Wochen später von Glogau nach Magdeburg, — widerrechtlich, statt auf die Festung, ins Inquisitoriat, und unter die Herrschaft eines Kommandanten (des Grafen Hacke), der alles thut, was er vermag, um diese unglücklichen, gebrochenen, zum teil schon ergrauten Jünglinge durch erfinderische Härte, durch Entziehung von „Luft, Licht und

Wärme" (wie später durch eine behördliche Untersuchung festgestellt ward) vollends zu verderben. Um seiner schwachen Augen willen hierher versetzt, wird Reuter Bewohner einer Zelle, die nie ein direkter Lichtstrahl treffen kann; Miasmen, ungenießbares Trinkwasser (alles dies ward bei jener Untersuchung entdeckt und beglaubigt) thun das ihre, das Lazarett fort und fort mit diesen elenden Menschen zu bevölkern. Endlich stirbt Graf Hacke, und Fritz Reuter ist — mit dem „Kapteihn" — der erste, den man aus dieser Hölle entläßt. Inzwischen haben die Gnadengesuche des Vaters und die Verwendung der mecklenburgischen Regierung wenigstens so viel erwirkt, daß der König von Preußen ihn zu achtjähriger Festungshaft begnadigt. Aber noch erwartet ihn das Aergste: auf dem Transport nach Graudenz nochmals in die Berliner Hausvogtei gesperrt, der scheußlichen Nichtswürdigkeit jenes — inzwischen zum Kriminaldirektor avancierten — „Onkel Dambach" preisgegeben, muß er vier Nächte bei furchtbarer Kälte (es war im Februar 1838) in ungeheizter Zelle, hungernd, nur mit seinen Kleidern zugedeckt, auf dem nackten Fußboden den Schlaf suchen. Doch sein fester Körper überwindet auch das. Die Erlösung aus dieser letzten Hölle rettet ihn vor Verzweiflung. Er kommt ins Fegefeuer, nach Graudenz; er kommt von neuem unter die niedere Wölbung einer Kasematte, aber unter die gelinde Hand eines menschlichen Kommandanten, und die besseren Zeiten seines Elends beginnen.

Wer hat nicht die tragikomischen, drolligen, von hineindichtendem Humor vergoldeten Geschichten aus diesem Graudenzer Jahr in der „Festungstid" gelesen! Wie, um wieder ein Bruchstück dieser verlorenen Jahre zu töten, von dieser bunten Leidensgenossenschaft unreifer Jugend geliebt, gemalt, gestritten, gekocht, gebuttert und entsagt wird; wie diese

„Königsmörder“ sich an unschuldigen Kindereien ergötzen, an Nichtigkeiten erhitzen, das Kleine groß nehmen, da vom Großen Schloß und Riegel sie trennt. Es waren einfache, unwichtige Menschen, mit denen Reuter hier hauste. Doch „in der dumpfen Gefangenenluft“, sagt er in jener früheren hochdeutschen Schilderung dieser Zeit, „schießen Freundschaftskeime auf, wie grüne Triebe unter der Glasglocke.“ Mit wem sollte er denn leben, als mit ihnen? — Mit seiner Kunst, wird man sagen; mit seiner Wissenschaft. Dem erwidert er, glaube ich, mit Recht: „Sehr gut kann ich mir denken, daß ein Mensch im Gefängnis es in allerlei Handfertigkeiten sehr weit bringen kann; aber nie und nimmer kommt aus einem Gefängnis ein Künstler heraus, oder ein Gelehrter, der der Welt wirklich etwas bedeutet.“ Wo das Gemüt zwischen Verzweiflung und Stumpfsinn hin und her taumelt, jede Anleitung fehlt, jede Ermutigung, jeder Lohn versagt ist, wird ein noch werdender Mensch nur zu leicht Weg und Willen verlieren. Fritz Reuter malte, aber er kam nicht vorwärts, denn niemand konnte ihm helfen. Er warf sich — schon damals an eine landwirtschaftliche Zukunft denkend — auf die Wirtschaftslehre und ihre Hilfswissenschaften; doch was konnte er in seiner Abgeschiedenheit von ihnen erfassen, als die graue Theorie. Er erhielt endlich die Erlaubnis, ein paar „lütte nüdliche Jungs“ zu unterrichten; auch das war mehr Zeitvertreib als Gewinn. Sollte er sich nun gar an der Jurisprudenz aufrichten, die er nur nach seines Vaters Willen auf sich genommen hatte? Er führte zwar sein Corpus juris, Höpfners Institutionen, Thibauts Pandekten und andere gelehrte Herren mit sich herum; aber welche Art von Nutzen er aus ihnen sog, bekennt er mit Humor in der schon erwähnten „heiteren Episode aus einer traurigen Zeit“. „. . . Ich warf mich aufs Bett,“ erzählt

er, „und las in Höpfners Kommentar; ein unschätzbares Buch, welches mir in meiner Festungskarriere die wesentlichsten Dienste geleistet hat, nicht sowohl durch bedeutende Förderung meiner juristischen Kenntnisse, als seiner kalmierenden Wirkung wegen. Ich brauchte es stets nur in kleinen Dosen einzunehmen, um in selige Vergessenheit meiner Lage zu versinken, und obgleich ich sieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, habe ich das Quantum nicht ganz verbraucht und bin nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangt."

Auch Gedichte zu machen fuhr er wohl fort; doch auf diesem Wege konnte er seinen Dichterberuf nicht finden. Er war kein subjektiv lyrisches Talent; was er war, ahnte er damals nicht. Entwickelte er sich schon von Hause aus, nach Mecklenburger Art, langsam und bedächtig, so nahm ihm nun das Schicksal vollends „Luft, Wärme und Licht", und um lange Jahre ward sein Wachstum betrogen. Es existieren noch Lieder und Balladen aus dieser und nächster Zeit; warm empfunden, aber ohne poetische Originalität. Ich erwähne nur eines, 1839 in Graudenz gedichtet: schmerzliche Erinnerung des Gefangenen an sein „Liebchen", die „weite Welt", das er einst besaß; der Sonnenstrahl sein Schmuck, der Wald sein Gemach, der kühle Bach sein Bett. Nun ist er der Liebsten so fern;

> Der Wasserkrug ist mein Pokal,
> Das dumpfe Stroh mein Bett,
> Der Kerker ist mein Rittersaal,
> Mein Schmuck die schwere Kett'.
>
> Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
> Sich Blumen flicht ins Haar;
> Wenn sie in grüner Kleider Pracht
> Verkünd't das neue Jahr,

Da hör' ich längst entschwundnen Sang,
Schreck' aus dem Schlaf empor,
Ich beiße in die Eisenstang'
Und rüttle an dem Thor.

Doch fest ist Gitter, fest ist Thür,
Vergebens ist mein Mühn!
Der Sang, er ist verhallet mir —
Ich sink' aufs Lager hin.

Endlich, nach mehr als fünfeinhalb Jahren, endlich — noch nicht Befreiung — aber Auslieferung! Die persönliche Fürbitte des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. hatte es endlich erreicht; mit dem Zusatz freilich: begnadigen durfte der Großherzog seinen Unterthan nicht, das Begnadigungsrecht behielt der fremde König sich vor. Doch Fritz Reuter kommt in die Heimat; auf der kleinen sogenannten „Festung" Dömitz findet er (im Juni 1839) die ganze Gemütlichkeit seiner Landsleute, ein Zimmer ohne „eiserne Gardinen", ein Kommandantenhaus mit „einem ganzen Nest voll Töchter, eine immer schöner als die andere", und in diesem Hause herzliche Gastfreundschaft. Im September ward ihm auch gestattet (noch existiert die von dem fast achtzigjährigen Kommandanten, Oberstlieutenant von Bülow, mit ungleicher Hand geschriebene „Ordre"), von zwölf Uhr mittags bis drei Uhr nachmittags „zum Essen nach der Stadt von der Festung heruntergehen zu dürfen"; und in einer Nachschrift setzte der menschenfreundliche alte Herr hinzu: „Bis auf weiteren Befehl soll dem Studiosus Reuter noch erlaubt sein, von drei bis fünf Uhr zum Baden gehen zu dürfen; um fünf Uhr muß er aber wieder an der Wache sein." Kurz, man that ihm alles zu gute, was geschehen konnte; es fehlte nichts, — als die Freiheit.

Ueber diese Zeit ist Reuter in seiner „Festungstid“ kurz hinweggegangen, aus Dankbarkeit gegen jene Familie, bei der er „wie Kind im Hause“ war, auf eine seiner fruchtbarsten humoristischen Aufgaben verzichtend. Ihm hätte, wie sein vertrautester Freund (in Erinnerung an Reuters mündliche, unerschöpflich ergötzliche Mitteilungen) versichert, die überaus originelle Gestalt des Kommandanten Stoff zu einem ganzen Buche geliefert. Ich füge hinzu: und wohl auch die Liebe zur Tochter des Kommandanten, die er in einer flüchtigen Andeutung der „Festungstid“ erwähnt. Zu welcher von den fünf Töchtern, wüßte ich nicht zu sagen; wenn ich aber an die Adelheid zurückdenke, die ihm den Thee einschenkte, und wenn ich in den Julklapp-Versen, die Fritz Reuter für den Weihnachtsabend im Dömitzer Kommandantenhause machte (und die noch erhalten sind), Fräulein Emma als Hebe gefeiert, und am Schluß gleichsam eine schüchterne Gebärde des Verschweigens finde, so bin ich versucht, mir das Meine zu denken. Diese Verse, nach der in Mecklenburg gebräuchlichen neckenden Art mit dem noch versiegelten Geschenk von Adresse zu Adresse weiterwandernd, bis endlich dem letzten das Geschenk in den Händen bleibt, erzählen, als sie zu Fräulein Emma kommen, von den Göttern des Altertums, die in Fülle und Herrlichkeit lebten, bis sie ihren großen Bankerott machten und herunterkamen:

Frau Venus aus Not ward 'ne Wäscherin;
Vulcan beschlägt jetzt die Pferde;
Apollo durchziehet jetzt her und hin
Mit dem Dudelkasten die Erde.

Der Kriegsgott Mars, als Volontär,
Bei den Preußen ist einrangieret;
Minerva führet die Schneiderscher',
Und Jupiter selber rasieret.

Von allen hatt' Hebe mit freundlichem Sinn
Das herrlichste Los sich erkoren,
Sie ward auf der Erd' Kellermeisterin,
Da sie oben den Posten verloren.

Hier spendet sie reichlich den lieblichen Trank
Und erfreuet die durstigen Gäste.
Drum, freundliche Hebe, empfange den Dank
Und tröste damit dich aufs beste!

Denn böt' ich dir mehr, so sagtest du wohl:
„Ich danke schönstens, mein Bester!"
Drum biete, eh' solch eine Nas' ich mir hol',
Ich lieber das Päckchen der Schwester. —

Die Liebe eines neunundzwanzigjährigen Studenten, der noch jahrelang sitzen soll, zu der Tochter seines Kommandanten! — — Doch endlich naht ihm die Freiheit. Friedrich Wilhelm III. stirbt, und sein Sohn, der ihm am 7. Juni 1840 folgt, erläßt eine allgemeine, vollständige Amnestie für jene politischen Opfer. Es ist Wahrheit; Fritz Reuter selber liest's in den Zeitungen; er liest, wie seine Freunde allerorten entlassen werden; — nur ihn, den Mecklenburger, hat man vergessen. Nach bittrer Pein schlägt endlich auch **seine** Stunde: der Großherzog Paul Friedrich, nachdem er vergebens gemahnt hat, gibt ihn frei auf eigene Hand. Acht Tage später erst kommt ein Brief des preußischen Justizministers Kamptz an Reuters Vater, dem er darin meldet, sein Sohn werde nun auch bald heimkommen; da sitzen Sohn und Vater miteinander bei Tische.

Was nun? — **Was nun?** — Wunderbar ergreifend hat Fritz Reuter am Schluß der „Festungstid" diese herzbeklemmende Rückkehr in die Freiheit geschildert, diesen langen, harten Kampf mit der Frage: „was nun?" „Sieben Jahre lagen hinter mir, sieben schwere Jahre, sie lagen

mir schwer wie Zentnersteine auf dem Herzen ... Was sie mir etwa genützt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Haß, Fluch und Grauen; ich mochte nicht daran rühren; es war, als sollte ich Gräber aufreißen und mit Totenknochen Spaß treiben ... Was war ich? Was wußte ich? Was konnte ich? Nichts. Was hatte ich mit der Welt zu thun? Nichts, gar nichts. Die Welt war ihren alten schiefen Gang ruhig weiter gegangen, ohne daß ich ihr gefehlt hatte; um ihretwillen konnte ich noch immer fort sitzen — und meinetwegen auch ... Auf den Festungen hatten sie mich geknechtet; aber sie hatten mir ein Kleid gegeben, das feuerfarbene Kleid des grimmigen Hasses; nun hatten sie mir das ausgezogen, und ich stand nun da — frei! — aber auch splitterfadennackt, und so sollte ich hinein in die Welt."

Doch zu alledem kam noch ein schweres, verhängnisvolles Unglück hinzu, das er dort nicht, und das er begreiflicherweise nirgends erwähnt: die traurige Krankheit, die ihm die sieben Festungsjahre mit auf den Weg gaben, um ihm Freiheit und Leben zu vergiften. Ueber diese Krankheit sind so verworrene und oft so niedrige Anschauungen verbreitet, daß es mir, der ich Fritz Reuters Leben erzähle, als eine unausweichbare und heilige Pflicht erscheint, auch von ihr mit vollkommener Offenheit zu reden. Die edle, makellose Führung seines Lebens, seine dem schweren Schicksal abgerungenen weltfrohen Werke, seine eigene herzgewinnende Gestalt scheinen gleichsam zu fordern: laß nicht aus falscher Scheu den Schatten einer falschen Meinung auf uns ruhen; zeig' ihnen den ganzen Mann, wie er war, was er litt! — Man hielt und hält Fritz Reuter hier und da — wie drück' ich es am treffendsten aus — für einen Trinker gleichsam von Profession; man hielt und hält ihm gleichsam aus Gnade,

um seiner Dichtungen willen, diesen Makel zu gute. Es liegt in dem sittlichen Drang, aber auch in der Erbärmlichkeit der menschlichen Natur, daß wir so oft, wo tiefstes Mitleid mit einem wehvollen Uebel uns ergreifen sollte, mit leichtfertiger, unwissender oder hämischer Verurteilung das zur Schuld des einzelnen Menschen machen, was eine schmerzliche Folge der gebrechlichen Welteinrichtung ist. Fritz Reuter, ein Mensch von urkräftiger, auf kraftvolle Nahrung angewiesener und an sie gewöhnter Konstitution, nun im Kerker jahrelang schmaler Kost, harten Entbehrungen preisgegeben, dazu durch die Trübsal geschwächt, suchte endlich sein Elend durch aufheiternde Getränke zu betäuben, — und traf damit die wunde Stelle, die jene schwächenden Leiden in seinen Organen vorbereitet hatten. Eine „Neurose“, eine krankhafte Verstimmung der Nerven des Magens und der Speiseröhre bildete sich aus; ein Uebel, das, rein physischer Natur wie es ist, wohl zu Zeiten durch erhöhten Gemütszustand günstig beeinflußt, aber durch keine moralische Macht, keinen Vorsatz des „Willens“ aus den Organen wieder hinausgeschafft werden kann. Was ist die Folge dieser örtlichen Neurose? Daß sie dauernd oder — wie bei Fritz Reuter — periodisch eine wohl von der Naturheilkraft geforderte, daher unüberwindliche Begierde nach jenem spirituosen Reiz erzeugt; eine Begierde, die nicht eher gestillt wird, als bis mit Erbrechen und Ekel die qualvolle, aber rettende Krisis erfolgt.

Mit dieser traurigen, bemitleidenswerten, für jeden Zuschauer freilich abstoßenden Krankheit — die die Wissenschaft bis jetzt mit schlechtem Erfolg bekämpft — kehrte der Unglückliche in die Welt zurück. Wer von diesen unwissenden Menschen sollte ihn gerecht beurteilen und mit Weisheit behandeln? Die Perioden, in denen die wilden Anfälle wieder-

kehrten, waren ungleich, ihre Dauer desgleichen; nur ein Grund mehr, ihre Natur zu verkennen. Es vergingen Wochen, dann Monate, später (es scheint, weil die Natur bei gesundem und zufriedenem Leben sich gekräftigt hatte) fünf, sechs, einmal neun volle Monate, eh das krankhafte Bedürfnis wiederkehrte; zuweilen war der ganze Anfall in ein paar Tagen überstanden, zuweilen kam die Krisis erst nach langem Ringen herbei. In solchen Fällen (wie sein vertrautester Freund aus jener Zeit, Fritz Peters, mir mitgeteilt hat) begann Reuter damit, oft unter künstlichen Veranstaltungen, bis zur Erschöpfung zu trinken; mitunter erst am vierten, am fünften Tage kam der Unglückliche so weit, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte; aber auch da noch weigerte sich die Natur, befreiend zu reagieren, er mußte trinken — bis endlich unter unaussprechlichen Qualen das Erbrechen erfolgte. Doch dieses Erbrechen hielt oft tagelang an; furchtbare Todesangst marterte den Gequälten, er war jedesmal des sicheren Glaubens, zu sterben, und wer ihn sah, glaubte, er habe recht. Kam er dann zu sich, so war sein Gemüt verwüstet, sein Magen krank; er nahm nichts an als Sodawasser, gekochtes Backobst, etwas schleimige Nahrung, später Bouillon. Plötzlich entwickelte sich dann aber die ganze Heilkraft seiner riesigen Natur. Mit ungeheurer Eßlust stellte er sich wieder her. Sein Geist lebte wunderbar auf; seine höchsten Gaben entfalteten sich, sein Leben schien von neuem zu beginnen. Auch focht ihn, während jenes Leiden ruhte, kein andres Uebel oder Gebrechen an. Er schien, sagt sein Freund, durch solche „Anfälle" den Körper zu reinigen und gegen andere Krankheiten unempfänglich zu machen.

Doch wie verderblich, wie zerstörend diese Krankheit damals auf seinem Leben lag, wie sie ihn mit Beruf, Vater-

haus, Liebe, vielleicht auch mit sich selber in tiefsten Widerspruch setzte, das sagt die Geschichte seiner nächsten zehn Jahre, in denen er sich ein Dasein suchte, ohne es zu finden. Der Vater, gegen diese „Trunksucht", wie ihm die Krankheit seines Sohnes erschien, mit strenger Härte empört, verwehrt ihm aufs neue, sich als Maler auszubilden, macht noch einen Versuch, ihn auf die juristische Laufbahn zurückzuzwingen, und läßt ihn im Herbst 1840 zuerst nach Tübingen, wo er nicht aufgenommen wird, dann nach Heidelberg gehen; doch da er hier, von diesem Studium abgestoßen, sich nur tiefer in jenes Uebel hineinstürzt, ruft der Vater ihn im nächsten Frühjahr zurück, und Fritz Reuters „Stromtid" beginnt. In Demzin bei Malchin erlernt er die Landwirtschaft; es hilft ihm sein Mecklenburger Blut, auch sein früheres Studium der Chemie und wirtschaftlich reformatorischer Werke, er entwickelt sich schnell (nach dem Zeugnis bedeutender Berufsgenossen) und steht bald unter ergrauten, erfahrenen Landwirten als ein Ebenbürtiger da. Aber die „Trunksucht"! . . . Er lernt in Demzin Luise Kuntze kennen, die (selbst eine Predigerstochter) bei einem Prediger in der Nachbarschaft als Erzieherin lebt; ihre Gestalt, ihre Anmut und Denkart, ihre schöne Stimme bezaubern und fesseln ihn, daß er sie nicht wieder zu vergessen vermag; er beginnt um sie zu werben, — und jenes sein Unglück tritt auch zwischen diese edle, reine, unerfahrene Seele und ihn. Wer konnte ihr damals auch sagen, daß ein so fürchterliches Uebel seinen erstaunlich kräftigen Organismus nicht zerstören, seinen Geist, seine Gaben nicht zu Grunde richten, daß er noch mehr als dreißig Jahre lang damit hausen und ein so geordnetes, klares, reines Leben wie wenige führen werde? — Er wirbt um sie, und noch ohne Erfolg. Er hat inzwischen (1844) als Landwirt ausgelernt, und ihn drückt

nun die Frage: wird mir dieser Beruf, nun da ich mein Brot von ihm essen soll, auch Befriedigung geben? Und was wird aus mir, mittellos wie ich bin?

Hier half ihm zunächst die Freundschaft, — die hingebendste und aufopferndste, die er, wie es scheint, in seinem Leben gefunden: die Freundschaft des Schwagers seines Lehrherrn, des Gutsbesitzers Fritz Peters, den er im Jahre 1841 kennen gelernt hatte. Im Herbst 1844 wird ihm dessen aufblühendes Haus ein liebevolles Asyl; zu Thalberg bei Treptow an der Tollense, auf pommerschem Boden, doch nahe an der Grenze und nur ein paar Meilen von Stavenhagen entfernt. Nicht lange danach — 1845 — stirbt sein Vater; der Tod löst vollends das innerlich schon zerrissene Band: denn der alte Mann hatte ihn aufgegeben, ahnungslos, welche Zukunft in diesem unglücklichen Sohn noch verborgen lag. Sein Erbteil — fünftausend Thaler — soll ihm nur zufallen, wenn er sich vier Jahre nacheinander von dem Laster der Trunksucht freigehalten habe; bis dahin soll er nur die Zinsen erhalten. Wer leiht ihm Geld, um eine eigene Landwirtschaft zu unternehmen? Die vielen guten Freunde „zogen mit der Schulter“, der eine gute Freund „konnte ihm nicht helfen, er hatte selbst kaum genug“. Wer hilft ihm? „Ut em ward nicks“, ist ja das allgemeine Wort. „Ut em ward nicks“; denn er trinkt.

So kehrt der, wie es scheint, zukunftslose Mensch denn immer wieder in jenes Asyl zurück; und dort — wo er bis zur Revolution von 1848 sein Daheim hatte — schafft er sich, unter stillen, zaghaften schriftstellerischen Versuchen, ein Leben, so gut er es vermag. „Er war,“ sagt Fritz Peters in dankbarster Erinnerung, „für die Freundschaft geschaffen.“ Er wirkt, an sich selber bildend, auch bildend und fördernd auf alles in seiner Umgebung ein; er läutert den Geschmack

seiner Hausgenossen, liest ihnen vor, wirbt sie für seine Lieblinge, Walter Scott, Boz und Shakespeare, erteilt seinem Freund Unterricht in der Chemie, im Schachspiel (das er sehr liebte), pflegt die edle Gärtnerei, die Blumenzucht, beschäftigt sich als liebevoller Seelenpfleger mit den Kindern des Hauses, die dem „Onkel Eute“ ihre Herzen öffnen, spielt mit ihnen wie ein Kind, und erquickt in guten Stunden sie alle durch seinen unerschöpflichen, phantasievollen, goldenen Humor. Wie manches Zeugnis dafür liegt noch in seinen Briefen aus dieser Zeit! Wenn der Hausherr und die Hausfrau verreisten, trat Fritz Reuter als Patriarch an ihre Stelle; er sah dann alles mit dem „Auge des Herrn“, sorgte für groß und klein, für Mensch und Hund, und sendete den Verreisten seine langen, ausführlichen, zuweilen gereimten, oft humoristisch übermalten Berichte nach. Seine erfinderische Phantasie spielte dann mit; es war ihm gleichsam ein schriftstellerisches Bedürfnis, Dichtung und Wahrheit übermütig zu mischen. „Für die Sicherheit Deines Hauses,“ schreibt er einmal (in etwas späterer Zeit, Oktober 1849), „ist von mir mit gewohnter Umsicht Sorge getragen. Höpper ist wieder instruiert zu bellen, um die Spitzbuben graulich zu machen, Schröder geht als mitternächtliche Streifpatrouille um und bellt auch, was sich schrecklich genug anhört; ich schlafe in der Vorstube; in meinem Bett liegen zwei ungeladene Pistolen, das Bett selbst steht vor Deinem Geldschrank und ich liege auf Deinen Schätzen, wie der Fafnirsdrache. Adon [der Hund] ist mein treuer Helfershelfer bei meinen Bemühungen, er dient mir zu den mannigfachsten Verrichtungen zur Erreichung meines Zwecks; bald lasse ich ihn des Nachts mit einer Schweinsblase im Hause umhertoben, um alle munter zu erhalten, bald geht er in angepichten Nußschalen spazieren; diese letzte Nacht hat er vor dem Fenster der Vor-

stube gesessen, wo ich ihn mit dem Schwanze zwischen die Fensterflügel geklemmt hatte, um ihn etwas ausfrieren zu lassen, weil ich gefunden, daß er dann lauter schreit ... So kannst Du also ruhig schlafen, dieweil wir wach sind." Dann im nächsten Brief: „... Im übrigen leben wir hier sehr gut und zwar durch meine Fürsorge und auf Deine Kosten. Es hätte freilich sehr schlecht ausfallen können, denn kaum wart Ihr fort, als Großmama [Fritz Peters Schwiegermutter] einen conventus omnium ac singulorum berief und den Vorschlag machte, von nun an recht schlecht und sparsam zu leben und zum Zeugnis dessen das magerste Schaf in der ganzen Herde zu schlachten. Dem widersetzte ich mich unter Anführung keines anderen Grundes, als dessen: Ihr könntet uns dies verdenken oder uns gar für dumm halten. Ich wußte meine Ansicht so bündig vorzutragen, daß ich in einer feierlichen Abstimmung Sieger blieb. Die Elert stellte zu dem ersten Satz: „soll gut (oder schlecht) gelebt werden?" das Amendement, zu setzen: „soll lustig gelebt werden?" was aber allgemeine Mißbilligung fand; weil ich in einer anderthalbstündigen Rede nachwies, daß wir unmöglich bei Eurer Abwesenheit lustig sein könnten, daß wir pflichtmäßig traurig sein müßten, aber zur Stärkung der Kreatur gut leben müßten. Mein Antrag ging durch und nun leben wir gut und sind traurig, mit Ausnahme der Kinder, die gut und lustig leben, weil die armen Würmer es nicht besser verstehen, es fehlt ihnen noch die Kultur der Welt."

Auch mit Versen schmückte er bei jedem Anlaß dieses ländliche Leben; wie er als Malerdilettant das ganze Haus portraitierte, fehlte er auch als Hausdichter nie, nicht wenn er mit Adon zusammen (beide mit Blumen geziert) zum Geburtstag der Hausfrau gratulieren kam, nicht wenn

er als „Onkel Eute" den Kindern seinen Kopf leihen mußte. Unter diesen alten Papieren findet sich auch folgendes Gedichtchen, für eins der Kinder gemacht, das erste in plattdeutscher Sprache:

Wo b'os Papa is,
Wo hei b'os b'iwt,*)
Ick wull em gewen dies
Lütten Gedicht.
Hebben Sei nich seihn Mama
Unsen liepen Papa
Petersen, wo hei is b'ewen?
Alisa wull em dit gewen!
Unkel Eute hett't schrewen.

Inzwischen verlor Fritz Reuter das Mädchen, das er liebte, nie aus dem Sinn; nur aus den Augen, da sie aus seiner Gegend hinwegzog. Er erbat sich die Erlaubnis, ihr von Zeit zu Zeit zu schreiben, damit sie ihn näher kennen lerne; endlich gestattete sie ihm, sie zu besuchen; — das Jahr darauf, 1847, gab sie ihm ihr Ja. Doch daß sie es noch mit unsicherem Herzen gab, wird niemand verwundern. Welche Gegenwart konnte er sein nennen, welche Zukunft sich und ihr versprechen? — Sein unglückseliges Leiden zu heilen, unternahm er im nächsten Winter (1847 auf 48) eine Kur in der Wasserheilanstalt zu Stur am Plauer See; auch darin seinem „Bräsig" gleich, in dessen Leinwandkittel und gelben Stulpen er als „Strom" die Welt beschritten hatte. Die tiefen Leiden seines Gemüts brachen nicht seinen elementaren Humor; auch die Briefe aus der Wasserkur an seine Thalberger geben dafür Zeugnis, sie sind nicht minder ergötzlich als Bräsigs Schilderung in der „Stromtid", sie ge-

*) B'os — in der Kindersprache — für bloß = nur; b'iwt für bliwt = bleibt.

statten sich nur eine Unerschrockenheit der Phantasie und des Ausdrucks, die manches der Mitteilung entzieht. „. . . So viel von mir", schreibt er unter anderm, „der ich sehr wohl und gesund bin, alle Morgen schwitze, sitze und spritze, des Mittags nässe, esse und fresse und des Abends wasche, platsche und klatsche . . . Es herrscht hier ein heiterer und gemütlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man sich hier zu allerlei krankhaften Erscheinungen Glück wünscht, daß man folgende Fragen an einander richtet: Wie viel Geschwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausschlag an Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten? (d. h. zu baden, zu douchen, zu schwitzen, zu brausen, zu wickeln, zu sitzen) . . . Einige haben mir auch schon mit vieler Güte prophezeit, daß ich die besten Anlagen zu einem köstlichen Grind in mir trage, auch würde ich nach Möglichkeit stinken. Ich thue denn auch alles mögliche, um auf solche Stufe der allgemeinen Achtung zu gelangen . . . Ein Ozean umgibt mich hier, den Regen über mir und unter mir die Wellen; ein Strom hat sein Bette durch meine Eingeweide gewühlt . . . Ich bin eine ambulante Wasserkunst geworden und gehe damit um, mich auf Aktien an die Treptusen [die Treptower] zur Zierde für ihren Markt zu verkaufen. Mein ganzer Lebenslauf ist Wasser, ich werde damit begossen wie ein Pudel, werde darin ersäuft wie junge Katzen, sitze darin wie ein Frosch und saufe es wie ein Ochs."

Er kam nicht geheilt zurück; aber die Weltgeschicke sorgten zunächst dafür, ihn seinem persönlichen Unglück zu entreißen. Der März 1848 brach herein, eine Welle der Revolution schlug auch nach Mecklenburg hinüber. Sich aus verrotteten und empörenden Zuständen zu befreien, rührten sich Stadt und Land; — mit wie viel Ungeschick freilich,

Unreife und Unverstand, hat Reuter in der „Stromtid“ mit unwiderstehlichem Humor geschildert. Doch sein Herz, sein Kopf gaben sich mit ganzem Feuereifer dem Ernst der Bewegung hin. Welche Gefühle für ihn, der an dieselbe Sache seine blühendste Jugendzeit verloren hatte! — Er ging nach Stavenhagen zurück, seine Mitbürger wählten ihn (Ende März) als Deputierten zum Güstrower Städtetag: „dei kann reden,“ sagten sie, „un dei ward för uns reden.“ Im Mai willigte der „außerordentliche Landtag“ in die Zumutung der Landesfürsten, die bisherigen „grundgesetzlichen Landstandschaftsrechte zu der Folge aufzugeben, daß künftig nur gewählte Repräsentanten die Ständeversammlung bilden“; ein neues provisorisches Wahlgesetz ward im Juli erlassen, und die danach gewählte Versammlung der Abgeordneten beider Mecklenburg am 31. Oktober in Schwerin eröffnet. Auch Fritz Reuter war unter den Gewählten. Neben den Hoffnungen für Land und Volk mochte er auch Hoffnungen für sich selber hegen; sollte nicht irgend eine dauernde Stellung zu gewinnen sein? Die Braut hatte inzwischen, auf seinen Wunsch, sich nach Thalberg begeben; herzliche Freundschaft entspann sich auch zwischen ihr und den Thalbergern; seine Sehnsucht wuchs, ein eigenes Haus zu begründen. Indes noch sollte sein Kreislauf um den fernen Mittelpunkt des Glücks nicht enden. Die Entwickelung der politischen Begebenheiten belehrte ihn, daß für Mecklenburgs Freiheit nichts zu hoffen sei. Enttäuscht kehrt er zurück. Nicht um sich ein Dasein zu schaffen, nur dem Freund zuliebe wird er noch einmal — zum letztenmal — „Strom“: er tritt für den zum preußischen Heer einberufenen Thalberger Wirtschafter als Stellvertreter ein (nachdem die Braut Thalberg verlassen und in der Nachbarschaft wieder eine Stelle als Erzieherin angenommen hatte), und während

die siegreiche Reaktion die alten Mächte und Zustände in Mecklenburg wieder einsetzt, ißt er sein im Schweiß verdientes Brot auf pommerscher Erde und sieht sein vierzigstes Lebensjahr sich vollenden.

Noch ein unfruchtbares Amt hatte er in der Zeit der politischen Bewegung bekleidet: in jenem Stavenhäger Reformverein, den die „Stromtid" unsterblich gemacht hat (denn Rahnstädt ist Stavenhagen), hatte man ihn zum Präsidenten gewählt. Er ergriff — wie ich nach der Mitteilung eines Freundes berichte — die Leitung des Vereins mit Wärme, mit Eifer, nachdem sein Vorgänger, ein ehrbarer Meister Handwerker, um allzu großer Dummheit willen abgesetzt worden war; doch er gewahrte bald, daß diesen Männern von Stavenhagen nicht zu helfen sei. Endlich hält er ihnen eine Abschiedsrede, legt sein Amt nieder und erklärt seinen Austritt aus dem Verein. Hiermit nicht einverstanden umringt ihn die Versammlung, bittet ihn, zu bleiben, oder doch anzugeben, was ihn etwa verletzt habe; ihm solle Genugthuung werden. Fritz Reuter weicht aus; die Thür zu erreichen, ist alles, was er begehrt. Endlich hat er den Thürdrücker gefaßt; „ich will euch sagen," ruft er nun mit seiner vollen Stimme, „warum ich aus dem Verein trete!" Allgemeine Stille und Erwartung. „Ji sid mi all tau dumm, ji Schapsköpp!" — Und er ist aus der Thür.

Er kehrte denn auch einstweilen nicht nach Stavenhagen zurück; nicht dort, sondern jenseits der Grenze, in Treptow an der Tollense ließ er sich nieder, nachdem er endlich — 1850 — das Landleben aufgegeben hatte, um es mit dem trockenen Brot des Schulmeisters zu versuchen. Die Liebe trieb ihn zu diesem verzweifelten Versuch: denn für zwei gute Groschen die Stunde Unterricht zu geben, war für seine Bildung, seine Jahre, seine Geistesgaben wohl ein ver-

zweifeltes Beginnen. Als Privatlehrer „that er sich auf“; er erteilte Turn- und Zeichnenunterricht, er übernahm auch sonst, in allen Fächern (selbst die Schwimmkunst nicht ausgeschlossen), was man von ihm begehrte. In seinem Nachlaß findet sich noch ein Blatt, mit mathematischen Aufgaben und Berechnungen aus einer dieser Unterrichtsstunden bedeckt; — auf der Rückseite hat derselbe Mann, zehn, zwölf Jahre später, die mit Riesenschnelle wachsenden Einnahmen aus den sich jagenden Auflagen seiner Dichtungen berechnet. Welcher Gegensatz zwischen dieser und jener Mathematik! Hätte ihm ein guter Geist, ein ahnender Gedanke damals sagen können, was für einen Zahlensegen diese selbe gequälte, abgemüdete, zahlenkritzelnde Hand noch auf ebendasselbe graue Blatt hinschreiben würde!

Indessen er plagt sich, er erwirbt Groschen um Groschen, — und hofft. „Die Hoffnung,“ sagt er einmal, „ist so dreist wie die Biene, sie drängt sich an jede Blume und trägt aus jeder ihren Honig davon.“ Nur jener eine böse Geist steht ihm noch immer im Wege: seine Krankheit. Jahrelang hatte die Geliebte Neigung, Hoffnungen, Pläne mit ihm geteilt, jahrelang hatte sie immer wieder geschwankt. Ein stilles Grauen, scheint es, lähmte ihr stets von neuem den Mut. Endlich entschloß sich der Thalberger Freund zu einem seltsamen, zu bewundernden Schritt. Er führte sie eines Tages nach Treptow (Thalberg liegt vor der Stadt), in Fritz Reuters Zimmer, als er in den peinlichen Zuständen dieser Krankheit danieder lag. Fürchterlich war ihr der Anblick; sie litt lange und viel. Aber ein höheres, ein weiblich edles, wahrhaft schönes Gefühl wuchs darüber empor: sie hoffte, wie es scheint, daß sie es über ihn vermögen werde, das Uebel zu besiegen, wenn sie sein Weib sei. Und sie ward sein Weib. Im Frühjahr 1851 gründeten sie in Treptow ihren gemeinsamen Herd.

Sie hat es nicht erreicht, einen Feind zu besiegen, den keine menschliche Macht bezwingen konnte; aber sie rettete ein Leben, das von noch unerkanntem, unvergänglichem Wert, und ohne sie, wie es scheint, verloren war. Was ich hier erzählt habe, weiß ich nicht durch sie; auch nicht durch sie, wohl aber durch andere wahrhafte Zeugen, mit welcher unüberwindlichen Liebe, Sorge, Geduld und Selbstverleugnung sie ihn nun dreiundzwanzig Jahre lang in jedem Anfall seiner Leiden pflegte und bewachte. Warum sollte ich nicht davon reden? Ist es doch ein herrliches Zeugnis für den vielgeprüften Mann, daß er ein solches Weib, und in ihr solche Liebe fand. Doch für das Opfer ward ihr auch der Lohn. Er, dem das Wesen der Liebe tiefste Innigkeit war, dessen kindlich reines Gemüt die Liebe als „tiefes Mitleid mit sich selbst, als heimliches Sehnen nach einem besseren Herzen" faßte, „das wie ein Mondscheinstrahl, aus Ahnung und Dämmerlicht gewebt, in uns fällt" — er zeigte ihr auch in diesem herzbrechenden Leiden die Idealität seiner Seele. Gegen die Freunde, auch die nächsten, schwieg er von seinem Uebel und verlangte Schweigen; ihr schloß er sich in rührenden Klagen über das grausame Unglück seines Lebens, doch auch in heiligen Entschlüssen, feierlichen Gelöbnissen, verdoppelter Liebe auf. Es erschien ihr dann jede solche Pein wie ein Bad der Reinigung, eine innere Wiedergeburt; sie sah neues Leben, neues Glück beginnen, und neue Hoffnung — freilich unerfüllbare — trug sie empor. Höher noch trug sie dann der Anblick seines dichterischen Schaffens, als er endlich sich selbst gefunden hatte: denn alles Beste, was er je geschrieben, entstand nach solch einer Leidenszeit. Schon während dieser Zeiten, in schlaflosen Nächten, schuf sein Geist. Es blieb oft unzerstörbare Klarheit in ihm; nicht nur, daß er im Bette las und las, und im Gedächtnis behielt, auch glückliche Gedanken,

fruchtbare Phantasien suchten ihn auf. Er sah zuweilen die Gestalten seiner Dichtungen so lebendig vor sich, daß er rief: „Sieh, sieh, sieh! Du mußt sie sehen! Mit Händen könnt' ich sie greifen!" — Doch es kamen freilich auch finstere Gestalten zu ihm. Als er noch der arme, unbekannte, ja sich selber noch unbekannte Mann war, in den ersten Jahren seiner Ehe, dichtete er in solch einer Schmerzensnacht folgendes Gedicht:

Ich habe nicht Fürsten und Kön'gen gedient,
Ich war mein eigener König;
Und hab' ich auch vieles auf Erden geschafft,
Fürs Ende schafft' ich zu wenig.

Nun klopft an die Thür eine bleiche Gestalt;
„Herein du alter Geselle!
Ich hab' dich schon einmal im Kerker gekannt,
Komm, Hunger, komm, setz dich zur Stelle!

Beiß ein! Beiß ein mit dem wilden Zahn
Und hilf mir die Mahlzeit verzehren;
Du hast es vordem ja schon öfters gethan,
Komm, bring mir mein Schwarzbrot zu Ehren."

Und er setzte sich 'ran an den nackten Tisch
Und da draußen da klopft's wie Gespenster:
„Herein, herein du, Winter frisch,
Herein du Sturm an dem Fenster!

Ich habe euch beide auf öder Heid'
Am Meeresstrande getroffen,
Ihr findet lust'ge Gesellschaft heut,
Die Thüren stehen euch offen."

Sie treten ein, sie setzen sich,
Die beiden herben Burschen.
Der Wintersturm, der schüttelt mich,
Vor Frost die Zähne gnurschen.

Da tritt mit lahmem, leisem Fuß
Ein Weib, das ich nicht kannte,
Zur Thür hinein. „Einen schönen Gruß!
Ich bin der dreien Tante.

Ich bin die Seuche, bin die Pest,
Ich bin die alte Krankheit;
Was ich gepackt, das halt ich fest*)
— — —

Und nestelt sich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen:
„Ja, wehr sich, wer sich wehren kann,
Ich muß ihm doch gefallen.

Komm her, mein Schatz, komm her, mein Kind,
Was willst du mit mir hadern?"
Es glüht wie gift'ger Höllenwind
Mir durch Gehirn und Adern.

Der Hunger, Wintersturm und Frost,
Die halten mich zurücke;
„Gesellen helft! Gesellen reißt
Sie 'runter vom Genicke!"

Und wildes Lachen um und um!
Und wilde, wilde Schmerzen!
Selbst Hunger, Sturm und Frost wird stumm,
Sie saugt an meinem Herzen. —

— Da wird es hell in dem Gemach,
Da zittern leise Schimmer,
Da wird zum hellen Gottestag
Das enge dunkle Zimmer! —

Er hat es selber aufgeschrieben, dieses erschütternde Gedicht von der „alten Krankheit", die ihn nicht mehr läßt; —

*) Eine Zeile fehlt.

sonst rief er oft seine Luise, daß sie sogleich zu Papier brächte, was die Muse seiner Leidensnächte ihm eingab. In einer Nacht kam ihm der Gedanke, seine Grabschrift zu machen; er ließ sie sie niederschreiben:

> Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
> Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
> Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
> Bei **dir**, Herr, ist Klarheit und licht ist dein Haus!

Mach auch mir meine Grabschrift, bat sie ihn. „Nein," antwortete er, „das erregt mich zu sehr." — Da will ich sie Dir geben: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. — „O nein, nein!" rief er aus, „die nicht! Das thut mir weh. Deine Grabschrift soll sein:

> Sie hat im Leben Liebe gesäet,
> Sie soll im Tode Liebe ernten."

Fritz Reuters „Lehrjahre" sind zu Ende; seine dichterische Laufbahn beginnt.

Es ist ein seltsamer Irrtum, den man lange genährt hat und wohl auch heute noch nährt: daß dieser plattdeutsche Dichter, von einem glücklichen Instinkt geführt, plötzlich, gleichsam mit Naturburschenhumor, sich aufs Schnurrenerzählen und Versemachen geworfen habe und nach dem ersten Erfolg durch eben denselben Instinkt, als naiver Naturdichter, sozusagen ohne sein eigenes Dazuthun, dieser humorreiche Erzähler geworden sei, der er ist. Wie anders, als diese Legende, lautet die Geschichte! Als Fritz Reuter bei seiner Liebeswerbung zu seiner Luise sagte: „ich kann ja auch mal ein Buch schreiben," klang ihr dies „etwas ungeheuerlich", wie sie selber erzählt; aber schon damals wirkte in aller Stille



der Dichterehrgeiz, der Dichtergedanke in ihm. Nur lag ihm der plattdeutsche Vortrag im Anfang noch so fern, wie irgend einem seiner dichtenden Zeitgenossen. Die Wiederbelebung dieser litterarisch toten Mundart war noch nicht geschehen. Seine Bildung, seine Vorbilder wiesen ihn auf die hochdeutsche Sprache hin, in der er seine Freuden und Leiden bisher besungen hatte, in der er nun die gewonnene Braut besang:

Gib mir wieder
Frühlingslieder,
Gib mir wieder
Grüne Au;
Gib mir wieder
Westwinds Kosen,
Gib mir wieder
Frühlingsrosen,
Gib mir wieder
Himmelsblau.

Alles ist in dir enthalten,
Reif zum glühendsten Genuß,
Alles wird sich mir entfalten
In dem heißen Liebeskuß.
Gib ihn mir, du Holde, Süße,
Gib ihn glühend, heiß und frei,
Daß ich endlich es auch wisse,
Wie der Götter Wonne sei.

Ein Dichter zu werden — nachdem sich die andre Muse, die der Malerei, ihm versagt hatte! Denn obwohl er noch mit ihr verkehrte, in dieser und jener Gestalt, obwohl er in Bildnissen die Aehnlichkeit, wie man mir bezeugt, gut zu treffen wußte, und nie aufgehört hat, sich mit Bleistiftphantasien und Köpfezeichnen zu unterhalten (wobei ihm in späterer Zeit die besten poetischen Gedanken kamen), so blieb er doch immer nur ein begabter Dilettant. Sollte ihm nicht ein

größeres Dichtwerk gelingen, ihn innerlich und äußerlich frei machen? — Er träumte in diesen Jahren des Suchens unter anderem von einem frei erfundenen epischen Gedicht, das, auf mecklenburgischem Boden, den „Kampf des Heidentums gegen das Christentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtschaft" darstellen sollte; „wie uns ein solcher Kampf in unserer Geschichte bei den Wenden und Sachsen entgegentritt, wo die Aufdringung des Christentums leider nur sehr eigennützigen Gründen entsprang". Im Mittelpunkt der Handlung sollte der sogenannte „Heidenkirchhof" bei Jabel (nahe am Müritzsee) stehen; und in der Einleitung suchte er zunächst diese düstere Stätte, das Grab der für ihr Vaterland Gefallenen, zu schildern, dem, wie die Sage geht, noch bei Nacht zuweilen die Geister jener Heidenscharen entsteigen. Scheu flüstern es die Alten ihren Söhnen zu,

Wie sich dann Sturm erhebt und wie die Fichten
Rings um die kahlen Hügel sich erheben,
Wie sich die Wurzeln in die Höhe richten,
Und wie die Wipfel an der Erde beben,
Wie sich dem Sturmgeheule Schlachtruf mengt,
Wie sich Erscheinung an Erscheinung drängt,
Wie's ängstlich hierhin, dorthin irrt,
Und sich zum grausen Knäu'l verwirrt;
Bis alles endlich jach verschwindet,
Wenn sich dem nahen See ein Ton entwindet,
Tief unten aus dem kühlen Grunde,
Aus dem kristallenen Verließ,
So trostlos trüb und doch so süß,
Wie Lebewohl aus Liebchens Munde.

Indes nur ein Bruchstück dieser Einleitung entstand; im Grau in Grau der Betrachtung gemalt, an Reuters früheren Lieblingsdichter Byron erinnernd, deskriptiv, ohne Plastik

der Form. Er sandte dieses Bruchstück seiner Freundin zu; es blieb Anfang und Ende. Ein anderer, harmloserer Plan, in dem zuerst sein Humor zu dichten wagte, trat ihm näher ans Herz: schon im Jahre 1845 begann er die Reise nach Belgien zu schreiben. Doch nicht in ihrer jetzigen, sondern in hochdeutscher Gestalt; wie er denn gleichfalls hochdeutsch das Buch zu schreiben begann, das er viele Jahre später unter dem Namen „Ut mine Stromtid“ neu bearbeiten sollte. Das Manuskript existiert noch und zeigt neben schwachen und unreifen Teilen auch bedeutende Anläufe; freilich fehlt Bräsig noch ganz, und auch bei Fritz Tiddelfitz und Pomuchelskopp, die neben dem eigentlichen Helden Habermann schon ihre Rolle spielen, fehlt jene wunderbare Kraft der Pinselführung, die uns in der „Stromtid“ bezaubert. Immer aber bricht doch das Talent des Erzählers, die Fülle der Anschauung hervor; als Vertreter des „Missingsch“ wirkt der „Dorfschulmeister“ mit reizvollem Humor und behaglichster Breite, und die einfache Handlung entwickelt sich zuletzt (ehe sie fragmentarisch abbricht) mit unerwarteter Kraft. Man sieht, der Dichter der „Läuschen un Rimels“ von 1853 war lange Jahre vorher von größeren, kunstvolleren Entwürfen erfüllt. Warum fehlte ihm der Mut, sie ans Licht zu schaffen? — Es fehlte offenbar der Vater des Muts, das Selbstvertrauen; wohl auch die Mutter, die Ermutigung.

Nur eine seiner Arbeiten aus dieser Zeit kam ans Licht der Welt; die humoristische, zum Teil wahrhaft geistreiche Satire „Ein gräflicher Geburtstag“, die er 1845 oder 1846 schrieb. Er hatte die seltsame Geburtstagsfeier der Gräfin Hahn, die er darin schildert, 1842 als „Strom“, von Demzin aus, miterlebt; seine Satire ward in den Jahrgängen 1846 und 1847 des von W. Raabe herausgegebenen „Meck-

burgischen Volksbuchs“ *), noch unter der Herrschaft der Zensur, gedruckt. Dieses Volks- und Jahrbuch, von den Führern der mecklenburgischen Liberalen geleitet und geschrieben, von entschiedenen satirischen Talenten unterstützt, war das litterarische Sprachrohr der Gebildeten, die nach Verbesserung der heimatlichen Zustände seufzten und drängten. Mit Reuter erstand ihnen nun ihre beste humoristische Kraft; doch sein Name blieb noch unbekannt, der Aufsatz erschien anonym. Ob aus Bescheidenheit oder aus einer anderen Rücksicht, wüßte ich nicht zu sagen. Wer ohne das Vorurteil, das uns der Zauber seiner reifsten plattdeutschen Werke ins Ohr geschmeichelt hat, an diese hochdeutsche Satire herantritt (und zugleich den Einfluß der Zensurrücksichten auf den Vortrag bedenkt), der wird sich auch hier an dem großen Talent erbauen, das, an guten Mustern genährt und doch original, mit den Früchten seiner Bildung wie mit vergoldeten Weihnachtsäpfeln spielt; das behaglichen Humor, feine Ironie und wahrhaft vernichtende Verurteilung als bunte Früchte an demselben Weihnachtsbaum durcheinander blinken und schillern läßt, und zum Schluß diese ganze Pyramide von Spott und Hohn durch den Gegensatz, den rührenden Gesang des wandernden Webergesellen, sinnvoll beleuchtet.

Einige Jahre später, Ende 1849, als schon die Reaktion gegen die neue freiheitliche Entwickelung Mecklenburgs begonnen hatte, entstand noch eine zweite Satire ähnlicher Art: die Schilderung des feierlichen Einzugs derselben gräflich Hahnschen Familie in demselben Basedow (bei Malchin), wie er nach längerer Abwesenheit am 20. Oktober 1849 er-

*) Der Titel des Jahrgangs 1847 lautet: „Mecklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände.“ (Bei Hoffmann und Campe in Hamburg.)



folgte. Dieser kürzere Aufsatz, obwohl für den Druck geschrieben, ward nie gedruckt; es scheint, die schnell hereinbrechende Woge der Reaktion schwemmte ihm den Boden, auf dem er fußte, hinweg. Eine von freundlicher Hand mitgeteilte Abschrift liegt vor mir; doch der Gegenstand des Spottes ist zum Teil so lokaler Natur, der damalige Zustand der Dinge so rasch vorübergegangen, auch der Vortrag so ungleich, daß man dem gestorbenen Dichter unrecht thäte, die Satire in den Nachlaß aufzunehmen. Daß es an gelegentlichen guten Einfällen nicht fehlt, brauche ich nicht zu sagen; wie denn unter anderm, zur richtigen Würdigung des ehelichen Verhältnisses, das gräfliche Paar stets nur als „Frau und Herr Gräfin" eingeführt wird. Auch die Schilderung des Vorspiels der feierlichen „Audienz" ist vom echten Reuter: „. . . Nächst dem Vergnügen, Gimpel zu fangen und junge Hunde abzurichten, kenne ich kein größeres, als ehrsame Spießbürger [hier Bürger aus Malchin] antichambrieren zu sehen. Es ist 'ne wahre Wonne, sie anzuschauen, wie sie auf dem gebohnten Fußboden einherglitschen wie die Esel auf dem Glatteis, wie sie sich wie Orgelpfeifen in Reih' und Glied stellen und ihre Kopfbedeckungen in den Händen drehen, diese geziert mit Glacéhandschuhen, von denen jeder einzelne aus einem Paar gewöhnlicher für ihre Fäuste zusammengenäht ist; wie sie voll Verlegenheit nur flüstern und sich gegenseitig auf das, was anständig ist, aufmerksam machen, wie sie sich räuspern, und endlich doch alle aus Gewohnheit geradezu in die Stube spucken . . ." Doch das Beste, und gewissermaßen das Thema, für das die ganze voraufgehende Introduktion geschrieben ward, ist der gereimte Schluß; eine Art von Bänkelsängerballade, die damals auf einem Umwege, ohne Nennung des Verfassers (wie ich mich selber sehr wohl erinnere), zu hohem Ergötzen in der Rostocker

Zeitung abgedruckt ward. „Am Nachmittage," heißt es am Schluß, „fuhren die Herrschaften ins Dorf, um von den Unterthanen ferneren Tribut an Ehrenbezeugungen einzusammeln; es passierte ihnen aber hier etwas, das wert ist, in Versen, gut oder schlecht, aufbewahrt zu werden. Das Gefühl der Unterthanen regte sich, und:

Als die Fahrt beinah geendet
Und sich nach dem Schloß gewendet,
Ward ein schönes Stück vollführet
Und der Wagen arretieret;
Zu der Gräfin größtem Schreck
Traten zwei ihr in den Weg.

Denn zu dieses Tages Feier
Hatt' der junge Münchenmeier
Und der alte Kannengießer*)
(Sechzig Jahr schon alt ist dieser)
Sich ein Stücklein ausgedacht,
Das ihnen viel Ehre macht.

Beide traten an den Wagen,
Um die Gräfin zu befragen,
Ob sie's gnädigst wollt' vergönnen,
Daß sie selber sich anspönnen,
Wie die Pferde aufgeschirrt?
Beide reden sehr verwirrt.

Und die Gräfin lächelt zierlich,
Spricht zu ihnen ganz manierlich,
Daß es angenehm ihr wär',
Wenn der Wagen nicht zu schwer.
Und der Graf der sitzet da,
Sagt zu allen Dingen: „Ja!"

Als die Herren Inspektoren**)
Das vernommen mit den Ohren,

---

*) Die beiden echten Namen; Fritz Reuter hatte an ihre Stelle „Mützendreier" und „Pfannenschießer" gesetzt.

**) Die Verwalter der gräflichen „Begüterung".



Stellen sie sich Mann für Mann,
Und der Kutscher spannt sie an.
Daß für Unglück Hilfe sei,
Steht der Tierarzt auch dabei.

Und die Herren Inspektoren,
Als sie angeschirret woren,
Fangen Hurra! an zu rufen,
Wiehern, scharren mit den Hufen;
Und der Kutscher rufet: „Jüh!"
Und nun ziehe, Schimmel, zieh!

Da der Weg ganz frei von Sande,
Alle sie ganz gut im stande,
Und der Wagen nicht zum schwersten,
Und die Peitsch' vorm Allerwertsten,
Und der Kutscher ziemlich grob,
Geht es immerfort Galopp.

Hier ist viele Ehr' zu holen!
Alle springen wie die Fohlen,
Selbst der alte Kannengießer
(Sechzig Jahr schon alt ist dieser),
Und die Gräfin freut sich sehr,
Daß der Wagen nicht zu schwer.

Vor dem Schlosse angekommen,
Sind die Sielen abgenommen;
Doch dem jungen Münchenmeier
Ist bekommen schlecht die Feier,
War gebadet ganz in Schweiß,
Und voll Striemen war sein Steiß.

Alle sind sie außer Atem,
Sagen aber alle: „'t schad't ein
Rich, wenn wi ok all krepiren,
'T schüht de Gräwin man tau Jhren."
Und der Tierarzt nimmt den Topf,
Pulver gibt er gegen Kropf.

Will sich keiner lassen führen
Morgen vor der Gräfin Thüren

Und mit unterthän'ger Bitte
Flehn, daß sie zur Jagd ihn ritte,
Ihn, geschmückt mit der Schabrack',
Und die Gräfin huckepack? —

Von der treuen Wahrheit wird sich
Jeder können instruieren:
Achtzehnhundert neun und vierzig
Thät man dieses Stück aufführen
In dem Mecklenburger Land!
's ist für's ganze Land 'ne Schand'!

Nutzanwendung.

Ja, ihr seid mir wackre Deutsche!
Wie gemacht für Zaum und Peitsche,
Für Karbatsche und für Sättel,
Wie gemacht für solchen Bettel,
Wie gemacht für Spott und Hohn,
Wie gemacht für Hundelohn!"

Die Partei des „Hundelohns" siegte, die Satire ward stumm; Fritz Reuter verließ Mecklenburg, und in Treptow an der Tollense, im Idyll der jungen Ehe, begann seine plattdeutsche Zeit, begann die Zeit des Erfolges. Zu dem stillen Ehrgeiz, der nun schon so lange unbefriedigt träumte und schrieb, kam, wie in tausend gleichen Fällen, die alte „Mutter der Dinge", die Not. „Sind jemals Menschen genügsam gewesen," bezeugt zwar der Freund Fritz Peters, „so war es das junge Reutersche Ehepaar;" bei höchst kärglichen Einnahmen hielten sie sich doch von drückenden Schulden frei, beide zum Sparen und zur Ordnung geschaffen. Dennoch mußten sie wünschen, den so unmäßig sauer verdienten Erwerb zu erhöhen. Claus Groths „Quickborn" erschien 1852; der rasche Erfolg dieses plattdeutschen Lyrikers lehrte zu allgemeinem Erstaunen, daß in der bescheidenen Mundart nicht nur Vergangenheit, auch noch

urlebendige Gegenwart sei. Vielleicht Zukunft, — wenn der Rechte käme. Ob er dieser Rechte sei, fragte sich Fritz Reuter freilich damals noch nicht. Sein Glaube war gering. Er wußte nur, daß er zuweilen — schon seit manchem Jahr — sich in plattdeutschen Polterabendscherzen versucht hatte, die mehr als ihre Nebenbuhler gefielen; daß er ein begabter, gesuchter Erzähler plattdeutscher Schnurren war, die er mit schlagender Nachahmung, mit unwiderstehlichem Humor gleichsam dramatisch-lebendig zu machen wußte. Wie den Italiener die conversazione, den Perser und Araber der Vortrag seiner phantastischen Märchen beglückt, so ist es des Mecklenburgers tiefstes Urbehagen, drollige „Geschichten" erzählen zu hören. Sie seien so alt, wie sie wollen, jedermann kenne sie: der lebendige, künstlerisch humoristische Vortrag macht sie ihm neu. Darin ist er, wenn auch nur Hörer, der Embryo eines Künstlers; das beste Publikum für den besten Erzähler. Wie, wenn Fritz Reuter die alten Schnurren — selbsterlebte wie allbekannte —, mit denen er so manchen lustigen Abend geschmückt, nun auch für den Leser niederschrieb? in plattdeutsche Reime gebracht? — Er setzte sich hin und begann. Fast allabendlich, erzählt seine Frau*), nach Beendigung von sechs bis sieben Privatstunden, wurden von acht bis zehn Uhr „Läuschen" geschrieben. „Will doch sehen, Wising," sagte er, „wie sich die Dinger auf dem Papier ausnehmen, wie sie sich da anhören." War so ein „Ding" fertig, vorgelesen, gebilligt, so sprang er vergnügt herum, rieb sich die Hände: „Sonntag les' ich's in Thalberg vor; gefällt's da auch, schreib' ich ruhig weiter;

---

*) In einer Schilderung des Anfangs von Reuters Schriftstellerleben, die Friedrich Friedrich in der „Gartenlaube" mitgeteilt hat.

— hab' noch 'ne Menge solcher Dinger am Bändel." Er schrieb weiter; sie saß am Nebentisch bei ihrer Arbeit, „mäuschenstill", sah, wie die Feder flog, wie er ihr dann und wann zunickte, auch wohl murmelte: „Nein, so nicht — so ist's besser," und: „das wird dir gefallen" ... Welch reines, ungetrübtes Glück, setzt sie hinzu, umschloß diese stillen Abendarbeitsstunden! Ich glaube, man konnte nicht glücklicher sein, als wir zwei Menschen. — Endlich, eines Abends, sagt er: „So! Nach meiner Rechnung wären es jetzt etwa dreihundert Druckseiten; ich geb' die Dinger heraus. Ich wag's; in Mecklenburg und Pommern wird's gelesen, vielleicht auch gekauft."

Er wendet sich an einen Buchhändler in Anklam, an einen zweiten in Neubrandenburg; man antwortet ihm, man werde das Buch „vielleicht verlegen", wenn der Verfasser das Risiko trüge. In ihm ist der Glaube erwacht. „Ich geb's im Selbstverlag heraus," erklärt er der Frau mit plötzlich festem Entschluß. „Justizrat Schröder leiht mir zweihundert Thaler zum Druck, die Kosten werden gedeckt; heut mittag gleich fahr' ich nach Neubrandenburg zur Druckerei."

Er kommt zurück: „Erschrick nicht, Luising! Ich lass' gleich zwölfhundert Exemplare abziehen statt der gewollten sechshundert." — Aber, Fritz, du stürzest uns in Schulden! — „Nein, Kind, es ist vorteilhafter so; glaub', ich hab' mir's überlegt." — Die schriftlichen Anfragen an alle mecklenburgischen und einige pommersche Buchhandlungen ergehen; Bestellungen erfolgen, doch meist natürlich zur Ansicht; die Exemplare kommen von der Druckerei, die Packerei beginnt. Tagelang arbeitet die Hausfrau mit Latzschürze und Zuckerhammer, dem sich das steife Packpapier besser fügt als der bloßen Hand; der Mann sitzt daneben, schreibt die Begleitbriefe, siegelt und signiert. „Laß dich's nicht verdrießen,

Luising," ruft er ihr zuweilen zu, „wenn's auch Quesen [Schwielen] gibt! Kriegst 'n neu' Seidenkleid!" — Und Fritz Reuters „Läuschen un Rimels" gehen in die Welt.

So konnte er denn erfüllen, was er ein Jahr vorher, am Weihnachtsabend 1852, seinem Fritz Peters in folgenden Versen verheißen hatte:

Mein Freund, ich bin ein armer Schlucker,
Und meine Schätze liegen in dem Mond;
Auch hab' ich viele, schöne Güter
Im Lande, wo die Hoffnung thront.
Von dorten her bring' ich dir eine Gabe;
Ich hoffe, daß sie wichtig dir erscheint,
Denn sie ist heiter wie die Morgensonne
Und der dir's bringet, ist dein Freund.
Es ist ein köstliches Geschenk,
Ihr alle könnt euch meine Großmut merken:
Es ist die Dedikation
Zum ersten Band von „Reuters Werken".

Den Erfolg dieses ersten Bandes — der nun die versprochene Widmung an der Stirn trug — kennt jedermann; er war wie der des „Quickborn": schnell und unzweifelhaft. Die erste Auflage verschwand in sechs Wochen; täglich kamen Nachbestellungen; die beiden überraschten, glücklichen Menschen „lachten und weinten". Freilich blieb — das Sprichwort umkehrend — der Ruhm des Propheten noch im Vaterlande; nach Hochdeutschland kamen die gereimten „Geschichten" nicht hinaus. So sehr sich der Mecklenburger, der Pommer an ihnen ergötzte, diese „Kongregation kleiner Straßenjungen", wie der Dichter selbst sie in der Vorrede nennt, „die in ‚roher Gesundheit' lustig übereinander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Spaß erlauben", diese schein-



bar kunstlos improvisierten, oft derbkomischen Gestalten blieben vor dem Schlagbaum an der hochdeutschen Grenze stehen, den Klaus Groths „Quickborn" übersprang. Es war allerdings auch an ihrer Kleidung dies und das, was sie kulturwidrig zu machen schien. Nicht daß so mancher gewagte, regellose Reim mit unterlief, — was jeder volkstümlichen Dichtung gestattet bleiben muß, wie denn auch Klaus Groth es weder verschmäht noch vermieden hat; aber ein gleichsam unentschiedener Kampf zwischen dem Recht des Verses, des Rhythmus und dem Drang nach Naturabschreibung geht durch das ganze Buch. Ja er wiederholt sich in allen späteren Versdichtungen Reuters; zu gunsten des Rhythmus abgeschwächt in „Kein Hüsung", auch in „Hanne Nüte", doch nirgends zu vollem Friedensschluß gebracht; so daß der Versdichter Fritz Reuter gegen den Prosadichter gleichen Namens immer im Nachteil bleibt. Das Stilgefühl in ihm ist schwächer als das Naturgefühl. Dies gibt seinen Prosaerzählungen jene eigene Poesie der höchsten, natürlichsten, freiesten Behaglichkeit; dies gibt seinen gereimten Dichtungen die eigentümlich prosasüchtige Vortragsweise, die dann plötzlich in Stimmungsbildern, in lyrischen oder dramatischen Momenten ein melodievoller Aufschwung unterbricht.

Dem entspringt denn auch dieser andere Mangel, der ihm von Anfang an, auch in der Heimat, oft zum Vorwurf gemacht worden ist: daß seine Verse gleichsam die Narben aus jenem Kampfe tragen, daß bald dem naturwahren Ausdruck zuliebe der Rhythmus zerhackt, bald dem Vers zuliebe der Sprache Gewalt angethan wird; bald, und oft, geschieht beides zugleich. Es ist und bleibt unplattdeutsch, wenn der Dichter sagt: „so lang ick kann man denken", oder: „dat Ji för Brillen keine Näs'" (wo, wie nur zu häufig, uns das Zeitwort unterschlagen wird), oder: „dat ick up ehr

gaww ümmer Paß", oder: „un as nu in den Tog irst is 'e", — wobei jedes dieser Beispiele für Dutzende seinesgleichen steht. Auch in hochdeutscher Sprache würden wir darin Härten empfinden und Verfehlungen tadeln; der Dialekt macht sie nicht sündenfrei, denn auch er verlangt Kunst und er schreit nach Natur.

Doch, wenn jeder Mensch „die Fehler seiner Tugenden" hat, für wen gilt dies mehr als für Reuter! Hinter der Sorglosigkeit, die ihn so sündigen ließ, steht, wie der Körper hinter seinem Schatten, die wahrhaft elementar zu nennende Kraft, die nach Verlebendigung des rund und ganz Angeschauten ringt. Diese seine höchste Gabe, die ihn sofort über Hunderte sogenannter Dichter hinwegtrug, sie hat auch schon an den „Läuschen un Rimels" mitgedichtet, so harmlos und vor allem so ungleich sie sind. Ungleich im Wert des Stoffs, ungleich in der Form. Es sind Anekdoten darunter, die nach meinem Gefühl, schon ihrer epigrammatischen Natur nach, diese künstlerische Ausführung nicht vertragen; andere, die umgekehrt erst durch diese Ausführung geworden, geschaffen sind. Wie viel belauschtes Leben und psychologischer Humor steckt aber in den besten dieser Läuschen, in denen der Erzähler Raum und Anlaß fand, höchst ergötzliche Gestalten wirklich auszukneten und in dramatischer Bewegung vor uns hinzustellen. Mit immer neuem Behagen lese ich Geschichten wie „De Bullenwisch", „De Ihr un de Freud", „De Wedd", „Moy inricht", „De Gaus'handel", „Dat Küssen ut Leiw", „Dat Johrmark", „De goldene Hiring"; um nur die zu nennen, die mir als die lebendigsten Menschenbilder vor Augen stehen. Aber man lese sie nicht; man höre sie. Reuters plastische Kraft würdigt man erst ganz, wenn man ihn mit Kunst, mit dramatischer Wahrheit sich vortragen läßt; wenn sozusagen das in den Lettern ein-

gefrorene lebendige Wort zwischen zwei Lippen wieder auftaut. Denn er war ein Epiker nach ältester Art, nach dem Willen der Natur: er war ein Mann, der erzählte, dann formte, endlich niederschrieb.

Der rasche Erfolg dieser bescheidenen Versuche gab ihm den Mut, den Glauben, der ihm so lange versagt hatte. Vielleicht die schönste Zeit seines Lebens begann: hoffnungsfrohes Schaffen, junges Eheglück, blühendste Jahre, gebesserte Gesundheit, und mit alten und neuen Freunden behaglichster, heiterster Verkehr. „Wat nich surt, dat säut't ok nich“, sagt er einmal; die Zeit des „Süßens“ war für ihn gekommen. Er konnte seine Unterrichtsstunden kürzen, dann aufgeben; nachdem er auch aus ihnen nach seiner Art Honig gesogen, an Schülern und Schülerinnen sich Freunde fürs Leben gewonnen, seinen Mangel an streng methodischer Schulung durch den innerlich bildenden, seelenwerbenden Zauber seiner Person ersetzt hatte. Auch diese Zeit hätte uns ohne Zweifel goldne Früchte getragen, wenn Fritz Reuter sein im Entwurf begonnenes Werk „Ut mine Schaulmeistertid“ ausgeführt hätte, in dem seiner Lieblingsschülerin, der Tochter des Justizrats Schröder, die Hauptrolle bestimmt war; doch beim Entwurf ist es geblieben. Eben dieser Justizrat Schröder hatte am eifrigsten die Entstehung der „Läuschen un Rimels“ gefördert, die Herausgabe durch seinen Vorschuß möglich gemacht; mit ihm, dem geborenen Helfer aller Bedrängten, dem jovialen Gesellschafter (den das 29. Kapitel der „Stromtid“ humoristisch übermütig schildert), mit den treuen Thalbergern, dem trefflichen Superintendenten Schumacher und anderen Freunden genoß das Reutersche Paar die Freuden niederdeutscher, bequemster Geselligkeit. „Die heitersten Stunden unseres Lebens,“ schreibt Fritz Peters, „haben wir verlebt, wenn Reuter

uns von Treptow aus besuchte und uns seine Produktionen bei einem Glase Wein vorlas." Lustige Gedichte und Trinksprüche zeugen noch von diesen guten Zeiten: sei's, daß der dankbare Poet den großen „Borger", den Justizrat, feiert, oder daß er den ersten Blumenkohl, den er in seinem Gärtchen selbst gezogen, der Herrin von Thalberg darbringt, oder sie als „Du Rose vom Thal, Du Lilie vom Berg" besingt, um sich auf eine geräucherte Wurst zu Gaste zu bitten. Und mit welcher Liebe schildert er in der „Stromtid" (in dem eben erwähnten 29. Kapitel) die Freuden der Weihnachtszeit, die sie auch später noch, von Neubrandenburg aus, bei diesen Getreuesten auf dem Landsitz zu verbringen pflegten, — kinderlos wie ihre eigene, nur darin nicht gesegnete Ehe blieb. Selbst ein Schachklub entstand in dem kleinen Treptow, durch Reuters Vorliebe für dieses edle Spiel ins Leben gerufen. Indessen das Spiel, die Feste, die Ferien waren nicht mehr sein bestes Glück: die entfesselte Schaffenslust bewährte auch an ihm ihre Magie. Kaum erwacht, begann er schon im Bett zu dichten, seine Gedanken zu ordnen; „ich durfte ihn nicht stören, nicht sprechen", erzählt (in ihren für den Biographen verfaßten Aufzeichnungen) seine in der Erinnerung noch rührend beglückte Frau. „Mit der gestopften Pfeife setzte er sich dann zum Schreibtisch nieder; ich schob stillschweigend die große Tasse Kaffee auf ein Seitentischchen und verschwand. Um zehn Uhr wieder leise, stillschweigend, ein Butterbrot; — und wenn dann erschallte: ‚kannst hierbleiben, will dir's vorlesen,' war ich so glücklich. — ‚Na, was meinst du?' — Natürlich meinte ich das Allerbeste; doch wenn ich einmal dies und das nicht meinte, hieß es: ‚nein, nein, mußt nicht mäkeln'; und nach einer kleinen Weile, so recht gutmütig schmeichelnd: ‚will mir's überlegen, jetzt laß mich allein; will weiter schreiben' . . . Wie froh, wie inner-

lich befriedigt fühlte er sich beim Schaffen! Anfangs sagte er wohl oft: „Ja, wenn ich dies Buch vollendet habe, was dann?‘ — Später dagegen: ‚Der Stoff wächst mir über den Kopf; könnt' ich nur alles schreiben, was ich weiß‘“ —

So entstand zunächst „De Reis' nah Belligen“; nachdem er, als schwächeren Nachklang der „Läuschen un Rimels“, seine seit 1842 verfaßten Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart gesammelt und herausgegeben hatte, um sie für gleiche Anlässe nutzbar zu machen. Wie sie gelegentlich und ohne Zweifel oft rasch entstanden sind, oft auch wohl für mittelmäßige Darsteller zu berechnen waren, haben sie denn auch für Reuters Dichterwert wenig zu bedeuten, und sind — vollends da sie in seine gesammelten Werke nicht aufgenommen wurden*) — wenig bekannt. Wenn ich einiges wahrhaft Humoristische oder Gemütvolle ausnehme (Eine alte Kinderfrau, Der Bräutigam, Vorspiel, Ein Orgeldreher mit seiner Frau), so wüßte ich weder von der ersten Sammlung, noch von dem späteren Zuwachs mehr zu sagen, als daß ein Mensch von Talent flüchtige Einfälle aus dem Aermel geschüttelt hat, die er dann drucken ließ, nicht weil er eitel, sondern weil er bescheiden war.

Uebrigens sind keineswegs alle seine Polterabendscherze, auch nicht alle besten, veröffentlicht worden; so sind mir durch Freundeshand zwei ungedruckte (in Abschrift) zugekommen, die, für die Hochzeiten der Töchter seines alten Lehrers und Freundes, des Konrektors Gesellius in Parchim, geschrieben, sein Herz und seinen Witz in liebenswürdigster Kame-

---

*) Sie erschienen zuerst im Selbstverlag, dann (1863) in zweiter vermehrter Auflage bei A. Hildebrand, Schwerin, unter dem Titel: „Julklapp!“



radschaft zeigen. Zum Beispiel in dem ersten dieser Gedichte (von „Kutscher“ und „Dienstmädchen“ dramatisch dargestellt), wo er den alten Herrn, der ihn nicht ohne Nutzen in der Mathematik unterrichtet hatte, den Ehebund seiner Toni mit dem Bräutigam, einem jungen Gutsbesitzer C. Krull, in mathematischem Tiefsinn überdenken läßt:

. . . Der macht ein ganz dreikantiges Gesicht
Und sagt: Die Formel find' ich nicht.
Wer kann bei fehlenden Prämissen
In solchem Fall die Lösung wissen? . . .
Doch eins, ihr Kinder, ist mir klar:
Wird p gesucht schon manches Jahr,
Und sitzet x im vollen Brote,
So wird das Ganze keine Asymptote;
Denn 6 × 6 ist 36
Und meine Toni, die ist fleißig,
Und diese Zahl addiert zu Krull
Gibt alles andre, nur nicht Null.

Und wie liebenswürdig drollig ist das angebliche Gedicht der Braut, das durch den indiskreten Kutscher der versammelten Polterabendgesellschaft mitgeteilt wird:

Gefühle bei seinem Anblick in der Ferne.

Mein Schatz geht übern Acker
In seinem grauen Kittel*)
In gelben Stulpen hin.
Da geht der arme Stacker,
Er geht wohl auf den Acker,
Ach, wie ich selig bin!

Mein Schatz tritt seine Kluten,**)
Die Saaten zu empfangen;

---

*) Hier scheint eine Zeile ausgefallen zu sein.
**) Erdklöße, Schollen. „Klutenpedder“ (Klutentreter) ist ein Spitzname für den Landmann.

Und ist er ausgegangen,
So schau' ich nur nach ihm.
Es will mich fast gemuten,
Mein'n Schatz schiebt über Fluten
Ein leichter Seraphim.

Mein Schatz kehrt bald zurücke,
Wir spielen den „Kalifen"*),
Und hat er A gegriffen,
So greife ich gleich B.
Das g'hört zum Liebesglücke,
Mein Schatz kehrt bald zurücke
Zum Liebes-ABC.

„... Ich bitte mir aber auf das ernstlichste aus", schreibt Fritz Reuter in einem anderen Fall an eine liebenswürdige junge Verwandte, die seinem guten Herzen nochmals so ein Gelegenheitsdrama abgewonnen hatte, „daß meine Autorschaft verschwiegen bleibt; denn ich will dies als das letzte Mal angesehen wissen, daß ich mich zu solchen Dingen verstehe. Verstehen Sie mich, mein Fräulein?" — Er hatte wohl recht: der Mann, der mit vierundvierzig Jahren sein erstes größeres Werk, „De Reis' nah Belligen", der Oeffentlichkeit übergab, mußte wohl fortan sich selber leben, dem erkannten Beruf sich ganz hingeben dürfen. Und mit welchem schwierigsten aller Hindernisse kämpfte noch der vierundvierzigjährige Mann! Die sehr interessante Vorrede zu dieser „Reis' nah Belligen" zeigt es: die Meinung der Menschen — selbst naher Freunde — daß er doch eigentlich „kein Dichter" sei, stand ihm im Wege. Ja es gibt wohl auch jetzt noch Menschen genug, die „De Reis' nah Belligen", weil darin auch derbe Possen, handgreifliche

*) Der „Kalif von Bagdad", ein Klavierstück, das für dieses Liebespaar den Kuppler gespielt hatte.

Bauernspäße vorgetragen werden, nicht so recht für ein Dichtwerk halten. So sonderbar unsicher ist der deutsche Geschmack; an das Erhabene, Tragische haben ihn unsere großen Dichter gewöhnt, aber wie weit das Komische gehen darf, ohne die „Litteraturfähigkeit“ zu verlieren, darüber sind ihm die Regeln noch nicht verbrieft und verbucht, und so glaubt er gern einstweilen aus Vorsicht, daß schon das „Stark“ das „Zu stark“ sei. Ich für meine Person bekenne, daß nicht eine einzige dieser derben Szenen mich an dem Kunstwert des Ganzen irre macht; daß mir nicht eine zu derb ist. Alle aber fließen sie — die zarten wie die derben — aus Einer Quelle: aus der tiefen Erkenntnis der Bauernseele, die nach meiner Meinung nie so reich, heiter und wahr dargestellt worden ist. Mir steht „De Reis' nah Belligen“ höher als „Hanne Nüte“, und dem tragischen Gegenbild „Kein Hüsung“ nicht in der Tonart, aber an Reichtum gleich; — wie denn diese beiden Werke zusammen erst der ganze Mann sind. Was kann von vornherein humoristischer sein, als diese Bauernreise nach der „höheren Kultur“ so ganz ins Blaue hinein; und wie weiß sie der Erzähler in rastlosen Erfindungen bis zu der Höhe zu steigern, wo die beiden Jungen, Corl und Fritz, bei Nacht in die Berliner Stadtvogtei eingeliefert, dort ihre würdigen Väter wiederfinden! so daß der selber eingesperrte „Vader Swart“ in höchster Entrüstung ausruft:

„Ih, Jung', wo, son'ne Schan'n
Makst du mi hir in frömden Lan'n?“

Wie lebendig-gemütlich führt uns gleich der Anfang in die Bauernwelt hinein; wie setzt sich diese Kunst, Stimmung zu erzeugen, in der heißen, schlafmüden Fahrt am Tannenwald, in der Vogelpoesie der Waldeskühle, dann im Sonntags-

glockenläuten des Küsters, in dem Lied vom „Strohdach", in der überaus kunstvoll abschließenden Hochzeitsschilderung fort! — Viel später, an der „Franzosentid", hat man Fritz Reuters ganzes Kompositionstalent erkannt und bewundert; doch ich finde, er tritt schon mit seiner „Reis' nah Belligen" als fertiger Meister der Komposition in die Thür; er hatte nicht umsonst in langer, schweigsamer Lehrzeit sich geübt und gebildet. Wer ihn behorchen will, wie er dieses unscheinbare Bauerngedicht durch Wechsel der Stimmung, durch Bewegung und Ruhe, durch gelinde Steigerung, zu unserem nie ermüdenden Behagen belebt, der wird mir zustimmen, denk' ich; worauf er wohl auch mit mir bedauern mag, daß einige zu „poetische" Versteigungen in Fritz Swarts Bauernjungenbrust und die auch hier nicht fehlenden Vers- und Sprachgebrechen in den reinen Genuß einige Trübung bringen.

In demselben Jahre 1855, in dem die „Reis' nah Belligen" erschien, begann Fritz Reuter auch ein kühnes journalistisches Unternehmen, da er nun ganz und rückhaltlos das geworden war, was Bräsig (in „Schurr-Murr") über ihn aussagt: ein Mann, „der sich im zurückgezogenen ökonomischen Zustand mit Schriften befleißigt, indem daß er davon seine Nahrung sucht". Von seinem kleinen Treptower Winkel aus, fast ganz ohne Mitarbeiter, nur auf seine Feder und die erlaubte Ausnutzung anderer Zeitschriften angewiesen, unternahm er die Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern", einer Wochenschrift, die in vier Folioseiten jeden Sonntag, zum erstenmal am 1. April 1855, erschien. „Der Zweck des Blattes," sagte er im Programm, „würde Unterhaltung sein, und zwar Unterhaltung, die sich durchaus fern von politischen und religiösen Fragen hält, die jeden Angriff auf

Personen, der über den Scherz hinausgeht, aus ihrem Kreise verbannt, und als Hintergrund, so viel als möglich, lokale Verhältnisse benutzt." Ein Jahr hindurch gelang es seiner Fruchtbarkeit, die Schwierigkeiten dieser Aufgabe zu besiegen. Es erschien hier eine lange Reihe seiner kleineren Schriften; fast alle in Hochdeutsch, setze ich hinzu. Es erschien der erste Teil von „Meine Vaterstadt Stavenhagen" (bis zum Schluß der Jahrmarktsfreuden); die ungleich längere Fortsetzung dieser liebenswürdigen, von einigen kritischen Köpfen arg unterschätzten Plaudereien hat Reuter später, für „Schurr-Murr", geschrieben. Es erschien die rührende Geschichte „Haunefiken", von der er 1849 in Thalberg einiges erlebt hatte; die geistvolle Satire „Memoiren eines alten Fliegenschimmels", in der er das öde Dasein so manches mecklenburgischen „Vollbluts" parodierte, zugleich als wahrer Poet sich in die Leidensgeschichte eines armen Pferdelebens versenkend. Es erschien jener hochdeutsche Vorläufer der „Festungstid", die Schilderung der Graudenzer Erlebnisse unter dem Titel: „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit"; ähnlichen Inhalts wie der entsprechende Teil der „Festungstid", doch von Anfang bis zu Ende anders behandelt und geschrieben, in der plattdeutschen Gestalt behaglicher, liebenswürdiger, kernhafter erzählt; — jedenfalls ein noch lebendiges Zeugnis, daß Reuter den hochdeutschen und den plattdeutschen Poeten in sich gesondert hielt, daß sein Kunstgefühl sich nie dazu verstand, in der einen Sprache ebenso wie in der anderen zu schreiben. Es erschien hier ferner ein politisch-humoristisches Sendschreiben „An meinen Freund R. . . ." über die höchst mühevoll durchgesetzte Wahl des liberalen Grafen Schwerin, an der er selbst als Treptower Wahlmann, als eifriger Gegner der Reaktion, sich beteiligte; ein mit frischer

Laune geschriebener Aufsatz, der auch als Flugschrift*) erschien, doch zu lokal und zu „vergangen" ist, um noch jetzt neben Reuters anderen Schriften zu wirken. Es erschienen Kleinigkeiten der verschiedensten Art: eine Schilderung des Jubiläums des ersten Bürgermeisters von Neubrandenburg (zu lokal, wie jene Flugschrift), zahlreiche „Läuschen un Rimels", die später im zweiten Bande ihre Stelle fanden; nicht minder zahlreiche Schnurren und Anekdoten in Prosa, zum Teil von überwältigendem Humor. Endlich erschien hier auch die größte von Fritz Reuters Gestalten, der alte Bräsig, in seiner ersten Fassung. Es erschienen Briefe dieses bis dahin unbekannten „immeritierten Inspektors" an den Herausgeber des Unterhaltungsblattes; Plaudereien über alles und nichts, von an Bräsig gerichteten Briefen unterbrochen, auf die er antwortet, zuletzt mit dem Unterhaltungsblatt selber endend ohne Ende; unbedeutend im Inhalt, aber schon hoch ergötzlich und ganz originell durch dieses plattdeutsche Hochdeutsch, das man „Messingsch" (oder Missingsch) nennt, dessen einziger Meister Fritz Reuter, und dessen größter, unsterblicher Vertreter „Onkel Bräsig" ist.

Indem ich diese „Briefe" hier nenne, die der Nachlaß mitteilt, drängt sich mir auf, von der Geschichte der Bräsig-Gestalt zu sagen, was ich von ihr weiß. Vielleicht durch den Erfolg der „Briefe", vielleicht durch die innere Fruchtbarkeit des Gegenstandes angeregt, faßte Reuter schon damals (lange bevor er an die plattdeutsche Bearbeitung der „Stromtid" kam) den Gedanken, Bräsigs Memoiren zu schreiben, von ihm selbst erzählt. Er begann auch das erste Kapitel,

---

*) „Wie der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam. Die Wahl zu Uekermünde am 8. Oktober dieses Jahres." (Neubrandenburg, C. Lingnausche Verlagsbuchhandlung. 1855.)

oder vielmehr die „erste Pfeife Toback": denn der Verfasser der Memoiren, der Inspektor Bräsig, muß auf „'ne Eintei- lung nach stündlicher Verfertigung dieser Geschichte" ver- zichten, weil er seine Uhr an seinen Neffen Cörling gegeben hat und sich nun „mit Pfeifen Toback durch die Zeitver- hältnisse durchschlagen muß, indem daß er des Morgens 5 und 6, Nachmittags auch 5 raucht". „Ich komme," setzt er hinzu, „nother Weis' damit durch; dat einzigst Schlimme is man dabei, dat ich, wenn ich's Morrns um 5 Uhr aufsteh und rauch bis Mittag, was 7 Stunden sünd, dat ich dann ümmer nich weiß, ob 'ne Pfeif Toback 5/7 oder 7/5 Stunden is. Mit die verfluchte Bruchrechnung!"

„Geboren bün ich," fährt Bräsig dann (nach einiger Einleitung) fort, „un zwarsten in der Gänseschlachterzeit, um Martini aus; anno is mich nich bekannt geworden, in- dem daß die dazumalige Frau Pastern Spickgänse ins Kir- chenbuch gewickelt hätte; aber es muß in die vorigen achtziger Jahre gewesen sein, weil ich mir schon lange als Siebziger zu betrachten geneigt bin. Sie freuten sich alle hellschen, als ich als Junge ankam, denn sie hatten geglaubt, ich wäre ein Mädchen, und meine Wäschen (so nannte man dazumalen diese armen alten Geschöpfe, nu heißen sie Tantens) meine Wäschen holte 'ne Wachtschale und band mir ans eine Ende und ans andere 'ne fette Gans, denn sie hatten grade geschlacht und hatten keine Pfundgewichte. Und was meinen Sie, ich war mit dat Biest parallel, wog also 'n Pundner dreizehn bis vierzehn, schlecht gerechnet. Dies Allens haben sie mich woll man bloß erzählt; aber es steht mich so deut- lich vor die Augen, als wär' ich dabei gewesen, — wollt' ich sagen: als hätt ich's mit angesehen, — wollt' ich sagen: als hätt' ich einen Verstand davon gehabt."

Indessen bei dieser Feststellung von Bräsigs Gewicht

blieb der Verfasser stehen; gleich jener „Schaulmeistertid“ starben die „Memoiren“ vor der Geburt. Es splitterte von dem Entwurf nur ein derber, lustiger Splitter ab: die erst 1861 geschriebenen, in „Schurr-Murr“ erschienenen „Abendteuer des Entspekter Bräsig, von ihm selbst erzählt“; diese oft grausam komische, von guten Einfällen durchwachsene Reise nach Berlin, die freilich, gegen Reuters Art, zuweilen in possenhafte Unwahrscheinlichkeit ausartet und Bräsigs Gestalt, statt sie zu vertiefen, nur zum Mittelpunkt äußerlicher Lustigkeit macht. Ich verwerfe darum diese Reiseposse nicht; es wäre sehr undankbar, da sie mich, und andere mit mir, so vielfach ergötzt hat; aber die Poesie der Bräsigschen Gestalt, in der sie jetzt, in all ihrer Lächerlichkeit, so wunderbar verklärt vor uns dasteht, schuf erst der völlig gereifte Mann, der die „Stromtid“ schrieb; der die rührenden und die ergötzenden Elemente, den Lach- und den Weinstoff, einen messingschen Kopf und ein goldenes Herz, zu diesem unvergänglichen Menschenbild zusammenmischte, das nun ebenso typisch wie originell, ebenso durchsichtig wie unergründlich ist. Jene „Memoiren“ blieben ungeschrieben; dennoch kann man sagen, daß sie in der „Stromtid“ für uns enthalten sind: denn mit leiser Hand, mit bewundernswerter Kunst hat der Dichter den alten Bräsig zum beständigen Spiegel, Dolmetsch, Chor und Mittelpunkt dieser ganzen menschenreichen Geschichte gemacht, und es ereignet sich nichts, was wir nicht auch mit ihm und durch ihn erlebten. Daß dies sein künstlerischer Wille war, sagt denn auch Fritz Reuter selber am Schluß, auf seine stille, neckische, scheinbar harmlose Art. „Segg mal,“ fragt Fritz Tiddelfritz ihn, den Verfasser, der auf das berühmte „Rendezvous“ in dem großen Wassergraben angespielt hat, „wer hett Di de Geschicht vertellt?“ — „Bräsig,“ segg ick. — „Heww ick mi

dacht," seggt hei, „Bräsig is de Hauptperson in de ganze Geschicht." — „Dat is hei," segg ick. — —

Das „Unterhaltungsblatt" lebte nur ein Jahr; „es fand," wie Reuter selbst einmal darüber schreibt, „zuerst Anklang, aber fast gar keine Unterstützung, und mußte 1856 bei der Nachlässigkeit des (Neubrandenburger) Verlegers aufgegeben werden, der schließlich denn auch ohne Rechnungsablage nach Amerika durchging." Am 1. April sagte Fritz Reuter in der letzten Nummer des Blattes dem Publikum Lebewohl:

„Denn ein Jahr hab' ich's ertragen,
Trag's nicht länger mehr;
Hab' die Schreiberei im Magen,
Bleib' nicht Redakteur."

Zugleich sandte er auch den Treptowern, den Pommern seinen Abschiedsgruß: er verließ Stadt und Land, um sich zwei Meilen weiter, in Neubrandenburg (im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz), eine neue Heimat zu suchen. So wohl ihm manches Jahr lang in Treptow gewesen war, und so eifrig er sich auch als Stadtverordneter der städtischen Angelegenheiten angenommen hatte (unter anderem des „Tuchmachergrabens", den er in scherzhaften Versen und auch im letzten der Bräsig'schen Briefe erwähnt), so entführten ihn doch der größere Verkehr und die reizende Gegend, die er in dem am Tollenser See gelegenen, aufblühenden Neubrandenburg fand.

Hier verlebte er, von 1856 bis 1863, die wichtigste Zeit seines Schaffens. Hier entstanden „Kein Hüsung", „Ut de Franzosentid", „Hanne Nüte", „Ut mine Festungstid", die ersten Bände der „Stromtid"; hier auch der größte Teil der „Urgeschicht von Meckelnborg", die er dann bis an seinen Tod im Schreibtisch bewahrte. Hier entstanden auch — um

mit seinen eigenen Worten, aus einem biographischen Brief an einen Freund, zu reden — „einige unbedeutende Lustspiele und Possen, die beim gänzlichen Mangel aller Bühnenkenntnis, vielleicht auch bei mangelhafter dramatischer Befähigung, nur einen sehr zweifelhaften Erfolg hatten. Wenn auch einige auf dem Wallnerschen Theater in Berlin zur wiederholten Aufführung kamen, so ist doch der Verfasser selbst sehr schlecht mit ihnen zufrieden." Ich citiere ihn selbst, weil man aus dem anfangs starken dramatischen Ehrgeiz, der diese Versuche hervorrief, auf eine dauernde Selbstverkennung schließen könnte. Er glaubte in der That eine Zeit lang — wohl durch die dramatische Lebendigkeit seiner Gestalten, seiner Dialoge verführt — zum Bühnendichter berufen zu sein. In diesem Glauben schrieb er, sogleich in den ersten Neubrandenburger Zeiten, das dreiaktige Lustspiel „Der 1. April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen" (worin von den verschiedenen Personen, je nach ihrer Herkunft und Lebensstellung, Hochdeutsch, Messingsch, Berlinisch gesprochen wird), den einaktigen Schwank „Fürst Blücher in Teterow" *) und das dreiaktige Lustspiel „Die drei Langhänse"; dieses hochdeutsch (nach der bekannten Geschichte von dem herrschaftlichen Beamten, der drei Aemter, drei Büreaus und drei Uniformen hatte), den Schwank fast durchweg im Messingsch, da er in dem mecklenburgischen „Schilda", der Stadt Teterow, spielt. Fritz Reuter reiste nach Berlin, um den „Fürsten Blücher" und „Die drei Langhänse" dem Direktor Franz Wallner persönlich zu überreichen; beide Lustspiele wurden angenommen, beide in sehr verkürzter und veränderter Gestalt **) im März

---

*) Diese beiden Stücke erschienen zusammen, 1857, in Greifswald und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (Th. Kunike).

**) Ueber diesen Punkt, wie fast über alles andere, hat Franz

und im April 1858 zur Aufführung gebracht. Reusche spielte die Hauptrollen; indessen der Erfolg versagte: „Die drei Langhänse“ wurden nur fünfmal, „Des alten Blücher Tabakspfeife“ (diesen Namen hatte der Schwank in der Theaterbearbeitung, als „Bühnenmanuskript“, erhalten) nur dreimal gespielt. Den Stücken geschah nicht unrecht; denn in beiden ist der dramatische Stoff und Gehalt so gering, daß nur der Reiz der Kleinmalerei, die behagliche, breite Ausführung ihn lebendig machte; schnitt man nun diese der Bühne zuliebe fort, so schnitt man die Pulsader mit durch. So ist denn die Theaterbearbeitung „Des alten Blücher Tabakspfeife“ nur noch eine Verstümmelung des ursprünglichen, ergötzlichen Kleinstädter-Schwanks „Fürst Blücher in Teterow“; und so würde auch „Onkel Jakob und Onkel Jochen“, wenn man dieses „Lustspiel“ etwa für die Bühne herrichten wollte, den gemütlichen Schlafrock seiner Redseligkeit verlieren und in seiner undramatischen Blöße dastehen.

Der Dichter war denn auch hellsichtig genug, seinen Irrtum zu erkennen; wie er mir 1862 (nachdem er einen von mir veröffentlichten Aufsatz über ihn gelesen) in seiner edlen Offenheit schrieb: „Was Sie da über die verfehlte dramatische Karriere sagen, ist durchaus richtig, und der Grund, den Sie dafür anführen, nicht weniger; ich nahm die Sache bei völliger Bühnenunkenntnis zu leicht.“ Nachdem er noch (gleichfalls 1858) in Rostock einen Mißerfolg mit einer aus dem Aermel geschüttelten Posse erlitten hatte, verließ er diesen Seitenweg, der ihn seinem eigenen entführte. Er blieb bei dem Wort, das er, durch einen bestimmten Anlaß

Wallner in einem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse“ aus ungenauer Erinnerung berichtet.

aufgefordert, einem seiner Freunde sagte: „Theaterstücke und Polterabendstückschen schriw ick nich wedder."

Dagegen hatte er mittlerweile (1857) die Dichtung veröffentlicht, die ihm — bis an sein Ende, wie es scheint — vor allen wert war: „Kein Hüsung", unter seinen lebensfrohen Werken das einzige, das in die Unterwelt des Tragischen und Trostlosen hinabführt. „Ich habe dieses Buch," sagt er in einem seiner zutraulichen, mitteilsamen Briefe, „einmal mit meinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben; ich halte es für mein bestes." Dies sagte er, nachdem er alle seine Hauptwerke vollendet hatte; und dies auch von Anderen, Berufenen bestätigt zu hören, war sein Wunsch, sein Glück. Ich für meine Person werde immer die „Franzosentid" und die „Stromtid" für seine vollendetsten und erfreuendsten Schöpfungen halten. Gleichwohl bewundere ich an „Kein Hüsung" nicht nur das leidenschaftlich mitfühlende, edle Herz, die reine Glut des Hasses, die Innigkeit, mit der er das Leben der Niedrigen im Staube verklärt; ich bewundere auch die starke Melodie, die durch die zweihundert Seiten dieses Gedichts erklingt, die poetische, fortreißende Gewalt, mit der sein „Herzblut" sich ausströmt. Die Melodie ist so herrschend, daß hier dem Naturalismus selten sie zu brechen gelingt; die Natur- und Stimmungsbilder sind in so tiefe, warme Farben getaucht, Schilderungen wie die des Brandes, der Hirschjagd, des Festes im Herrenhaus, der Flucht, der gespenstischen Nacht, endlich des stillen, milden Wahnsinns so groß und stilvoll empfunden, daß ihnen nichts Aehnliches in Reuters anderen Dichtungen gleichkommt; daß ich mich an Walter Scotts schönste epische Dichtungen erinnert fühle. Auch erreicht er vielleicht nirgends so starke lyrische Wirkungen wie hier durch den freien Wechsel im Versmaß; und selten wird man

etwas Rührenderes lesen als den sanften, schmeichelnden, gleichsam elementaren Tod, den die arme wahnsinnige Marie im Teichwasser sucht. Doch wenn ich zum Inhalt komme, finde ich den Dichter, aus allzu großem Gerechtigkeitstrieb, nicht gerecht. Sein tragischer Held, der Knecht Johann, kann die Geliebte nicht zu seinem ehrlichen Weib machen, weil der Herr ihm „kein Hüsung" geben, aus tyrannischem Eigenwillen auf seinen Gütern nicht freien lassen will; alles Bitten, jede Beschwerde, jede Anrufung andrer Mächte ist nutzlos. Von furchtbaren Gesetzen und einem noch furchtbareren Herrn zu Boden getreten, in jeder guten Regung verwundet, aus der Liebe heraus in den Haß gehetzt, endlich nur noch von der Wut der Verzweiflung erfüllt, steht er im gefährlichsten Augenblick diesem Unmenschen, der noch sein „Herr" ist, gegenüber, fühlt dessen Peitsche in seinem Gesicht, — und stößt ihn nieder. Ein einziger blinder Stoß; doch der Stoß ist Tod. Vor welchem Tribunal hieße das „Mord"? Dieser Totschlag — mit so sicherer, fester Hand als etwas Unausweichbares vom Dichter herbeigeführt — warum wird er nun wie ein Mord gebüßt? Warum verfolgt er den Flüchtling wie ein unsühnbarer Fluch; warum darf seine Geliebte, die Mutter seines Kindes, nicht mit ihm über den Ozean fliehn? Weil es heißt: Herr und Knecht? Danach darf der Dichter nicht fragen, der nicht nach dem geschriebenen, sondern nach dem unsichtbaren Gesetze richtet. Ein wackrer, unverdorbener, zerquälter Mensch schlägt einen Unmenschen, Streich mit Streich erwidernd, in blindem Ungefähr tot; diese Schuld ist so klein, daß kein ehrliches Weib darum schaudern sollte, dem geliebten Mann in die Verbannung zu folgen. Schaudert sie dennoch — oder läßt sie sich durch Andrer Meinung zurückschrecken — so ist mein tragisches Mitgefühl dahin; so sehe ich eben nur die arme Seele

einer Dorfmagd, die das Schicksal zertritt. Dies, und was daraus folgt, hat wohl auch der Dichter gefühlt; denn er spricht, innerlich schwankend, mehr als Eine Meinung über That und Schuld aus, und der Schluß, poetisch schwach und gebrochen wie er ist, läßt uns leider den Riß, der durch die Dichtung geht, nur um so tiefer erkennen.

Dennoch war Reuter mit dieser Schöpfung auf eine Höhe gelangt, die schwerlich irgend ein Leser der „Läuschen un Rimels“ geahnt hatte; und er sollte mit seinem nächsten größeren Werk den Gipfel ersteigen, auf dem er endlich auch den Hochdeutschen sichtbar ward. Denn bis dahin blieb sein Name, sein Erfolg noch innerhalb der plattdeutschen Grenzen. Ende 1857 erschien die erste Rezension „draußen im Reich“, in Prutz' Deutschem Museum, die ihn mit warmer Anerkennung begrüßte; aber noch auf Jahre hinaus ward es wieder still. Als er 1858 den zweiten Band seiner „Läuschen un Rimels“ gesammelt hatte und für den Debit seines Selbstverlags (den er noch betrieb) einen Hamburger Buchhändler suchte, fand sich keiner, der sich auch nur zu diesem ungefährlichen Geschäft gewinnen ließ: so wenig glaubte man selbst in dem plattdeutschen Hamburg damals an seinen Erfolg. Denn Klaus Groth galt noch allein; Klaus Groth griff Fritz Reuter mit starkem Widerspruch, ja mit herber Verurteilung an; Grund genug für die Hamburger Buchhändler, kein „Stück Brot“ von ihm anzunehmen. In gerechtem Unwillen und mit seiner kräftigen Beredsamkeit trat freilich Reuter dieser Verunglimpfung entgegen; in der kleinen Schrift: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat.“ *) Bei dieser

*) Berlin 1858, bei Rudolf Wagner.

Polemik zu verweilen, ist heute kein Anlaß mehr. Reuters Größe ist längst auch von Klaus Groth erkannt und anerkannt worden, und niemand wird mehr die einstigen „Nebenbuhler" miteinander vergleichen. Damals aber wehrte sich Fritz Reuter noch mit der Energie eines Menschen, der für sein litterarisches Dasein kämpft. Er fand endlich den Stoff und die Form, die ihn zu einem Schriftsteller deutscher Nation machen sollten. Er schrieb, in Prosa, den Roman: „Ut de Franzosentid".

Ich erinnere mich noch, wie damals — Anfang 1860 — mein Exemplar dieser „Ollen Kamellen" zu mir nach München kam und mich in staunendes, wachsendes, unbeschreibliches Behagen versetzte. Schon die kleine Erzählung „Woans ick tau 'ne Frau kamm" (die ich damals wohl auch für ein Stück Wirklichkeit hielt, während sie nur ein scherzhafter Mißbrauch der eigenen Person ist) entzückte mich durch ihren Vortrag, durch diese neckisch gemütliche, geistreich-schlichte, vollkommene Simplicität, in der nichts zu viel, nichts zu wenig ist, die scheinbar nur plaudert wie von Mund zu Mund, und doch den unendlichen Genuß eines Kunstwerks in uns zurückläßt. Aber wie sehr steigerte sich noch dieser Genuß, als ich an das Größere, an die „Franzosentid" kam. Eine wunderbare Wirklichkeit, unmerklich, doch mit Künstlerhand idealisiert; rührend und Lachthränen hervorrufend oft in derselben Sekunde; die Menschen alle so leibhaftig, daß man sie nicht mehr vergißt, und alle auf dem Prüfstein eines großen weltgeschichtlichen, herzergreifenden Vorgangs erprobt; und diese durch und durch erfreuende Geschichte mit wahrhaft klassischem Behagen erzählt, so kunstvoll erzählt, daß der höchste Ruhm und Lohn des Künstlers, die vollkommene Selbstverständlichkeit erreicht ist. Ich gab das Buch an Paul Heyse, an Windscheid,

an andere ästhetisch feinfühlige Freunde; sie gerieten alle in dasselbe Entzücken, und wir faßten den Gedanken, dem Dichter (den die meisten unter ihnen erst kennen lernten) in einem gemeinsamen Schreiben unseren Dank, unsere Bewunderung auszusprechen. Wie so viele gute Regungen ward leider auch diese nicht zur That, jeder Tag gab sie an den folgenden weiter, bis sie, wie die Fackel bei jenem Gesellschaftsspiel, erlosch; aber eine Münchener Reutergemeinde hatte sich gebildet, die gleichsam durch neue Zellenknospung fort und fort wuchs, und zwei Jahre später entlud ich mich der auf meinem Herzen lastenden Schuld, den Lesern der „Süddeutschen Zeitung" von diesem niederdeutschen Poeten, und ihm selbst von unserer „Gemeinde" zu erzählen.

Fritz Reuter eroberte sich mit den „Ollen Kamellen" seine Stellung in der deutschen Litteratur; gleichzeitig hatte er auch, nach allerlei Fehlversuchen und nach manchen tragikomischen Erfahrungen des Selbstverlags (wie ihm denn einmal ein Stettiner Buchhändler statt barer Zahlung geräucherte Eßwaaren schickte), in Hinstorff den Verleger gefunden, mit dem er nun bis an sein Ende verbunden blieb. Schon als Gymnasiast in Parchim hatte er ihn kennen gelernt. Er übergab ihm jetzt die neuen Werke und die neuen Auflagen der alten, und offenbar hat Hinstorffs Rastlosigkeit das Ihre gethan, den äußeren Erfolg dem inneren gleich zu machen. Die Zeit des Gedeihens begann. Gegen den Gewinn des Verlegers kam der Dichter mit dem seinigen nicht zu kurz; — und ich sollte vielleicht bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die „fünfhundert Thaler" Honorar, von denen die Einleitung zur „Urgeschicht von Meckelnborg" erzählt, nur eine humoristische Arabeske sind, die an der ungleich höheren Säule der Wirklichkeit hinaufrankt.

Der „Franzosentid" folgte 1860 „Hanne Nüte un de

lütte Pudel" nach; diese Vogel- und Menschengeschichte, in der Fritz Reuter noch einmal zur Versdichtung zurückkehrte. Schon als Knabe hatte er, wie ich ihm nacherzählt habe, durch den „Onkel Herse" die Vögel behorchen gelernt; er ward „vogelsprachekund" wie wenige Dichter, alle Singvögel seiner Heimat kannte er an ihren Stimmen so gut wie an ihren Federn. Wie viele Stimmungsbilder in seinen Dichtungen geben davon Kunde! An der äußeren Mauer seines Hauses in Neubrandenburg, dem sogenannten Zwischenhäuschen, hatte ein Sperling sein Nest gebaut; das Gezwitscher der Familie, in allen Tonarten, lag ihm so lange im Ohr, bis es die Phantasie ergriff und sie antrieb, das Ineinanderwirken von Vogel- und Menschenleben dichterisch zu gestalten. So entstand „Hanne Nüte". Wie viel lyrischen und humoristischen Reiz er dieser Idee gegeben hat, ist bekannt; vielleicht bestreitet man mir aber auch ebensowenig, daß sein dichterisches Vorhaben ihm nicht ganz gelungen ist. Ich will gelten lassen (obwohl mein Gefühl der Ausführung nicht überall zustimmt), daß er mit dem Recht des phantastischen Humors seine Vögel gleichsam zu einer märchenhaften Menschenart machte, die sich nicht bloß unsrer Sprache, auch unsrer Sitten und unsrer Denkart bedient. Er mochte sich dafür auf eines seiner Lieblingsbücher, auf das alte Tierepos Reineke Fuchs berufen, dem (wahrscheinlich) ein Landsmann, der Rostocker Stadtschreiber Hermann Barkhusen, seine berühmte niederdeutsche Gestalt gegeben hatte; das dann durch Goethes Bearbeitung — nach Reuters Urteil — nicht ohne einige Schädigung verhochdeutscht worden war. Sollte nicht einem neuen niederdeutschen Poeten vergönnt sein, den Geist der Tierfabel noch einmal, mit freier Originalität, lebendig zu zu machen? — Ich widerstreite dem nicht. Auch diesen Nachteil, in den er sich begab, daß er Tierfabel und Menschen-

wirklichkeit nebeneinander stellte, so daß eine reine Märchenstimmung nie entstehen kann, auch diesen Nachteil will ich nicht gegen ihn zu Felde führen; es wäre vielleicht moderne Pedanterie. Aber die Erfindung scheint mir unzulänglich. Die Aufgaben, die er seiner Nachtigall, seinem Storch, seiner Sperlingsfamilie gibt, um in das Schicksal der menschlichen Helden einzugreifen, treten nicht so bedeutend, so phantasievoll oder so plastisch vor mich hin, daß sie der großen Maschinerie entsprächen, die der Dichter aufwendet. Der zweite Teil des „Hanne Nüte" dehnt sich noch fort und fort, und schon ist meine Stimmung erlahmt. Ich lese, ich bewundre diesen oder jenen einzelnen Reiz, aber ich sage mir: Es müßte die Lösung kommen, — oder ein neuer, großer, schöpferischer Gedanke.

So hat mich denn, so oft ich „Hanne Nüte" las, die erste Hälfte unvergleichlich viel mehr als die zweite gefesselt und gefangen; in jener ersten aber — wie viel Reiz, Wahrheit und Poesie! Schon sogleich die frische, frühlingsselige Introduktion; die vier wunderbaren Abschiedsscenen des jungen Gesellen von Küster, Pfarrer, Vater und Mutter; dann die Tierwelt in Wald, Feld und Teich, wie von einem gutartigen Zauberer behorcht und für die unkundigen Menschen in heitre Reime gebracht. Hier zeigt Fritz Reuter noch einmal seine eigentümliche, aus der Welle des Epischen emportauchende lyrische Kraft; — zum letztenmal. Denn er war fortan der Prosadichtung verfallen. Er hatte zu viel zu sagen, das nur in der geschmeidigsten aller Formen, in der einfachen Erzählung, im Roman ganz zu sagen ist.

Zunächst erschien (1861) „Schurr-Murr", eine Sammlung, deren Ueberschrift sich selber erklärt:

„Wat tausamen is schrapt ut de hochdütsche Schöttel,
Ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel."

Was diese Sammlung außer den früher schon erwähnten Erzählungen noch enthält, ist im Inhalt unbedeutend, im Vortrag vortrefflich: das kleine „Von 't Pird up den Esel" und die ergötzliche Geschichte „Wat bi 'ne Äwerraschung 'rute kamen kann". Schon im „Unterhaltungsblatt" hatte Reuter diese Geschichte als kurzgefaßte Anekdote erzählt; doch spielte sie dort in Jena (vermutlich der Wahrheit getreu) und entbehrte noch des Pfeffers, nämlich des vierten Bocks: der vom Schwager fehlte. Man nahm auch dieses Buch, wie „Hanne Nüte", mit Anteil und Wärme auf; doch erst das nächste sollte wieder die volle, rückhaltslose Gunst des Publikums, und auch dem Gemüt des Dichters alle warmen Herzen gewinnen. Ich meine das Buch: „Ut mine Festungstid", das er 1862 herausgab.

„Mein lieber Bruder," schreibt er darüber an Julius Wiggers, der nicht lange vorher sein auf den Berlin-Rostocker Hochverratsprozeß bezügliches Werk „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft" veröffentlicht hatte: „Du hast die an Dir begangenen Niederträchtigkeiten noch im frischen Gedächtnis, so daß Du dieselben pragmatisch niederschreiben konntest, zwischen meinem Jetzt und Damals liegen aber schon 25 Jahre*), die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten, und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluten des Humors zu tauchen. Aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr scheußliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflasiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen." Diese Worte sagen, wie das Buch

*) Er denkt offenbar zunächst an die Glogauer und Magdeburger Zeit von 1837, womit seine Erzählung beginnt.



entstand. Fritz Reuter war ein freier, glücklicher und zufriedener Mensch; der Haß, der sich rächen möchte, war in ihm erloschen; nur noch der Haß gegen Unrecht, Grausamkeit, Gemeinheit, den jedes gesunde Herz ewig fühlen soll, ward in ihm heiß, wenn er jener Zeiten gedachte. Eine wirklich historische Darstellung der sieben Jahre zu schreiben, war ihm nicht mehr möglich: dazu lagen sie selbst seinem treuen Gedächtnis zu fern. So entschloß er sich denn zu dieser Mischung von Dichtung und Wahrheit, von Ernst und Scherz, die seinem schriftstellerischen Naturtrieb, seiner heiteren Gemütsverfassung entsprach. Wahrheit, wo er seine Leiden, — Dichtung und Wahrheit, wo er die kleinen Freuden dieses Elends erzählte. Es gibt denn auch keinen beredteren Zeugen für die Milde, Güte und Heiterkeit seiner Seele, als dieses im Zorn so reine, im Scherz so harmlose Buch; das zugleich wieder die ganze Kunst dieses geborenen Erzählers bewährt: plaudernd zu unterrichten, plaudernd zu erschüttern, plaudernd ans Zwerchfell, plaudernd ins Herz zu greifen.

Er lebte inzwischen in seiner kleinen Welt, seines häuslichen Glücks und seiner Erfolge froh, leidlich genügsam hin; den dürftigen socialen Freuden, die ihm der „Klub“, ein gelegentliches Fest, zu Zeiten das Theater gewährte, half der Verkehr mit den alten Freunden nach, die er über die Grenze hinüber gern und oft besuchte. Ja er übernahm noch zuweilen seinen alten Freundesposten als „Statthalter von Thalberg“, wenn der Gutsherr und die Gutsherrin verreisten; so im August 1857, wo er dann mit glücklichstem Humor den Abwesenden über den Stand der Dinge berichtet. „Unsere Wirtschaft,“ schreibt er im ersten dieser Briefe, „geht sehr gut; wir machen's aber auch grade so wie die ältesten, erfahrensten Landknüppel, wir machen sehr viel kluge Streiche und wahr=

scheinlich auch viele Dummheiten, wissen aber jedesmal, wenn wir die letzteren gemacht haben, sehr gediegene Gründe dafür anzuführen . . . Die Rollen in der Wirtschaft sind gut verteilt. Ein jeder repräsentiert in dem großen Uhrwerk des Thalberger Hoflebens etwas. Clemens [der eigentliche sogenannte „Statthalter"] ist die große Welle, um die sich alles dreht, mit der ganzen Wucht seiner jetzigen Stellung wälzt er sich herum von Scheunthür zu Scheunthür; um die große Reibung seines dermaligen Gewichts zu vermindern, hat er seine Zapfen in gefettetes Leder eingelassen, die der Techniker „Kanonen" zu nennen pflegt. Der Doktor P. ist unsere Unruh, er ist die laufende Spindel des Gewerks; ich repräsentier' das Element der Trägheit, das Gewicht; ich fall' des Morgens aus der grauen Stube in die Vorstube und von da in die Laube, dann wieder rückwärts, und gehe eigentlich immer so lange, bis ich wieder aufgezogen werde, was fünfmal des Tages geschieht, und immer zu spät. Mutting ist der Weiser an der Uhr; meine teure Ehegattin der Kuckuck, der in das ruhige Tick-Tack störend eintritt, und Höpper ist der Wecker. Alle andern sind Räder und Schrauben, und die teure Mamsell [die Wirtschafterin] ist die Schmiere, die alles im Gange halten sollte; aber! aber! — — — Sieh hier die Umrisse zweier dicker Thränen, die mir auf das Papier getropft sind; sie gelten den edlen geschiedenen Mamsellen, wahren Vollblutmamsellen gegen diesen Mamsellenklepper. Sie mag in einer guten Schule gewesen sein; aber es ist kein Zungenschlag darin, und dann, lieber Fritz, glaube ich, sie bockt. Keine Tugend für 'ne Mamsell!"

Ein schweres, doch zum Glück nicht unwiderrufliches Schicksal traf ihn im November 1858: er starb durch die Feder eines Journalisten, und lebte erst durch ein berichtigendes Inserat wieder auf. Die Stralsunder Zeitung brachte die

Nachricht seines Todes; — es ist nie aufgeklärt worden, warum. Fritz Reuter nahm sich seiner mit großer Energie an. Er ersuchte, sowie er davon erfuhr, die Stralsunder Zeitung um Aufnahme folgender Mitteilung: „Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nr. 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen." Gleichzeitig schickte er an die Stettiner Zeitung, die die falsche Nachricht weiter verbreitet hatte, folgendes „Inserat zur Berichtigung":

„Ih, woans — dod? — Ick denk nich dran,
Dat föllt mi gor nich in;
Ne, ne! Solang' ick leben kann,
Will 'ck nich begraben sin."

Mittlerweile gingen ihm von vielen Seiten teilnehmende Anfragen zu; er gab Antworten soviel er konnte; unter anderem in folgendem humoristischem Brief: „Lieber Freund! Man geht nicht mit mir um, wie recht ist: Sie lassen mir Seite 24 Ihres neuen plattdeutschen Kalenders vor aller Leute Augen Maulschellen geben, ein anderer Quidam versucht es, mich litterarisch totzuschlagen, und nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch tot. Ich komme mit einer Gegenerklärung ... Was hilft mir das? Wer glaubt's? Die Leute sagen: „er spaßt nur, er sitzt schon in der Uebergangsstation der Seherin von Prevorst, dem Monde, und korrespondiert nur noch kümmerlich mit einigen Sternwarten; die Nachricht von seinem Tode ist echt, die Nachricht von seinem Leben ist ein ‚Läuschen', eine ‚Ente'. Ich setze mich hin und schreibe an alle Freunde, Bekannte, Verwandte; ich bezahle Postgeld, daß man mich dafür dreimal mit

vollem Geläute hätte begraben können; ich erkläre, ich stille, ich beruhige: ‚Kinder, ich bitte Euch; mein Ende ist die Ente, und daß ich noch schaue der Sonne Glanz, ist der Wirklichkeit süße gebratene Gans.‘ Gottlob, denke ich, nun ist alles wieder in der Reihe, nun hast Du wieder ein unbestrittenes Recht, diese schönen Erdennebel einzuatmen, kannst mit gutem Gewissen aufs Glatteis fallen, und keiner macht es Dir streitig, zu Neujahr Deine Rechnungen zu bezahlen. — Da kommen Sie, mein teurer Freund, und bitten um ein Lebenszeichen. — Gott im Himmel, Herr Doktor, wo sollen denn diese Lebenszeichen alle her kommen? Ich schieße mich ja tot, wenn ich die galvanische Batterie, die wir Lebenskraft nennen, so oft entlade."

Schon vor diesem ungefährlichen Zeitungstod, im Sommer 1858, hatte er den Ort wieder gesehen, dem er damals sein wirkliches Todesurteil und sein wahres Unglück zu verdanken gehabt hatte: Jena, — bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität. Andere Reisen, die ihn anregten und mit Deutschland in Beziehung brachten, folgten nach; so im Jahre 1861 ein größerer Ausflug mit seiner Frau, der ihn über Schwerin, Wismar, Lübeck nach Westfalen, an den Rhein, in die Pfalz, nach Thüringen, endlich über Leipzig und Berlin in die Heimat führte. In Westfalen sah er seinen besonders geliebten Leidensgefährten aus Magdeburg, Grashof, wieder; „das war eine Freude des Wiedersehens," schreibt er an einen Freund (Hobein in Schwerin), „von der Ihr andern Menschen, die Ihr nie mit einem Freunde zusammen hinter Schloß und Riegel gesessen habt, keine Vorstellung haben könnt. Wir stiegen im Gasthofe ab, aber sowie ich aus dem Wagen getreten war, stürzte aus dem gegenüberliegenden Hause ein Mensch auf mich los: ‚Mensch! Mensch! Wo kommst Du her!‘ und wir lagen uns nach

23 Jahren*) zum erstenmale wieder in den Armen." In Bonn lernte er Jahn (der „Kein Hüsung" für sein bestes Werk erklärte), in Leipzig Julian Schmidt kennen, der nicht lange vorher in den „Grenzboten" mit Wärme auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Endlich in Berlin besuchte er den alten Jakob Grimm; „er hat viel und mancherlei," schreibt Reuter, „mit mir über Plattdeutsch geredet und alles so milde besprochen, so freundlich beurteilt, daß mir das ganze Herz aufging. Ich wollte, Du sähest einmal in diese treuen Augen und fühltest Dich einmal durch dies ermutigende Lächeln gekräftigt."

Schon auf und nach dieser Reise rührte sich das Verlangen Reuters und seiner Frau, eine neue Heimat aufzusuchen. Die doch allzu abgelegene Existenz genügte ihnen nicht mehr; andere, schönere Gegenden hatten sie gereizt. Der durch Universität und Seefahrt belebten Hauptstadt Rostock, an die sie eine Zeitlang dachten, fehlte die schöne Natur, fehlte auch der eigentümlich idyllische Zauber, der sie endlich an den Fuß der Wartburg, nach Eisenach zog. Es wirkte wohl auch der Wunsch mit, freiere Luft zu atmen; nicht fort und fort diese erbvergleichliche Erbweisheitsluft, die ihn in diesen Jahren noch einmal zum Satiriker gemacht und ihm seine „Urgeschicht von Meckelnborg" eingegeben hatte. Schon 1859 hatte er sie begonnen; 1862 vollendete er sie ungefähr so weit, wie sie druckreif geworden ist. „Ich habe," schrieb er mir damals (auf eine Anfrage wegen bruchstückweiser Verhochdeutschung), „ich habe die ernstesten Dinge unseres armen Vaterlandes des komischen Kontrastes wegen in einer so derben, hausbackenen Tagelöhnersprache geschrieben, daß ich für meine Person durchaus

*) Der Brief nennt eine andere, irrtümliche Zahl.

daran verzweifeln muß, dieselbe auch nur annähernd durch das Hochdeutsche wiedergeben zu können. Es ist, oder besser, wird mein plattdeutschestes Buch." Wenigstens kann man es wohl die originellste seiner Schriften nennen: scharfe, herbe Satire in dem gemütlichsten aller Dialekte, mit einer Einleitung voll harmlosester, allerbester Laune; liebenswürdige Schalkhaftigkeit auch da, wo er schlägt; doch jeder Schlag kommt aus fester Hand und trifft seinen Mann.

Uebrigens blieb sein Herz, aller gerechten Bitterkeit der Satire zum Trotz, nicht nur ein mecklenburgisches Herz, solange es schlug; es hatte auch einen stillen Zug zur regierenden Dynastie. Dafür zeugt nicht sowohl die menschlich schöne Dankbarkeit, die er seinem Befreier Paul Friedrich bewahrte, als die herzliche Schilderung Friedrich Franz des Ersten im letzten Teil von „Dörchläuchting," und der fast anmutig zu nennende Verkehr, in dem er mit dem jetzt regierenden Großherzog stand. In Briefen und Versen an ihn erging sich sein Humor wie sein Gemüt; und die Einleitung zur „Urgeschichte" hat er dem Fürsten selber vorgelesen.

Nichts aber zeigt uns sein mecklenburgisches Herz besser, leibhaftiger, als sein größtes Werk, dessen erste Bände er (mit teilweiser Benützung jenes ersten hochdeutschen Versuchs) noch in Neubrandenburg vollendete, sein Roman „Ut mine Stromtid". In diese Dichtung hat er mit vollem epischem Behagen alles niedergelegt, was die zehnjährige „Irrfahrt" seiner Landmannszeit ihm an Stoff hinterließ; bis auf die verrückten Verse aus dem „gräflichen Geburtstag", die beim festlichen Einzug der Pümpelhäger Herrschaften in Marie Möllers Munde wiederkehren, und bis auf die Bostonpartie im letzten „Bräsigbrief", die sich in breiterer, wunderbarster Ausführung im 22. Kapitel der

„Stromtid“ verjüngt. Wie anders ist denn auch die Architektur dieses Romans, mit der der „Franzosentid“ verglichen! Dort gedrungene Einheit, in kurzem Zeitraum, der sich nur in der Nachgeschichte verbreitert; hier ein langsames, bequemes Sichweiterschieben von Menschen und Dingen, das kritisch anzufechten gleichwohl ganz nutzlos ist, weil es durch die erstaunliche Lebensfülle und Wahrheit der Erzählung als die natürlichste und berechtigtste Kunstform erscheint. 1829 spielt die „Einleitung“ oder Vorgeschichte; von 1840 bis 48 leben wir dann im eigentlichen Roman; das Schlußkapitel führt uns noch wieder über achtzehn Jahre hinweg. Mit welchen kleinen Künsten, in Ernst und Scherz, doch auch mit wie ehrlicher Naivität der Dichter sich dieser Freiheit bedient, die dem Talent von Gottes Gnaden zusteht, wird ein aufmerksamer Leser mit Vergnügen verfolgen. Man kann meines Erachtens nur eines an der „Stromtid“ nachdrücklich tadeln: die sonderbar akademische, unlebendige Weise, in der zuweilen die Vornehmen, insbesondere Ida und einmal auch Franz, sich aussprechen; ja selbst Luise, eine nach meinem Gefühl etwas zu zarte, zu humorlose Gestalt, läuft mitunter Gefahr, uns durch unpersönliche Redeform zu erkälten. Dies befremdet um so mehr, da sonst alles eitel Leben und Wahrheit ist. Auch erlebte Wirklichkeit? — Man hat es vielfach geglaubt. Gleichwohl irrt man, wenn man die einzelnen Gestalten, so wie sie nun dastehen, unter den Lebenden oder Gestorbenen sucht. In einem Brief an mehrere warme Verehrer, die mit Ungeduld nach dem noch nicht erschienenen dritten Bande verlangten, berichtigt er diesen Irrtum mit folgenden Worten (ich citiere sie hochdeutsch): „Mit Ausnahme von dem Spitzbuben, dem Notarius Sluſ'uhr, und dem alten Moses hat keiner von diesen Menschen gelebt. Aber — Gott sei Dank — die

Art lebt noch in Deutschland, und die Art habe ich beschreiben wollen."

Unter den unzähligen Zeugnissen der Verehrung, die diese „Ollen Kamellen" und insbesondere die „Stromtid" ihm eintrugen, erfreute ihn wohl keines mehr als das Doktordiplom, das ihm honoris causa die Rostocker Universität 1863 verlieh*). In diesem neuen Kleid der Ehren siedelte er im Sommer desselben Jahres nach Eisenach über; dort vollendete er die „Stromtid"; dort verweilte er nun bis an seinen Tod.

Indem er die Sonnenhöhe des Ruhmes erstieg, begann auch schon die lange, langsame Dämmerung seiner Lebenskraft, soviel Freude auch noch seine genußfähige Seele aus dem geliebten Dasein saugen sollte. Nach dem fruchtbaren Schaffen der sieben Neubrandenburger Jahre kam die herbstliche Zeit; Ernte, Ruhe, Genuß. Er unternahm im Frühjahr 1864 die Reise nach Konstantinopel, die er in dem gleichbenannten Roman verwertet hat; er suchte im Januar und Februar 1865 die Heimat wieder auf und ward auf einer Rundreise durch Mecklenburg von seinen Landsleuten so herzlich gefeiert, daß dieser Triumphzug ihn im innersten Herzen erquicken mußte. Eben hatte er dann 1866 seinen Roman „Dörchläuchting" vollendet und veröffentlicht — ein aus übermütiger Satire und kleinstädtischer Poesie sehr anziehend gemischtes Buch, das große Verdienste hat, doch damals durch seine größeren Vorgänger fast erdrückt ward — als der Krieg von 1866 hereinbrach und, in

*) Die Motivierung lautet: „Qui vir et dialectum patriam et sensus animi patrios callet; quem eundem gratiae ipsae musis conjunctae jocis miscere seria docuerunt; cujus scriptoris quum alia opera tum etiam librum aureolum huncce „Olle Camellen" Germania laudat universa."



allem Elend des „Bruderkampfes“, sein emporringendes vaterländisches Gefühl entflammte. Er stand von vornherein auf der Seite der Kraft, die etwas schaffen konnte. Den Kampf für einen so hohen Zweck scheute seine männliche Gesinnung nicht; wie er denn zur Fahnenweihe der Neubrandenburger Sänger, einige Jahre früher, im Namen der die Fahne stiftenden Frauen gedichtet hatte:

... Ihr sollt sie tragen auch wenn Stürme dräuen,
Wenn Wetterwolken auf zum Himmel ragen,
Das Beste sollt ihr für sie wagen
Und selbst den Tod sollt ihr nicht scheuen.
Die Freiheit ist ein wundersames Bild:
Wer einst gekníe't zu seinen Füßen,
Der trotzt den Schwertern und den Spießen,
Ist er nicht Sieger, legt ihn auf den Schild. —
Und faßt darob euch banges Grauen,
Dann gebt uns nur zurück das Zeichen,
Wir wollen's dann als alte Frauen
Dereinstens euren Kindern reichen,
Die machen dann, wie spät's auch sei,
Die deutschen Lande siegreich, einig, frei!

Er sah nun die Einheit Deutschlands aus heißer Zwietracht hervorwachsen; daß Bruderblut dabei floß, schmerzte ihn freilich sehr. Hier zeigte er sich als der barmherzige Samariter, der in dem frohsinnigen Humoristen als geräuschloser Stubenkamerad wohnte. Er that sich mit einem Landsmann und Freund, dem Buchhändler Erhard Quandt in Leipzig, zusammen und erließ nach Mecklenburg eine plattdeutsche Ansprache an „min leiwen Landslüd' un gauden Frün'n,“ worin er um Geld und Leinwand bat, zur Hälfte nach Eisenach, zur Hälfte nach Leipzig zu schicken, um den unglücklichen Opfern der Schlachtfelder so viel wie möglich zu helfen. „Ji hewwt mi oftmals seggt,“ schreibt er in dieser

Ansprache, „dat Ji Spaß an min Schriweri hatt hewwt; ditmal kam ick nich mit Spaß an Jug heran, ditmal is dat de allerbitterste Irnst, de mi tau Jug driwwt. . . . So'n Jammer gegenäwer is nich de Red' von Partei un Partei, nich von Fründ un Find: dütsche Landslüd' sünd't allerwegen . . ." Auf seinen Ruf fließen ihm sogleich, aus allen Teilen Mecklenburgs, reichliche Gelder zu; er wird Händler, er kauft Cigarren, Wein, Bier, Graupen und Gries, Sodawasser, Schinken und Würste, Zucker und Kaffee ein, schickt seine Sendungen nach Dermbach und Kissingen, Aschaffenburg und Würzburg, berichtet darüber in öffentlichen plattdeutschen, mit Humor plaudernden Briefen; er zieht mit einem Transport von Lebensmitteln selber nach Frankfurt am Main. „Nu bidd ick äwer Einen üm Allens in de Welt," schreibt er in einem dieser Zeitungsbriefe, „wat is dit? Wat is dat mit Jug Packeri? Ick weit recht gaud, wenn Einer Kuhneneier*) äwer Feld schickt, denn nimmt hei irst 'ne olle Fru un denn en Korf mit Hackels,**) in dat Hackels packt hei de Kuhneneier un de olle verstännige Dam schickt hei mit den Korf äwer Feld; äwer wecker Minsch packt lütte Hawens mit Inmakels***) in Hackels un schickt sei mit de Iserbahn dörch dat taukünftige dütsche Kaiserreich? Hackels? — Oh ja, dat gew ick Bifall — alaboncoeur! — äwer denn hürt dor ok noch 'ne olle Fru tau, denn de Iserbahners känen doch nich för olle, sachte Frugens gellen. — Na, dat was denn nu en schönen Klackeierkauken."

Daß Fritz Reuters Frau bei diesen rastlosen Liebeswerken seine Gehülfin war, brauche ich nicht zu sagen. Krieg

---

*) Truthenneneier.

**) Häcksel.

***) Häfen mit Eingemachtem.

und Not waren zu Ende, Deutschlands Zukunft begann sich zu lichten; nun enthielt er sich nicht, dem zu danken, der das meiste dazu gethan. Er schickte im September seine gesammelten Werke an den Grafen Bismarck mit folgendem Brief:

„Es treibt mich, Ew. Excellenz, als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Nicht Autoreneitelkeit, sondern nur der lebhafteste Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Excellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Packets beizufügen. — Möchten Ew. Excellenz diesen meinen etwas zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im stande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen.

„Gott segne Sie für Ihr Thun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so zum Beispiel auch das Ihres ergebensten

Fritz Reuter, Dr."

Graf Bismarck antwortete am 17. September:

„Euer Hochwohlgeboren sage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltvolle Zuschrift vom 4. d. M. begleiteten.

„Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben.

„Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war."

Dieser Brief des ersten Ministers von Preußen an den Mann, den Preußen damals zum Tode des Hochverräters verurteilt hatte, war wohl denkwürdig genug, um ihn an dieser Stelle mitzuteilen. Ich setze nichts hinzu, er sagt alles selbst.

Fritz Reuter hat dann noch einmal dem Begründer des deutschen Reiches seine Verehrung ausgesprochen; doch diesmal im Namen eines anderen, eines ihm befreundeten Gutsbesitzers, der dem Grafen (1867 oder 68) einen Truthahn zum Geschenk machte; er schrieb dazu das begleitende Gedicht:

As hei up sin twei Beinen
Up minen Hof spazirt,
Dunn füll ein Jeder meinen:
En Franzmann wir dat Dirt.

Grad as de Franzmann bullert
Üm unsern dütschen Rhin,
So hett hei rümmer kullert,
As wir de Welt all sin;

Krus pluſ't hei sick tau Höchten
Un trampelt mit de Bein,
Mit Jeden wull hei fechten,
De em mal scheiw anseihn;

Un Dickdauhn was sin Lewen,
Stolz flog sin Rad hei rund; —
Doch Murrjahn müßt sick gewen,
Un't was en dollen Hund.

Nu is vörbi sin Prahlen;
Doch Franzmann prahlt noch fett;

Den ward sick Einer halen,
De Tähn taum Biten*) hett.

Du hest s', un wardst nich liden
Den Franzmann sine Rück,
Dat sünd jitzt ann're Tiden
Un't hett en annern Schick.

Un lat Di dat nich beiden!
Brock em wat in de Supp!
Un bliwwt hei unbescheiden,**)
Denn frett em up!

Auch das ist denn, mit weltgeschichtlicher Gerechtigkeit, drei Jahre später geschehen.

Mittlerweile war Fritz Reuter zu den allertraulichsten Werken des Friedens zurückgekehrt: er hatte sich aus den neuen Auflagen seiner Werke die Villa zu Füßen der Wartburg erbaut, in der er noch die letzte Poesie des sinkenden Lebens genießen sollte. 1866 erwarb er einen Bau- und Gartenplatz auf einem Ausläufer der Hainsteinfelsen am Ausgang des Hellthals in das Marienthal; ein herrlich gelegenes, aber wüstes, felsiges Grundstück, dem erst jahrelange Arbeit, zahlreiche Sprengungen den Baugrund und fruchtbare Garten-Terrassen abgewannen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, ein warmer Verehrer des Dichters, der nun sein Nachbar geworden, bot ihm aus freien Stücken eine Ecke zu seinem Garten an, damit er einen Umwendeplatz gewänne. „Die Lage," schreibt Reuter in einem seiner zahlreichen, ausführlichen und sachverständigen Briefe über den Bau, „ist so schön, wie man sie sich nur wünschen kann; die Fronte des Hauses liegt fast grade gegen Süden mit einer kleinen Wendung nach Osten; gegen Westen sind wir durch Bäume

*) Zähne zum Beißen.

**) Bedeutet im Plattdeutschen auch: dreist, frech.

geschützt, gegen Norden durch steilen Berg und Fels und Bäume, gegen Osten durch Bäume und eine höher liegende Villa. Meine Frau hat vom Erker aus die Aussicht auf die Wartburg, vor uns liegt ein schöner grüner Grund mit einigen Teichen; auf der anderen Seite nach Osten zu sehen wir in das prächtig grün bewachsene Johannisthal und die Chaussee des Marienthals mit der Felsenkuppe des Breitengescheids." In dieser Lage erstand denn 1867 das Haus, von dem zu Gotha lebenden Architekten Bohnstedt in einfacher, aber durch die Reinheit der Verhältnisse und die malerische Verteilung der Räume sehr wirksamer Renaissance erbaut; mit sinnigen Einzelheiten der Einrichtung, die der Dichter und seine Frau selber entworfen hatten. Doch ganz Reuters Schöpfung war der Garten; in blühenden Terrassen um das Haus gelegt, — sein Glück, seine Arbeit und sein Stolz. Er hatte den unfruchtbaren Boden urbar gemacht, den Entwurf zur Anlage gezeichnet, jedes Bäumchen, jeden Strauch zur Anpflanzung bestimmt, den Aufbau der Terrassen beordert; er hatte die Entfernung jedes einzelnen Spalierzwergbäumchens von den Nachbarn selber bemessen, die Tiefe der Löcher, die Menge der einzufüllenden guten Erde, die Reihenfolge der Pflanzen angegeben, dann ihre Pflege geleitet. Vor allem wuchsen ihm die Zwergbäume auf den Terrassen ans Herz; er wußte ihre Reihenfolge auswendig, er kannte jeden Zweig, jedes Blatt. Für diese seine kleine Welt hatte er in einem alten Freund, dem Kunstgärtner Jühlke, der kurz zuvor als Hofgartendirektor des Königs von Preußen nach Sanssouci übergesiedelt war, den teilnehmendsten und freigebigsten Mitpfleger gefunden, den er wünschen konnte. Künstlerischer Beirat, reiche Sendungen gingen von Sanssouci nach Eisenach. „Der Raum ist nur klein," schrieb zwar Reuter an Jühlke, „und wird Dir

den Unterschied zwischen Königsanlagen und Schriftstellersanlagen recht deutlich zu Gemüte führen.“ Aber dieses kleine „Sorgenfrei“ ward ihm groß genug. Dem kinderlosen Mann ward es gleichsam ein blühender Ersatz für versagte Freuden. Sein Herz, voll kindlicher Liebe zur Natur, hing an seinem selbstgeschaffenen Paradiesgärtlein bis zum letzten Tag.

Zu Ostern 1868 zogen sie in die Villa ein; sechs Jahre lang hat er sie noch bewohnt; anfangs in reicher, zuweilen allzu reicher Geselligkeit, zuletzt in notgedrungener Vereinsamung, mit der geliebten Pflegerin allein. Schon damals hatte das Wachstum, die um sich greifende Wirkung seiner alten Leiden traurige Fortschritte und auf seine Riesennatur ernste Angriffe gemacht; schon seit 1865 hatte er durch sein altes Mittel, die Wasserkur, in Laubbach (bei Koblenz, am Rhein), dann in Elgersburg, in Stur sich zu stärken gesucht. Seine schriftstellerische Fruchtbarkeit erlosch; nur langsam und mühevoll brachte er noch den im Dezember 1866 begonnenen Roman: „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti, oder de Reis' nah Konstantinopel“ 1868 zu Ende. Nach mühsamer Arbeit ein verkümmerter Erfolg; denn bei einem Stoff, dem es schon von vornherein etwas an Lebensfülle gebricht, leidet die Komposition an der Ungunst des Reisemotivs, und versagt in der Ausführung oft die sonst so bewundernswerte plastische Kraft. Immer bleibt es ein Buch voll angeschauter Gestalten, unter denen Jochen Klähn eine seiner unterhaltendsten und „Tanten Line“ eine seiner liebenswürdigsten ist; aber es ist doch der „alte Fritz“ nicht mehr, ich sehe zuweilen mit Wehmut zwischen den Zeilen ein lächelndes, doch hippokratisches Gesicht, aus dem nicht jene reine, volle, goldene Freude in des Lesers Herz strahlt.

Er hat nach diesem Buch keines mehr geschrieben; nur

noch in den großen Tagen von 1870 — in denen auch der Samariter noch einmal lebendig ward — die beiden gemütvollen Dichtungen, die in Lipperheides „Liedern zu Schutz und Trutz" erschienen: „Ok 'ne lütte Gaw' för Dütschland" und „Großmutting, hei is dod". Er begann zwar im März desselben Jahres noch eine Bauerngeschichte: „Wurans (wie) Franz Zunkel tau 'ne Dochter kamm"; angeregt durch ein wahres Erlebnis eines Bauernsohns, der, zum erstenmal in Berlin, sich in seiner Unerfahrenheit ein hilfloses Kindchen in den Arm drücken läßt und, ebenso mitleidig wie ratlos, diese Ausbeute seiner großstädtischen Studien seinen wohlhabenden Eltern ins Haus bringt. Ein gutes Stück der Einleitung, die noch im Dorf spielt, entstand; behaglich und angenehm nach alter Weise erzählt; aber noch ehe wir mit Franz Zunkel nach Berlin kommen, bricht es ab. Reuter selber fand darin zu viel Aehnliches mit früheren Schöpfungen, sein Interesse ermattete und er ließ davon ab. Die Feder des „Geschichtenerzählers" rührte sich nicht mehr.

Vielleicht waren es seine letzten Verse, die er dann im April 1873 zur Jubelfeier der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag" als Festgruß sandte:

Kein Preis
Ohn' Fleiß,
Ohn' Kampf kein Sieg,
Kein Fried' ohn' Krieg;
Drum kämpfet wacker ihr deutschen Böhmen!
Kein Teufel soll den Sieg euch nehmen.

Viel und schwer hat Fritz Reuter in seiner schönen Villa am Fuß der Wartburg gelitten; viel und tröstlich träufelte freilich auch der Balsam des Ruhmes und der Ehren in sein

dankbares Herz. Seiner „Stromtid" ward (1867) der Tiedgepreis zu teil; — die Einhundert Dukaten, die ihm damit zufielen, wendete er menschenfreundlichen Stiftungen zu. Seine Vaterstadt Stavenhagen pflanzte 1865 eine Reutereiche und richtete ihm 1873 im Rathause, in dem er zur Welt kam, eine Gedenktafel auf; — er seinerseits, der sich fort und fort als „Stavenhäger Stadtkind" betrachtete, hat ihnen für die Errichtung eines Krankenhauses, einer Volksbibliothek reiche Gaben, für andere harmlose Anlässe herzliche Zeichen seines Anteils gesandt. Ein Reuter-Felsen ward ihm bei Elgersburg im Thüringer Wald, nicht weit vom „Goethefelsen", geschenkt und geweiht. Die „Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde" zu Leiden ernannte ihn 1869 zu ihrem Mitglied. Die Großherzoge von Mecklenburg und von Sachsen-Weimar, der König von Bayern suchten ihn durch Verleihung ihrer Orden zu ehren. Hölzerne und eiserne, Rostocker und Hamburger Schiffe, „Fritz Reuter" getauft, tragen seinen Namen über den Ocean. Seine beliebtesten Werke wurden ins Französische, ins Englische, ins Holländische übersetzt. Maler und Bildhauer (Schlöpke, Butkowsky, Afinger) bemühten sich, sein Bild für die Nachwelt festzuhalten. Vereine wie der plattdeutsche „Schurr-Murr" in Dresden wuchsen aus seinen Werken auf; eine Reihe von Vorlesern erstand, die durch öffentlichen Vortrag, nach Art alter Rhapsoden, sein gedrucktes Wort lebendig machten. Ihm selbst versagten dazu Neigung und Talent; er wehrte denn auch alle Versuchungen solcher Art von sich ab. „Es ist wahr," schrieb er 1868 an einen dieser Versucher, „ich habe in Gotha (im Schauspielhaus) zweimal eine Vorlesung gehalten; das war aber zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins, und es hat mich genug Ueberwindung gekostet. Ich hasse dergleichen Präsentation und Ostentation ... Poetische

Produktionen werden bessere Vorleser finden als den Dichter selbst."

Es kamen endlich die Zeiten, da ihn auch der Krückstock nicht mehr trug; da sein gefaßtes Herz mit den ihn niederwerfenden, langsam auflösenden Leiden rang. Ein unheilbares Herzübel schritt seit Ostern 1874 schneller und schneller fort; doch es schien seine alte Krankheit von ihm zu nehmen, die nun spurlos verschwand. Wunderbar klärte sich in diesen letzten Monaten sein Geist; er war umsichtiger, frischer als in den letzten Jahren, sein von Jugend auf bewundernswertes Gedächtnis zeigte sich lebendiger als je. „Bin noch immer dein ‚Konversationslexikon', nicht wahr?" sagte er dann wohl scherzend zu seiner Luise, der treuesten Pflegerin. Auch die Liebe zu seiner grünen Schöpfung konnte nicht erlöschen; als er sie nicht mehr betrat, ließ er sich jeden Morgen vom Gärtner berichten, wie es seinen Bäumchen ergehe. Wenige Tage vor seinem Ende war's, daß er, im Rollwagen von seiner Frau an das Fenster geschoben, von dem er die Terrassen überschauen konnte, diese blühende Welt betrachtete; lange sah er sehnsuchtsvoll hinüber; „ach!" seufzte er, „sollte ich wohl je wieder hinauf können, meine Bäumchen wachsen zu sehn?" — Der Tod, der schon vor der Schwelle stand, ließ ihn nicht mehr hinauf. Langsam trat er herein, mit seinem Fittich die dunklen Ahnungen in der todgeweihten Seele erregend. Mehr als einmal kam es dem Kranken über die Lippen, daß seine Tage gezählt seien. Er war bereit. Endlich am 12. Juli, nachmittags — nachdem er der Gefährtin seines Lebens noch am Tage zuvor rührendste Worte der Liebe und des Dankes gesagt — hörte das müde Herz zu schlagen auf, und in sanftem, traumhaftem Verscheiden erloschen ihm die irdischen Gefühle.

Er hatte gelebt und er starb, wie er es in dem letzten

seiner gedruckten „Polterabendgedichte" (zu einer silbernen Hochzeit) in seiner schlichten Melodie gesungen hatte:

Und so wandelt heiter
Immer berghinab,
Immer, immer weiter
Bis ans kühle Grab.
Und dann drückt euch still die Hände,
Muß geschieden sein,
In dem Herzen bis ans Ende
Treue Lieb' allein.

Treue Liebe geleitete ihn am 15. Juli an sein von Achtung, Ruhm und Verehrung umstandenes Grab. Unverändert waren seine Züge geblieben, bis der Sarg sich schloß; in wahrhaft ergreifender Weise — wie die Photographie es festgehalten — hatte der Todesschlaf sein Antlitz verklärt. Aus dem Wohnzimmer der Gattin, in das sie ihn nach seinem Verscheiden hatte bringen lassen, trugen Schriftsteller, denen ein Schuldirektor sich anschloß, am Nachmittage des 15. den eichenen, unverhüllten Sarg über die Terrasse hinaus, bis sie ihn den Trägern übergaben; während das alte „Es ist bestimmt in Gottes Rat", vom Eisenacher Kirchenchor gesungen, durch den sonnenbeglänzten Tag erklang. Abgesandte der drei Jenaer Burschenschaften, im Sammetwams und Lorbeerkränze in der Hand, führten den Zug; es folgten die Schüler der Gymnasien, die Offiziere der Garnison, Leidtragende von Nah und Fern, die Deputationen der Stadt Eisenach, der Vaterstadt Stavenhagen, des Großherzogs von Weimar, die Verwandten des Geschiedenen; mit ihnen die Witwe, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ. Zahllose Kränze hatten den Sarg und den Wagen geschmückt; die meisten aus der Ferne (auch ein Gymnasiast in Höxter hatte einen Lorbeerkranz gesendet);

darunter ein Eichenkranz, von der „Reuter-Eiche“ zu Stavenhagen gepflückt. Reuters alter Freund, der Generalsuperintendent Petersen zu Gotha, hatte am Sarg gesprochen und sprach nun am Grab; Worte aus einem liebevollen, begeisterten und erschütterten Herzen. In der südlichen Ecke des Friedhofs war ihm sein Ruheplatz gewählt; man blickt von da über die Stadt, auf die Berge und Wälder, die ihn aus der Heimat hierher gelockt, die sein naturfrohes Auge so oft erquickt, seine von Leiden ermattete Seele getröstet hatten.

Dort ruht er nun, — ein Toter, der sich dichtend und schaffend dem Tode abgerungen, der mit uns Lebenden lebt. Seine gereiften Werke werden nicht vergehen; auch nicht die Freude an seiner schlichten, bescheidenen, menschenliebenden, liebenswerten Gestalt. Wie seine körperliche Erscheinung nicht schön war — stattlich, kraftvoll, behaglich; klar und herzlich aus sinnigen Augen blickend; doch ohne den idealen Reiz, den unsere Meinung von einem Dichterkopf erwartet — so steht freilich auch sein Lebensbild nicht in dem Glanz und Zauber eines Lieblings der Götter vor uns da. Wenn man ihn mit dem geistesverwandten englischen Zeitgenossen, mit Boz vergleicht, — wie verschieden hat das Schicksal hier und dort die Farben gemischt! Die Gestalt dieses andern scheint ihn zu erdrücken: ein scheinbar grenzenloses Talent, von allen günstigen Winden des Erfolgs getragen, mit vierundzwanzig Jahren ein fruchtbarer Schriftsteller, mit fünfundzwanzig berühmt; von der größten und merkwürdigsten Stadt der Erde, dem lebensvollsten Land mit unendlichem Stoff der Beobachtung, des Humors, der Tragik versehen; von einer wahrhaft geflügelten Phantasie emporgerissen, die mit Jugendfeuer in den großstädtischen Lebensrausch versinkt, an ihm sich begeistert und in ihm sich

verzehrt. Dagegen Fritz Reuter der schlichte Mann des Dialekts, der Provinz, unfähig zu blenden und zu glänzen, erst in den reifsten Mannesjahren auf den Schauplatz tretend; einer von diesen bedächtig, spät sich entwickelnden Menschen, von denen er selbst einmal sagt: „wir Niederdeutschen sind ein hartes Holz, das langsam Feuer fängt, dann aber auch Glut gibt". Dauernde, wärmende Glut, setze ich hinzu. Eine Glut, die ebenso lange Menschen erwärmen wird, wie jenes blendende Feuer, das in Boz entbrannte. Die geniale Subjektivität der Phantasie war Reuter nicht gegeben, die aus dem englischen Humoristen in seinen guten Stunden so unwiderstehlich hervorbricht; aber die sinnige Objektivität seines einfacheren Geistes hat ihn zu einem treueren Spiegel der Natur gemacht. Es ist ein klassischer Zug in ihm, der ihn still und hoch neben jenem modernsten aller Menschen erhebt.

Die Welt der „Unbeachteten", der „Kleinen" war seine Welt. „Ich glaube," sagt er im „Schurr-Murr" (in „Haunefiken"), „daß uns in den niedern Ständen Tugend wie Laster in größerer Nacktheit entgegentreten, frei von jenen verhüllenden Gewändern, die man „Rücksichten", „Verhältnisse", ja sogar „Bildung" zu betiteln pflegt, und daß sie uns deshalb poetischer erscheinen müssen". Ihm wenigstens erschienen sie so, weil sich sein Auge an ihnen und für sie gebildet hatte, weil er den Beruf in sich fühlte, ihre Poesie zu offenbaren. Wie entwickelte sich in seinem verlangsamten, gehemmten Lebenslauf dieser Beruf? Auch darüber sagt er selbst, in einem biographischen Brief, den er 1861 an den Sohn eines Freundes, einen seiner Zöglinge aus der Treptower Zeit, schrieb: „Soll ich noch hinzufügen, welchen besonderen Umständen ich meine etwaige poetische Ader zu verdanken habe, so bin ich der Meinung, daß meine Mutter

in der ersten Jugendzeit hierauf den größten Einfluß geübt hat, daß später die Festungszeit durch die fortwährenden Phantasiespiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit heraufzubeschwören gezwungen ist, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich gewesen ist, und daß sie mich befähigt hat, den Menschen kennen zu lernen. Im regen Verkehr mit vielen Menschen mag man die Menschen besser explorieren, ist man aber jahrelang auf einen Umgang angewiesen, glaube ich, lernt man den Menschen besser kennen. Meine landwirtschaftliche Carriere, meine in einer kleinen ackerbautreibenden Stadt hingebrachte Jugendzeit, sowie auch der stete Verkehr mit plattdeutsch redenden Landsleuten auf Universität und Festung hat sicherlich mir meine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgeschrieben; meine Liebe zu dem Volke, wie's nun einmal ist, auch das Glück, welches ich mit meinen ersten Versuchen hatte, haben das Ihre dazu gethan."

Wie viel Glück und Ruhm ihm auf diesem Wege zum plattdeutschen Parnaß auch zugefallen ist, er blieb bis an sein Ende, seiner reinen Natur getreu, ein bescheidener Mensch. Ich berufe mich dafür nicht auf jenes Wort, das man ihm nacherzählt: als einige exaltierte Damen ihm erklärten, er stehe über Goethe und Schiller, habe er einfach geantwortet mit einem „Adjüs, Madams!" Ich berufe mich auf alles und jedes, was seiner wahrhaften Seele entfloß; auf das ganze Bild seines Wesens, wie es dem Leser nun vor Augen steht. In ihm war alles, was ihm gegeben war, mit gutem, gleichsam mit gerechtem Maße gemischt; diese glückliche Harmonie, die ihn selber wärmte, strahlte ihre Wärme auch auf die anderen aus. Ihr entfloß seine ruhige Tüchtigkeit, Klarheit, innere und äußere Ordnung; ihr auch seine Menschenliebe und Güte; ihr das tiefe, herz-

liche, heitere Behagen, das ihm die Herzen gewann. Vor allem aber entfloß ihr die unerschütterlich gleiche, reine Mäßigung, mit der er die ihm heiligsten Angelegenheiten seines Lebens betrieb: sein Verhältnis zum Staat und sein Verhältnis zu Gott. Er, der durch eine grausame, vernunftlose Politik so furchtbar gelitten hatte, blieb allezeit — in Leben und Dichtung — seinen Idealen, allezeit aber auch der Stimme der Einsicht und Gerechtigkeit in seinem Herzen getreu. Er, der am persönlichen Gott, am Fortleben im Jenseits mit unanfechtbarer Ueberzeugung festhielt, hat nie seinen Haß gegen unduldsame Gläubigkeit, nie seine schlichte, herzliche Achtung vor der fremden Meinung verleugnet. Er kannte die Welt zu gut, und daß sie aus rechts und aus links besteht, aus Himmel und Erde, aus Bewußtem und Unbewußtem, — wie aus Freud' und Leid. Er, der — als der echte, innige Humorist, der er war — in einem seiner Bücher schreibt: „Wer kann sagen, wo Freud' und Leid sich scheiden? Sie spielen zu wunderlich im Menschenherzen ineinander hinüber; sie sind Aufzug und Einschlag, und wohl dem, bei dem aus beiden ein festes Gewebe wird!" In ihm waren sie beide fest, unlösbar verwebt; darum kannte er die Natur der Dinge; darum war er gerecht, liebevoll und gut.

Seine Dichtungen, seine Briefe, seine Freunde, seine Thaten, alles sagt und bezeugt, daß er ein wahrhaft guter, reiner Mensch war. Und so werden denn auch unsere Kinder und Kindeskinder nicht aufhören, ihn und sein aus ihm nachgeschaffenes zweites Ich, seine Werke zu lieben.

Drei Nächte.

Ein Gespräch.

(1885.)

(Zuerst gedruckt im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, 1885.)

Ich glaube, jeder von uns kennt diesen oder jenen Menschen, dessen Verschwinden aus einer (nicht zu großen) Gesellschaft das Gefühl zurückläßt: jetzt kann es gemütlich werden! Diese Menschen tragen also zur Belebung des geselligen Verkehrs nur dadurch bei, daß sie die Thür hinter sich zumachen; dann aber erzeugen sie oft durch natürliche Reaktion eine Erwärmung und Vertiefung des Gedankentausches, welche die Welt ihnen anrechnen sollte, wenn zu den Eigenschaften der Welt Dankbarkeit gehörte.

In einer kleinen Gesellschaft, deren ich mich noch sehr wohl erinnere (obwohl seitdem fünf oder sechs Jahre verstrichen sind), war ein so glücklicher Augenblick gekommen: die hohe Thür schloß sich hinter einer kurzen und starken Dame, deren sehr hervortretendes Profil unseren Kreis bis dahin gleichsam durchschnitten hatte. Eine kleine Weile war uns wohl, als hörten wir noch ihre scharfe, laute, alles ansäuernde Stimme, und wir schienen auf deren letzte Schwingungen an der Decke des Salons zu lauschen; bis die lebhafte Lambertine nach einem tiefen Atemzuge sagte: Gott sei Dank, nun wird's schön!

Herr v. W. lächelte behaglich; ein älterer Mann von feiner, schlanker, aristokratischer Figur, ehedem Diplomat, jetzt seit vielen Jahren seinen schöngeistigen Studien, seinen Freunden und auch wohl seinen Grillen lebend.

Sie sehen, liebe Lambertine, sagte er mit seiner immer gedämpften, angenehmen Stimme, meine Theorie hat sich wieder bewährt: es gibt kein Unglück, in das nicht auch ein

wenig Glück eingeschachtelt wäre. Ich habe heute sehr durch diese Dame gelitten —

Und haben denn auch fast kein Wort gesprochen, warf Lambertine ein.

Aber während ich so dasaß und schwieg, fuhr Herr v. W. fort, und mir so gern wie Odysseus die Ohren mit Wachs verstopft hätte, sagte ich mir im stillen: Sie haben gut schreien, gnädige Frau, ich weiß, um Zehn geht Ihr Zug, und Gott in seiner Gnade hat Sie pünktlich und nervös-unruhig geschaffen! — Nun ist sie fort — und nun sehen Sie mal, wie gemütlich die Lampe brennt und wie zufrieden und hübsch Sie alle aussehn.

Warum ladet man eigentlich diese Dame ein? fragte Lambertine.

Frau Toni, die Hausfrau, lächelte und seufzte; sie wußte, daß uns allen bekannt war, warum sie es nicht ganz vermeiden konnte, die geräuschvolle Frau X. zuweilen bei sich zu sehn. Lassen wir sie jetzt! rief dann ihre schöne Altstimme aus. Wir wollen glücklich sein, da wir nun ganz unter uns sind, und einmal recht wie Menschen sprechen! — Glücklich . . . Dabei fällt mir ein (sie wendete sich an Herrn v. W.): warum schwiegen Sie vorhin, als Frau X. behauptete, es gebe überhaupt keinen Menschen, der glücklich ist?

Sie sagte es so laut, liebe Toni, daß ich mich aus Grundsatz nicht rührte; wie die Vögel nicht zu singen pflegen, wenn es donnert. Auch ist mir meine Glückstheorie so heilig (er lächelte), daß ich davon nur „in der Gemeinde" spreche, das heißt, unter den allerbesten Freunden, wie jetzt. Und nun bitte ich auch um eine Tasse Thee.

Da ist sie, sagte Frau Toni. Aber nun gestehen Sie, daß Sie gern ein bißchen paradox sind, um uns arme unwissende Frauen aus dem Text zu bringen. Sie behaupteten

neulich, als wir im Garten gingen, das Wort „Glück" sei nur eine Phrase, von irgend einem oberflächlichen Schwadroneur erfunden, der nicht über seine Nase weggesehen habe. Das heißt denn doch — — Wozu haben wir denn die Sprache, wenn wir das Wort „Glück" nicht mehr brauchen sollten, das uns ebenso notwendig ist, wie die Sache selbst?

Da irren Sie sehr, erwiderte Herr v. W. Das reine, abstrakte Glück — wie es die Menschen sich so gern konstruieren — ist Ihnen ebensowenig notwendig, wie das reine Licht. Sie sehen grüne Wiesen, blauen Himmel, braunes und blondes Haar — und sonst noch allerlei Schönes; ich glaube aber, es würde Ihnen kurios zu Mute, wenn Sie die Welt, statt in diesem Farbengemisch, in lauter reinem Licht sehen sollten, das nur mit dem Nicht-Licht abwechselt. Glauben Sie, liebe Toni, Ihre Seele sei anders eingerichtet als Ihre Augen? Da kennen Sie den Weltmacher schlecht. Er ist konsequent. Er hat Ihre Seele — Ihre jetzige — auch nur für die Farbenbrechungen des sogenannten „Glücks" und „Nichtglücks" geschaffen; in „ungebrochenem" Zustand halten Sie beides nicht eine Stunde aus. Glauben Sie es anders zu wissen, so haben Sie eben diese eine Stunde — und die, welche ihr etwa folgten — nicht analysiert; sich nicht in Ihrem Bewußtsein verdeutlicht, wie auch da das reine Unglück oder Glück sich in ein Farbenspiel wechselnder Empfindungen zersetzte; oder Ihre Seele müßte gradezu in die Vernichtung eines Starrkrampfes versunken sein. Darum verstumm' ich eben, wenn andere mit der Trompetenstimme der Ueberzeugung vom theoretischen, absoluten Glück sprechen; denn leere Worte über leere Worte rede ich nicht mehr gerne.

Lambertinens Wangen fingen an, sich zu röten, wie immer, wenn ein Gegenstand des Gesprächs ihr zu schaffen machte. Wie nennen Sie denn das, fragte sie, was wir

erleben, wünschen, wollen, fühlen und verlieren, wenn Sie es nicht Glück oder Unglück nennen?

Nun, die Sprache ist nicht so arm, antwortete Herr v. W. lächelnd. Für die verschiedenen Farbenbrechungen des sogenannten Glücks hat sie viele Namen, edle und niedere; mag mich nun eine „Augenweide" laben oder eine „Herzensfreude", ein „Ohrenschmaus" oder ein „Seelentrost", ein „Genuß des Gaumens" oder eine „Befriedigung des Ehrgeizes", das „Gefühl einer schönen Handlung" oder die „Seligkeit des Kusses" — ich müßte sehr langweilig werden, wenn ich das ganze Register vor Ihnen ablesen wollte. Aber das ist es eigentlich gar nicht, was ich sagen will, sondern ich will sagen: wir sind für ein beständiges Ineinanderspielen von Glücksfarben und Unglücksfarben geschaffen; und wir sagen das selbst, wenn wir von den eigentlichen Grundfarben unseres Seelenlebens: von Hoffnung, Sehnsucht, Trauer, Erinnerung, Mitleid, Liebe, Haß, Unruhe, Frieden sprechen; denn mischt sich nicht in jedem dieser Zustände (und ihrer Geschwister) ein Stachel mit einem Balsam, Haben mit Entbehren, Verlust mit Gewinn? Und wie wollten Sie da noch von absolutem Glück sprechen? — Machen Sie die Augen zu, meine liebe Toni, und denken Sie geschwind Ihr ganzes Leben zurück; sollten Sie dann nicht fühlen, wie wunderbar alles, was Sie „Glück", was Sie „Unglück" nennen, miteinander verkettet, auseinander hervorgewachsen, ineinander verschmolzen ist, daß Sie in ihrem aufrichtigen, denkenden Bewußtsein es nicht trennen können? Mit welcher Enttäuschung oder Ernüchterung endeten wohl die schönen Stunden, die Sie selig machten? Was für Keime von zukünftiger Bereicherung Ihres Lebens lagen wohl in diesem oder jenem trostlosen Schmerz verborgen, der Ihnen als reines, nacktes „Unglück" erschien? — Aber wir werden zu ernsthaft für

einen so gemütlichen Abend, den wir so teuer erkauft haben —

O nein, nein, nein! fiel ihm die junge Hausfrau ins Wort. Beleidigen Sie uns nicht. Wir sind gerne ernsthaft, und das wissen Sie. Und da wir die schweigende „Sphinx" in Ihnen einmal zum Reden gebracht haben, wollen wir sie auch bis zu Ende hören!

Ich bin schon zu Ende. Ob ich recht oder unrecht habe, sollen Sie und die anderen sich nun selber sagen, indem Sie an die Quelle gehen und Ihr Leben anschauen. Jeder von uns hat einen Roman oder eine Novelle erlebt: die seines eigenen Schicksals; da wird sich dieses Gesetz der Farbenmischung finden, von dem ich gesprochen habe — oder ich bin wirklich nur ein alter paradoxer Grillenfänger und gehöre mit Frau X. hinaus vor die Thür.

Einen Roman — eine Novelle — jeder von uns? sagte Frau Toni und schüttelte den Kopf. Ich nicht. Ich leider nicht. Das ging alles so einfach und natürlich zu —

Ihnen sieht's so aus! weil Sie nicht vom Fach sind. Fragen Sie Den da, den Dichter, ob nicht jeder seine Novelle erlebt; bewußt oder unbewußt, lang oder kurz, langsam oder auf einmal — darauf kommt's nicht an.

Was meinen Sie? fragte Lambertine, die klugen Augen auf mich richtend.

Ich glaube, Herr v. W. hat recht, antwortete ich.

Gewiß hat er recht, sagte Herr v. W. mit seiner gelassenen Philosophenstimme. Ich gehe auch noch viel weiter: ich behaupte und wette, daß man aus jedem unserer Menschenleben — ich spreche von den Anwesenden — nur drei Tage oder Nächte herauszugreifen braucht, an denen der Betreffende ganz besonders „glücklich" oder „unglücklich" war, um die landesüblichen Ausdrücke zu brauchen —

und diese kleine Kette, denn eine Kette wäre zwischen den drei Tagen oder Nächten immer herzustellen, gäbe eine Novelle, und diese Novelle würde meinen Satz beweisen.

Nun, das ist doch wohl —

Etwas kühn! rief Lambertine aus, den angefangenen Satz der Hausfrau beendend.

Herr v. W. lächelte und blickte Lambertine von der Seite an. Bei Ihnen wäre ich meiner Sache sicher, sagte er dann sehr behaglich; denn obwohl Sie bis jetzt weder Mann noch Kind haben, noch um die Erde gereist sind, noch sonst von Abenteuern zu erzählen hätten, so kann ich mich doch auf Ihre Novellenaugen verlassen. Aber ich glaube, Sie würden mir nicht alles erzählen wollen, weil — nun weil eben das Geheimnis oft gar besonders süß ist, setzte er etwas stockend hinzu, um noch mit leidlich guter Art aus der Indiskretion herauszukommen.

Lambertine lachte laut auf; aber das Lachen explodierte etwas gewaltsam und verräterisch. Walter, der fünfte und letzte unseres kleinen Kreises, ein junger Gelehrter und uns sehr befreundet, sah unendlich stumm vor sich hin; so stumm, daß man die Absicht seines Schweigens hörte. Lambertine sah ihn nicht an. Wir andern aber wendeten gleichzeitig den Blick auf ihn — den Blick der gesellschaftlichen Lüge, der scheinbar ganz ziellos ist und wie ein Pfeil ohne Spitze; doch weiß er wohl, was er will, und wenn er scheinbar gedankenlos wieder umkehrt, so kommt er beladen wie die Biene aus dem Kelch zurück. Ja, Die sind also einig, dachte ich nach diesem Blick, und mit stiller Freude.

Nun, und ich? fragte Frau Toni.

Wenn Sie den Mut haben, offen zu erzählen, so haben wir die Novelle, sagte Herr v. W.; daran zweifle ich gar nicht. Lächeln Sie nicht. Ich wette.

Ich soll an die drei glücklichsten und unglücklichsten Tage oder Nächte meines Lebens denken?

Ja, weiter nichts. Sie sollen sich durchaus nicht fragen, ob sie zusammenhängen und wie, sollen nur die drei herausgreifen — und dann ehrlich erzählen. Ehrlich, hören Sie wohl! Darauf kommt es an! — Herr v. W. setzte lächelnd hinzu: Ihr Mann ist nicht hier. Sie können also ganz unbefangen sein. Oder scheuen Sie sich vor uns, Ihren besten Freunden?

Nein; ich hätte den Mut, sagte Frau Toni mit einem reizenden, entschlußfassenden Lächeln. Ihr Männer denkt von uns Frauen ohnehin so geringschätzig; ich möchte meinem Geschlecht einmal Ehre machen. Anschauen muß ich euch ja nicht, wenn ich gerade nicht will —

O nein.

Ich werde vielleicht mitunter die Augen zumachen, wie Sie mir vorhin rieten; und das thu' ich *jetzt gleich*, um über diese Glücks- und Unglückstage nachzudenken. — Das erste ist nicht ein Tag, sondern eine *Nacht*, die glücklichste meines Lebens; ja, das reinste, das ungemischte — verzeihen Sie — das vollkommene Glück!

Herr v. W. lächelte fast unmerklich und schwieg.

Es ist also Nacht, sagte er nach einer Weile, da Frau Toni noch zögerte und sann, offenbar etwas unsicher, wie sie dieses ungewohnte Unternehmen nur richtig anfangen solle.

Ja. Eine Frühlingsnacht. Ich saß in meinem Zimmer; ich war achtzehn Jahre alt; die beiden Fenster waren weit geöffnet, um die laue Luft und den Mondschein hereinzulassen. Ich saß auf meinem Bett und entkleidete mich schon seit einer halben Stunde, hatte aber noch die Blumen im Haar. Denn ich kam vom Ball; meinem ersten Ball! Sie sehen, ich war nicht verwöhnt; achtzehn Jahre alt und erst der erste Ball . . .

Aber was für einer! Alles vollkommen, alles Poesie! Die geschmückten Säle, das strahlende Kerzenmeer, die in meinem Blut tanzende Musik, die heiteren Menschen, alle zu mir so freundlich, so zuvorkommend, so gut . . . Ich bin wohl sehr dumm, daß ich Ihnen diesen Ball beschreibe?

Nein, es gehört zur Sache, entgegnete Herr v. W. mit ernsthaftem Gesicht; fahren Sie nur fort.

Also die Menschen so gut — einer aber mehr als alle, und der der schönste von allen — Sie wußten schon, daß das kommen würde. Ich sah in das Mondlicht hinaus und wiederholte mir jedes seiner Worte. Ein paarmal kränkte es mich, daß mir nicht wieder einfallen wollte, was er in diesem und jenem Augenblick gesagt hatte; über einer ganz gedankenlosen Vertiefung in seine Augen hatte ich's vergessen. Dann sah ich auf meine Hand: wie hatte er die gehalten und gedrückt! Und wie hatten seine Augen — sie waren braun, groß, leuchtend — immerfort gesprochen! — Ich ging, verrückt wie Ophelia, durchs Zimmer und sang; bald aus dem Gesangbuch, bald Studentenlieder, die ich von meinem Bruder gelernt hatte, bis mir endlich auch sentimentale Frühlings- und Liebeslieder einfielen. Ich ging ans Fenster; draußen lag die Stadt ganz still, nur eine Nachtigall sang nebenan im Garten . . .

Aber ich bitte Sie, liebster Freund, unterbrach Frau Toni sich selbst, ist das alles nicht das Allergewöhnlichste, Ausgeschriebenste? Wozu soll ich Ihnen das erzählen? Habe ich nicht recht?

Bis jetzt ist diese Nacht allerdings nicht sehr originell; auch von der singenden Nachtigall hab' ich schon gelesen; aber wir verzagen noch nicht. Fahren Sie nur fort!

O, es wird noch schlimmer. Es wird jetzt ein Stein —

O weh! rief Herr v. W. unwillkürlich aus. In Ihr Fenster fliegen?

Ja, ja! — Was soll ich machen; es war so. Ich sagte es Ihnen vorher: ich hab' absolut keine „Novelle“ erlebt! — Ja, es flog auf einmal etwas herein; ich dachte in der ersten Verrücktheit: es wird die Nachtigall sein; dann lag aber eine zusammengeknäuelte Zeitung auf dem Boden, die ich sehr verwundert aufhob. Ich wickelte sie von dem Stein herunter, um den sie geknäuelt war; ein fettgedruckter und rot angestrichener Leitartikel fiel mir in die Augen: „Das zukünftige deutsche Reich!“ „Der norddeutsche Bund ist gegründet; diesem Baum wird eine Krone wachsen, und die wird ‚das Reich‘ heißen ...“ So ungefähr fing es an. Aber mein Gott, was soll ich mit dieser Zeitung? dachte ich ganz verwirrt; was soll ich mit dem norddeutschen Bund? Wer wirft mir denn das so in der Nacht herein? — Ich wollte das Blatt wieder hinauswerfen; da sah ich, daß ein kleiner Zettel hineingewickelt war, ein beschriebener. Ich erkannte die Handschrift —

O, ich erkenne sie auch, sagte Herr v. W.; die des „Schönsten von allen“.

Nicht wahr, man weiß alles vorher? — Ja, es ist eine ganz hoffnungslose Geschichte —

Fahren Sie nur noch fort!

Nun, er erklärte in diesem Zettel, daß er Toni liebe. Daß er Toni schon lange liebe, aber erst heute aus ihren Augen den Mut gesogen habe, es ihr zu bekennen. Daß Toni die Schönste und die Beste sei, und daß er sterben müsse, wenn Toni nicht sein Weib werde. Aber Toni werde sein Weib werden, darauf hoffe er fest! Zwei Dinge liebe er vor allem auf der Welt: Deutschland und Toni. Deutschland werde groß und eins und frei werden, und Toni sein Weib!

Das alles stand auf dem kleinen Zettel?

Ja; in seiner kleinen Schrift! — Ich fühlte aber einen gewissen Ruck in meiner Brust: Warum spricht er von Deutschland? Was geht ihn jetzt Deutschland an? Er liebt wohl gar dieses Deutschland ebenso wie mich? — Ich fing an, ihm böse zu werden; aber das that mir nicht gut. Ich dachte: ja, ich liebe dich! ja, ich liebe dich! — und das that mir besser. Ich trat vor den Spiegel, sah lange hinein — sehen Sie wohl, ich bin offenherzig — und sagte mir: Nun, ich bin doch schöner als sein Deutschland (auf der Landkarte von Europa, meint' ich), und er wird mich mehr lieben, und wir werden glücklich, grenzenlos glücklich sein! — Dann dachte ich endlich: mein Gott, hat er den Stein nicht selber hereingeworfen? Und wartet wohl gar noch auf meine Antwort? Und was soll ich thun? Darf ich ihm denn winken?

Darauf gingen Sie ans Fenster und winkten —

Ja, sagte Frau Toni lächelnd; nachdem ich mir ein Tuch über die Schultern gelegt hatte ... Und als ich ihm durch die Gebärdensprache jeden Satz seines Zettels ausführlich beantwortet, und er gegangen war, schloß ich mein Fenster und wurde wieder selig verrückt. Ich tanzte im Zimmer umher und sang nach einer unmöglichen Melodie: „Deutschland wird groß und eins und frei, und Toni wird mein Weib!" — Dann warf ich meinen Kopf aufs Bett und fing an zu weinen ...

Nun, und am Morgen lag ich noch so da, fuhr Frau Toni nach einer Weile fort. Ich hab' nicht geschlafen. Konnte nicht vor Glück ... Das war diese Nacht!

Man muß zufrieden sein, murmelte Herr v. W.

Lambertine lächelte eigentümlich in sich hinein — vermutlich in noch jungen Erinnerungen — und Walter lächelte einen flüchtigen Augenblick zu ihr hinüber.

Jedenfalls war das „reines Glück", nicht wahr? fragte die Hausfrau mit ihrem unschuldig neckenden Gesicht.

Es war ganz die Lichtbrechung, von der ich sprach, liebe Toni, antwortete Herr v. W. unerschüttert; und desgleichen die Mischung. Sie lesen von seinem geliebten Deutschland, sogleich regt sich die Eifersucht; das aber weckt die Innigkeit der Liebe, die Ihnen so nicht bewußt war. Der Stachel eines Zweifels an Ihrer Macht treibt Sie vor den Spiegel; die jugendliche Eitelkeit — verzeihen Sie — stellt das innere Gleichgewicht wieder her. Und dieser Rausch des „Glücks", von dem Sie uns erzählten, was ist er anders, als eben der rasche Wechsel der Farben, in die sich das „Licht" zerlegt? Sie träumen, Sie tanzen, Sie singen, Sie weinen, und wer weiß, was alles . . . Aber ich will nicht pedantisch philosophieren; fahren Sie lieber fort!

Was nun? fragte Frau Toni.

Nach der Theorie des Herrn v. W., sagte Herr Walter, sollten Sie jetzt den unglücklichsten Tag Ihres Lebens wählen —

Ja, ja, sagte sie und sann einen Augenblick. Dann setzte sie hinzu: Es ist wiederum eine Nacht . . . Es war — —

Sie brach ab.

Ach, es ist doch schwerer, als ich dachte!

So lassen Sie es gut sein, liebe Freundin, sagte Herr v. W. Wir sind ja nicht beisammen, um uns zu quälen.

Nein, erwiderte sie; sollt' ich's nicht überwinden? Habt ihr nicht alle mein erstes Glück gekannt und erlebt, und wißt, was ich verlor? — Sie schloß die Augen, und nach einer Weile fuhr sie leiser fort: Es war die Nacht nach dem Abend, an dem unser kleiner Ludwig starb; unser Einziger — — Im Frühling Siebenundsechzig hatten wir uns auf

jenem Ball gefunden; das Jahr darauf war die Hochzeit; Neunundsechzig kam dieses holde Kind, und schon im Sommer des nächsten Jahres lag es kalt im Bettchen . . . Ich war wie aus einer langen Erstarrung aufgewacht, die der ersten Verzweiflung folgte; ich hatte die alte Marie, die die Nacht über bei dem kleinen Toten wachen wollte, ins Nebenzimmer geschickt, saß allein neben dem kleinen Bett und wartete auf meinen Mann. Der war in Geschäften am Morgen über Land gefahren, noch ahnungslos, wie nahe das Ende war; und nun wird er kommen und die Leiche finden! — Es war eine stürmische, schwüle Sommernacht, der Regen schlug an die Fenster; vom Bahnhof — wir wohnten in seiner Nähe — pfiff es beständig herüber, bald hier, bald da, und Trompetensignale schmetterten dazwischen: es waren die Truppenzüge, die nach Frankreich gingen, der Krieg war erklärt. In den ersten Stunden ging jeder Ton mir durch Mark und Bein, wenn ich dann das stille Kind sah; nach und nach versank ich in einen dumpferen Zustand, indem ich die schrillen und hohlen und schmetternden Töne hinnahm, als gehörten sie eben zu dieser fürchterlichen Nacht. Ich dachte nur: Mein Mann, der wird nun auf der Heimfahrt, im Wagen übers Feld, auch diese Signale hören, und das Herz wird ihm groß werden, er lebt ja nur für sein Deutschland, und jeder Trompetenstoß wird ihm sagen: zieh mit, zieh mit in den Krieg! — Und hier liegt sein Kind, und hier sitzt seine Frau . . . Mein Gott, was ist mir Deutschland? Mein Glück, mein Leben ist tot! — Und ich hasse dieses Deutschland, ja, ich hasse es, ich hasse es; meinen Mann, meinen Alfred, hat es mir entfremdet, es steht wie ein Ungeheuer zwischen mir und ihm, er liebt nur noch diese andere Geliebte, nicht mehr seine Toni! — —

Nicht wahr, das sind sonderbare Bekenntnisse, die einem nicht leicht werden, setzte Frau Toni mit einem rührend weichen Lächeln hinzu; es traten ihr Thränen in die Augen, die sie still zerdrückte.

Sie wissen ja, wer wir sind, murmelte Herr v. W.

Ja; und es ist vorbei! — — Ich aber saß damals wie in einem Traum: Wie ist das alles gekommen? Was hab' ich denn gethan, daß er nicht mehr für mich lebt, daß zwischen uns die Kluft immer kühler wurde und zuletzt so kalt? Ich wollte glücklich sein, ich wollte nur lieben und lachen und singen und meine Jugend genießen. War denn das ein Unrecht? Wenn ihm das zuerst so gefiel und hernach nicht mehr, ist das meine Schuld? Wenn seine ewige vaterländische Politik mich langweilte, mich eifersüchtig machte, wenn ich bei seiner rastlosen, ernsthaften Begeisterung einschlief oder ungeduldig, verstimmt, gereizt wurde und es ihn fühlen ließ — mein Gott, bin ich denn nicht jung? Ich war achtzehn und bin einundzwanzig . . . Mir fiel wieder die Zeitung vom „zukünftigen deutschen Reich“ ein, in die er damals sein Liebesgeständnis eingewickelt hatte; Zeitung und Stein und Blatt hatte ich wie Reliquien aufgehoben; jetzt graute mir auf einmal vor jener glücklichsten Nacht. Ja, ich muß es sagen . . . Wenn ich damals diesem Rausch des Glücks widerstanden hätte, dacht' ich; wenn irgend ein Engel vom Himmel mich gewarnt hätte: „geh nicht hin, wink ihm nicht! drück dein Herz nur zusammen, so eine erste Liebe ist Schaum und Traum und vergeht!“ — und wenn ich ebenso wie die Nachtigall, die im Juli schon nicht mehr sang, diese Frühlingsgefühle weggesungen oder auch weggeweint und endlich vergessen hätte — so säß hier nun nicht die unglückseligste Frau der Welt mit dem toten Kind! — O ja, damals fühlte ich, was Sie vorhin sagten: Glück und Un-

glück, eines wächst aus dem andern, und wie eine Kette schlingt sich's dann um uns her . . .

Da öffnete sich die Thür, und mein Mann trat ein. Ich hatte es in meinen Gedanken überhört, daß er kam. Die alte Marie hatte ihn heimlich vor der Hausthür erwartet; er hatte das erste Entsetzen draußen überstanden, stumm an die Wand gelehnt; nun kam er still herein, bleich wie das Kind. So weit weiß ich's wohl; von der nächsten Stunde könnt' ich nicht viel sagen . . . Es war wohl schon tiefe Nacht, als endlich er und ich nebeneinander saßen; er hatte eine Weile zu meinen Füßen gelegen und mir so holde, süße Worte gesagt, daß ich sie noch immer hörte wie Musik, und in einer sonderbaren Seligkeit so vor mich hinlächelte; jetzt hielt er stumm meine Hand, wir betrachteten beide unser schlafendes Kind. Es war mir zuweilen, als schliefe es nur einen schönen Schlaf, aber durch irgend etwas verklärt, veredelt, das ich nicht verstand; und als wäre es ein unbegreifliches, schaurig erhebendes, nie wiederkehrendes Glück, dieses geliebte Kind so in seiner Vollendung und Verklärung zu sehn. Ich hatt' es noch nie erlebt, daß der Tod so schön macht . . . Dann aber schien mir das ernste kleine Engelsantlitz zu sagen: Nun? Werdet ihr nun wieder einig sein? wird mein Tod euch helfen? — Ich sagte leise etwas an Alfreds Ohr; ich weiß nicht mehr, was. Er nickte und küßte mich. Draußen hörte ich wieder die Signale und die pfeifenden Töne durch die stille Nacht; sie hatten auch wohl nicht aufgehört, nur in mein Bewußtsein waren sie nicht gekommen. Mein Mann sah auf das Kind, dann horchte er hinaus; es ging ein feierlicher Ausdruck über sein Gesicht, den ich nicht verstand. Er blickte von der Seite auf mich — die dunklen Augen übergroß in der tiefen Bläſſe; seine Hand deutete in die Nacht hinaus. Der Blick schien mich

etwas zu fragen, ich begriff nicht, was; es lief mir aber wie ein fremder Klang über die Seele, daß es mich zusammenzog. Was denkst du? fragte ich endlich. Was willst du? — Er dachte eine Weile nach; dann, nachdem er mich wieder angesehn, schüttelte er wie resigniert den Kopf, mit einer Art von Lächeln. Ist er wieder bei seinem Deutschland? dachte ich, und versteinerte. Soll sein Deutschland uns helfen? — Ich hüllte mich fest und fester ein in meinen Schmerz, und so saß ich da. Was war mir die Welt? und der „große Krieg"? Soll ich an die andern denken, während ich vergehe? —

So zog allmählich die Nacht vorbei, und es ward hell. Auch in dieser Nacht hab' ich nicht geschlafen . . . Alfred ward endlich unruhig, wie durch die Töne vom Bahnhof aus sich herausgeschreckt; er trat ans Fenster und starrte in den Morgen. Plötzlich war ich neben ihm: Alfred! Denkst du denn noch, wie du neulich sagtest, als Freiwilliger oder wenigstens als „Nothelfer" mit in den Krieg zu gehn? — Er sah wieder in meine Augen. Ohne dich? fragte er zurück. Kann ich dich jetzt allein lassen? — Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber er blieb still. Die alte Marie kam schüchtern in die Thür, ob wir uns denn nicht endlich zur Ruhe legen wollten. Die Kerzen brannten so blaß; der Tag schien hell, unbarmherzig hell auf den Kleinen im Bett. Nun war mir erst ganz, als hätt' ich ihn verloren, und während ich zu ihm ging, schwanden mir die Sinne. — —

Frau Toni schwieg eine Weile. Wir saßen denn auch, ohne uns zu regen. Sie hatte eine Stimme, die erstaunlich zu Herzen ging; zugleich dachte ich nach, woher ihr wohl die Kraft komme, das alles so sachlich, treu und offen zu erzählen.

Als hätte sie meinen Gedanken erraten, fing sie plötz-

lich an: Wundert ihr euch nicht? Ich wundere mich selbst. Aber indem ich so sprach, ging es mir sonderbar: während ich mir diese schreckliche Nacht Stunde für Stunde vor die Augen stellte, fing ich wirklich an, den Zusammenhang, die „Kette" herauszufühlen, die, wie Sie sagen, die „Novelle" ausmacht; und es trieb mich so eigen, diesem Zusammenhang zu folgen — und so mußte ich weiter. Aber glauben Sie mir, ich habe nicht ein Gefühl, nicht einen Gedanken hineingelegt, den ich nicht damals erlebte; ich habe alles in der unklaren Dämmerung gelassen, in die ich in jener Nacht noch versunken war. Eine dritte Nacht mußte kommen . . . Denn bei mir sind es lauter Nächte! setzte sie, bewegt lächelnd, hinzu. Von dieser dritten Nacht muß ich gleich selber sagen: sie war aus Unglück und Glück recht nach dem Rezept gemischt; aber auch in ihr hab' ich nichts Absonderliches, nichts, das eine wirkliche „Handlung" oder „Geschichte" ist, erlebt; nur was so in mir vorging. . . Wollt ihr's doch noch hören?

Wir nickten. Lambertine war der Hausfrau näher gerückt und sah ihr unverwandt ins Gesicht.

Seid ruhig: ich mach' es kurz! — Es war ein halbes Jahr später, Ende Januar Achtzehnhunderteinundsiebzig; damals wohnten wir noch in M. Ich war wieder allein, wieder brannten Kerzen; sie standen aber in Reihen an den Fenstern — so viele, wie nur Platz hatten — denn die ganze Stadt hatte illuminiert. Zur Feier des Waffenstillstands, der vor Paris abgeschlossen war und den man schon — und mit Recht — als den Frieden ansah; den schönsten Frieden nach einem solchen Krieg! Auf der Straße unter mir wogten Tausende von Menschen; drüben alle Häuser hell von oben bis unten; aus einiger Entfernung hörte ich Musik, rauschende, kriegerische, dann lustige — ich weiß

nicht, woher sie kam. Die kriegerische that mir wohl, ich ging dann in meiner Unruhe wie im Marsch auf und ab, von einem Zimmer ins andre; bei der lustigen ward ich grenzenlos melancholisch und wußte nicht mehr wohin. . . Mein Bruder war in der ersten Schlacht bei Orleans schwer verwundet worden; Alfred war hingereist, ihn zu suchen, zu pflegen; diese ganze Zeit hatte ich nun wie eine Witwe gelebt, mit meiner Trauer allein — und mit den Zeitungen. Denn die las ich nun Tag für Tag; ich studierte sie. Ich hatte nur sie und Alfreds Briefe dazu; lange, lebendige, feurige Berichte von allem Herrlichen und Schrecklichen dieses Kriegs; jedem Wort fühlt' ich an, wie wohl ihm war, daß das Schicksal ihn doch noch hingetrieben hatte, daß er, während er meinem Bruder half, auch vielen anderen noch nützen und helfen, sich für seine heilige Sache doch auch etwas opfern konnte. Ja, alles, alles für Deutschland! Toni aber saß daheim, eine junge Witwe im schwarzen Kleid, und las. . . Ich hielt's endlich nicht mehr aus — an diesem Abend, mein' ich — setzte mich zur Lampe an den Tisch, legte alle diese Briefe vor mich hin, die mich glücklich und traurig machten, und legte alles dazu, was ich an Erinnerungen aus der seligen ersten Zeit gesammelt hatte. Verwelkte Sträußchen von ihm, Verse, mit Bleistift geschrieben, auch abgerissene Blätter, ein Schleifchen von jenem Ball, eine braune Locke; ach, ihr wißt ja, was glückliche Menschen sammeln. . . Auch jener Stein lag dabei, mit dem ersten Blatt und der Zeitung. Ich hatte diese Zeitung, gegen die ich einen unklaren Widerwillen hatte, nie mehr angesehn; jetzt, an die Journale mit den Kriegsberichten gewöhnt, nahm ich sie unwillkürlich in die Hand und blätterte sie auf. „Das zukünftige deutsche Reich!“ — Warum ist denn das alles rot angestrichen? dacht' ich. Gefiel ihm das damals so

sehr? — Ich fühlte wieder einen Stich in der Brust — und fing an zu lesen. „Der norddeutsche Bund ist gegründet; diesem Baum wird eine Krone wachsen — und die wird das Reich heißen!“ — Ja, dieses Reich war nun da; unter Schlachtendonner und Siegesfanfaren war der Baum gewachsen, sein geliebtes Deutschland war „groß und eins und frei“ — und die arme Toni sein Weib! — Ich fing an zu schluchzen. Aber es schien mir schlecht, daß ich mich nicht freute; ich drückte mir die Kehle, bis das Schluchzen still war, und las weiter, neben dem roten Strich. Wie jugendlich begeistert, wie hoffnungsvoll, wie feierlich glücklich klang mir das alles aus dem vergilbten Papier ins Ohr; mir war, als hörte ich's von Alfreds Stimme gesprochen, als wären es seine eigenen Worte — eine Liebeserklärung an sein Vaterland — die mir weh und wohl that — die wie die kriegerische Musik da draußen mich berauschte. Ich hatte zu Ende gelesen; unten stand A. P. Das ist Alfreds Name! sagte ich mir auf einmal. Das schrieb er, er selbst! — Und ich wußte es nie, nie hat er mir's gesagt; still und wartend und in sich geschlossen wie er ist, hat er vielleicht gedacht, gehofft: wird sie's nicht selber finden? Oder wenn sie für meine große Herzenssache kein Herz hat, wozu soll ich ihr's sagen? — Ich starrte wieder hin, aber ich sah die beiden Buchstaben nicht mehr; die Augen waren voll Wasser, — und auf einmal stürzte es aufs Papier hinab und über die Lettern, daß sie mir vergingen. O Alfred, Alfred! dacht' ich; o hätt' ich von Anfang an weniger Eifersucht und mehr wahre Liebe gehabt; hätt' ich mehr mit dir und dem, was dir heilig war, als in mir gelebt! Dann säß' ich nun anders hier . . . Ich weinte ohne Ende.

Warum weinst du so? fragte mich endlich eine sanfte Stimme. Alfred stand hinter mir; er war heimgekommen,

ohne sich anzumelden, um mich zu überraschen — ich sehe ihn noch mit dem großen Mantel und dem langen Bart und dem gebräunten Gesicht. Weinst du um unsern Toten — oder um was? — Dein Bruder wird ganz genesen; ich aber hatte Sehnsucht nach dir —

Hattest du das wirklich? fiel ich ihm ins Wort. Und kannst du mir denn vergeben?

Was? fragte er.

Alles! — Sag' mir jetzt nur eins: als wir damals bei unserm toten Kind saßen und du auf die Signale horchtest und hinausdeutetest und mir so groß in die Augen sahst — dachtest du damals, ob nicht ich und du wohl auch hinausziehen sollten, um die Kriegsopfer zu pflegen und durch unser eigenes Opfer unseren Schmerz zu stillen?

Ja, antwortete er. Nur einmal kommt eine solche Zeit. Das einemal, dacht' ich, sollte der Mensch auch so groß sein wie die Zeit. Aber ich sah, für diesen Gedanken warst du nicht geschaffen.

O vergib mir, Alfred! sagte ich und weinte. Damals nicht! Damals nicht! Aber, bei unserem Kind — und bei dieser Nacht da draußen, dieser Sieges- und Friedensnacht — du hast nun eine andere Frau! — —

Ueber die Stimme der Frau Toni war schon seit einiger Zeit ein leises Zittern gekommen; sie hatte mehrmals gestockt, aber mutig weiter gekämpft; jetzt verstummte sie. Nur durch eine Geberde suchte sie noch auszudrücken, daß sie am Ende sei.

Ja, und so ist es, setzte sie nach einer Weile, mit wenig Stimme hinzu. Und nun ist es gut! O, und nun ist es gut! —

Liebe, teure Freundin, sagte Herr v. W. bewegt, wir haben Ihnen alle für den Heroismus zu danken, mit dem

Sie diese wunderbare Beichte abgelegt haben; ich denke, nicht viele hätten das gekonnt. — Glauben Sie aber jetzt, daß ich nicht unrecht hatte? daß diese drei Nächte doch eine „Geschichte“ sind, und daß sie wohl auch ein wenig für meine Theorie sprechen?

Frau Toni nickte. Es ging dann ein inniges Lächeln über ihr Gesicht; das Lächeln einer zufriedenen und glücklichen Frau. Sie hatte Lambertinens Hand in die ihre genommen und wortlos gedrückt; jetzt neigte sie sich zu ihr und sagte leise (indessen hörte ich's doch, denn ich saß sehr nahe): Ich hab's für dich erzählt, liebe Lambertine. Heirate nie, oder lebe das Leben deines Mannes mit!

Lambertine nickte.

Draußen entstand ein lustiger Lärm, der unsere Stille seltsam unterbrach; ein Knabe von etwa acht Jahren stürmte ins Zimmer herein, mit köstlich glühenden Wangen: der junge Alfred, seinem Vater so ähnlich, daß ich ihn daran erkannt hätte, wenn ich ihn nicht schon kannte. Er lief zu Frau Toni und umarmte sie: sie müsse schon verzeihen, daß es so spät geworden; das große Kinderfest, von dem er kam, sei so schön gewesen.

Wie schön er heute selber ist! dachte ich, den wahrhaft holden, blühenden Knaben betrachtend.

Herr v. W. sah ihn gleichfalls wohlgefällig an, und sein gewöhnliches, feines Lächeln kehrte wieder. Da nun alles gut ist, liebe Toni, sagte er behaglich, und da Sie die Geschichte der letzten Nacht eigentlich etwas früh abgebrochen haben, darf man nun noch nach dem Ende fragen?

Die Hausfrau errötete so reizend, wie nur eine Frau erröten kann, und lächelte. Statt zu antworten, legte sie dem Jungen die Hand auf die braunen Locken.

Johannes Kugler.

(1874.)

(Geschrieben und zuerst gedruckt als biographische Einleitung zu: „Im Fegefeuer; eine Geschichte nach der Natur von Johannes Kugler", 1874.)

Ich lebte in Berlin, als Student verschiedener Wissenschaften und Künste, als ich Johannes Kugler kennen lernte; einen schmächtigen, blauäugigen Jüngling von kaum siebzehn Jahren, frühreif durch seine Begabung und als Kind eines Hauses, um dessen „Herd" sich ein großer Kreis ungewöhnlicher Menschen in geistreicher, wahrhaft poetischer Geselligkeit scharte. Schon damals hatten sich in ihm starke Kontraste zu einem sehr anziehenden und liebenswürdigen Menschenbilde gemischt: scharfblickende, sarkastische Spötterei und weichste Hingebung, versteckt glühender Ehrgeiz und neidloseste Begeisterung, weltscheue Melancholie, die aus dem schon geöffneten Abgrund seiner Nervenleiden heraufstieg, und unbändige, im Gefühl der Weltschönheit schwelgende Lebenslust. In der ersten Stunde — es war ein Sommerabend, in einer Gartenwirtschaft mitten in der Stadt — gewann ich ihn lieb. Er erwiderte mir's. Es wuchs im nächsten Winter eine der Liebe verwandte, aus innerster Zusammengehörigkeit sich nährende Freundschaft zwischen uns heran, die keine Trennung und kein Tod mehr zu enden vermag. Wir waren jung, überschwenglich, nach Unerhörtem dürstend, mein Gesundheitsübermut, den er neidlos trug, riß seine schwächere Lebenskraft mit fort; der steifen Berliner Sitte trotzend, langhaarig, in ungewohnten Kostümen trieben wir uns auf dem Eis, im Tiergarten, in den Straßen umher, oder erweiterten uns unsere engen Zimmer zu einer

von Träumen und Hoffnungen erfüllten Welt. Mit stiller, liebenswürdiger Verwunderung sah er mir zu, wenn ich etwa bei ihm eintretend, vom Ueberschuß der Jugendkraft umhergetrieben, in verrückter Laune mit dem Kopf gegen seine Wand fuhr; oder wir streckten uns in der Abendstille auf seinem Sofa, auf Stühlen, auf dem Fußboden aus, drückten die Augen ein, und den Gesang der verschiedensten Vögel sehr lieblich nachflötend täuschte er mich und sich in den Wald, in den Frühling, in ein Märchen hinaus. Wie viele Ahnungen, Begierden, Phantasien schwellten uns damals das Herz! — Er, der jüngere, liegt nun unter der Erde, und das Trauerspiel seines Lebens und Sterbens fühl' ich nun wie eine Enttäuschung, die meiner eigenen Jugend, meiner eigenen Hoffnung widerfuhr.

Wir haben in den sechzehn Jahren, in denen sich dann sein Lebensfaden noch fortspann, nach und nach alles miteinander geteilt, was der Freund mit dem Freunde teilen kann. Wir haben — da (wie er mir einmal schrieb) „der gütige Himmel uns die Gabe verliehen hatte, einander ohne Worte zu verstehn" — in großer und kleiner Bedrängnis, in glücklichster Heiterkeit, in schwerer Trauer uns das Innerste aufgethan; wir haben das Land unsrer Sehnsucht, Italien, miteinander bereist, miteinander in Rom „studiert"; wir haben uns in langen Werdekämpfen, in noch längeren Leiden aneinander gestärkt; wir haben manches Jahr unter einem Dach, in einer Familie, wie Brüder gelebt; und endlich gab mir das Schicksal noch die allerschmerzlichste Freude, ihm in seiner furchtbaren letzten Not meine Liebe zu zeigen. Im Gefühl dieser Gemeinschaft habe ich mich berufen geglaubt, seine litterarische Hinterlassenschaft — gering an Umfang wie sie ist — herauszugeben und durch eine kurze Geschichte seines Lebens zu erläutern. Es kommt hinzu, daß

ich der mittelbare Urheber dieser Hervorbringungen bin. Doch wie sie entstanden, und in welchem Sinne sie in unsrer Litteratur etwas Einziges sind, das darzulegen, wird zugleich die Beschreibung seines Lebens und Sterbens sein.

Von bedeutenden Eltern — dem Kunsthistoriker Franz Kugler und dessen Gattin, der Tochter des Kriminalisten Hitzig, einer der edelsten und holdesten Frauen, die die Erde getragen — hatte Hans Kugler diese feine, doch ihm gefährliche Mischung schönster Gaben geerbt, die vielleicht ein Teil seines Schicksals war: durchaus ästhetisches Empfinden, Unzugänglichkeit gegen alles Niedere und Gemeine, künstlerisch enthusiastische Sinnenfreudigkeit, scharfe Auffassung der Dinge, doch zu alledem eine hellsichtige Reizbarkeit des kritischen Verstandes, die bei dem Wachsen seiner Nervenleiden nur zu oft das unbefangene Spiel seiner Phantasie, seiner Schaffenslust zerstörte. Mit solchen Anlagen anfangs (schon als Knabe) den Naturwissenschaften zugewandt, dann nach inneren Kämpfen sich losreißend und der heißgeliebten Kunst, der Malerei, sich in die Arme werfend, nahm er vom ersten Tage an ein Martyrium auf sich, das ihn bis an seinen Tod nicht verlassen sollte: das Martyrium eines Menschen, der durch seine höchsten und besten Stunden stets seine Leiden vermehrt, bei jeder großen Anspannung seines Ehrgeizes auch den Dämon seiner Krankheit aufweckt, und sein edles, eigentliches Ich nur auf Kosten seiner Lebenskraft zu entwickeln vermag. So sahen wir ihn mit Freude und Kummer unter Qualen gedeihen, im Aufsteigen versinken; bald mit Verzweiflung und Lebensüberdruß ringen, bald in neuem Anlauf und Aufschwung die Flügel des Talents, der Hoffnung, des Humors glückselig entfalten, — bis der traurige Kreislauf der Enttäuschung sich erneute. Seine Phantasie war lebendig, sein Ehrgeiz glühend, seine Empfindung wahr

und seelenvoll; aber die Tücke seiner Leiden ließ ihm nie Zeit genug, zu voller technischer Meisterschaft zu reifen. „Wenn ich ins Atelier gehe," klagte er auf seine trübsinnig humoristische Art, „so weiß ich nie, ob ich den Maler Hans Kugler dort finden werde;" — in diesem Wort liegt sein Schicksal.

So studiert, malt, verzweifelt, hofft er denn von Jahr zu Jahr, jeden Fortschritt durch Leiden büßend; zuerst in München, mit der Mutter, dem Bruder — der von der Doppelnatur des Vaters die wissenschaftliche Ader geerbt hatte und eben damals sich voll Jugendfeuer als Historiker entwickelte — der Schwester, deren schönes, von seelenvoller Anmut verklärtes Leben nur zu bald enden sollte, dem Schwager Paul Heyse, der sein Berater, sein geliebter Dichter, sein zweiter Bruder war; — in der glücklichsten Umgebung und noch voll Hoffnung, alles zu erreichen. Dann in Weimar (mit Böcklin, seinem Lehrer, und Lenbach), in Rom, das von da an das ewige Ziel seiner Sehnsucht blieb; endlich — nach langwierigen Heilversuchen voll Unthätigkeit und Entsagung — wieder in München, mit seiner Mutter und mir zu einer Familie, oder, wie wir uns nannten, einer „Truppe" vereint; — unerschöpflich in seiner neidlosen Begeisterung für alles, was andere neben ihm erreichten, aber tief in sich mehr und mehr verzagend, sich noch ein Leben zu schaffen. Er hatte im Lauf der Jahre sich in Kompositionen jeder Art versucht; seine erbarmungslose Selbstkritik hinderte ihn, sich je an halber Vollendung zu genügen, — sein Leiden, sich die ganze zu erkämpfen. Nie fehlte es dem Entwurf an Wahrheit, Innigkeit, Schönheitsgefühl, künstlerischer Form; nie erreichte er in der hundertmal unterbrochenen Ausführung, was die erste schöne Stunde auf der Leinwand versprach. Von einer langen Reihe herr-

lich gedachter Landschaften hat er nur wenige bis zum letzten Pinselstrich vollendet; diese wenigen aber bezeugen, daß ein echter, ganzer Künstler in ihm steckte. Mehr noch die Mappen voll trefflicher Landschaftsstudien, die er — zumeist in Südtirol — gezeichnet und gemalt; in denen er nie verleugnet, was ihm zu seinem schmerzenvollen Glück gegeben war: ein wahrhaft brüderliches Verhältnis zur geliebten Natur, feinste Empfindung für den Lebensreiz jedes einzelnen, klares Auge für die wesentliche, die entscheidende Form. Seine Phantasie neigte sich allmählich den dunkleren Stimmungen zu; in der Landschaft wie im Figurenbild begann ihn mehr und mehr das Phantastische, Tiefernste, Schwermütige zu reizen. Doch nie so, daß sich sein edles Stilgefühl im Nebel der Stimmung verlor. Ein reiner künstlerischer Sinn führte ihm in allen Leiden die Hand . . . Wozu noch mehr von diesen Leiden erzählen! Sein Schicksal war, daß der Künstler trotz alledem das wenigste ganz vollbringen, viele hoffnungsvolle Gedenkblätter seiner Lehrjahre, wenige Zeugnisse der Meisterschaft hinterlassen sollte. Der Mensch wuchs im Kampf mit diesem Schicksal zu liebenswertester Vollendung heran; und in seiner Erzählung „Im Fegefeuer" hat der Dichter in ihm diesen wundersamen Menschen gezeichnet.

Als ich ihn nach der Auflösung unserer „Truppe" — da ich von München nach Wien übergesiedelt war — im Herbst 1872 wiedersah, war unter schweren Prüfungen, die das „Fegefeuer" schildert, die Zerstörung seines Organismus auf erschreckende Weise fortgeschritten: von den Uebeln, die sich in den Verdauungsorganen festgesetzt hatten, war auch das Rückenmark in Mitleidenschaft gezogen worden, zu furchtbaren Krämpfen des Unterleibs hatte sich die schmerzliche Entkräftung gesellt, die seine Schritte lähmte, die ihn

mehr und mehr aufs Lager niederzwang. Doch es war zugleich in seinem edlen Geist ein neues Leben erwacht. Als zögen sich die den Gliedern entfliehenden Kräfte in die Burg des Gehirns zurück, wuchs seine geistige Welt, in allen Qualen, von Tag zu Tag; Naturbetrachtung, Philosophie, enthusiastisches Miterleben der großen wissenschaftlichen Bewegung unsrer Zeit gaben ihm ein Glück, das er nie so gekannt, und seine beiden alten Tröster, Poesie und Humor, halfen es vollenden. Unsre Sprache hat ein derbes Wort für eine oft feine Sache: „Galgenhumor"; in diesem Menschen blühte die schönste Blume dieses Humors. Er war in gewissem Sinne erhaben über sich selbst. Wie er unerschöpflich war, die „Mißgestalt" seiner unbedeutend geformten Nase zu „erörtern", oder seinen langen Hals, seine schmalen Schultern einer vernichtenden Kritik zu unterwerfen (wobei er ebenso objektiv und technisch seine schönen blauen Augen, seine wohlgeformten Beine anerkannte), so war es ihm auch ein unversiegbarer, schwermütig philosophischer Genuß, seine hundertfachen Leiden zu studieren und wo möglich durch ungeheuerliche Phantasien zu überbieten; ob er nun für den Durst, der ihn oft grausam quälte, sich die kolossalsten, wollüstigsten Befriedigungen erdachte, oder von der hellseherischen Empfindlichkeit seiner armen Nerven sich gleichsam ein Zauberstückchen nach dem andern vorspielen ließ, um sich an diesen verteufelten Feinheiten der Lebensmaschinerie mit wissenschaftlicher Objektivität zu ergötzen. In seinen hinterlassenen Aufzeichnungen aus den letzten Jahren (meist in der horizontalen Lage mit dem Bleistift gemacht) sagt er einmal: „Der Humor braucht dreierlei: einen philosophischen Kopf, ein melancholisches Gemüt und begehrliche Sinne." Alles dies war ihm gegeben; aber der große, edle Galgenhumor braucht noch etwas dazu: Selbstlosigkeit. Er

hatte deren genug. Die zarte Rücksicht für andere — von der selbstlosesten Mutterseele geerbt — die einen so liebenswürdigen, selbst in der Verzweiflung noch zartfühlenden Dulder aus ihm machte, gab ihm auch dieses vornehme Verhältnis zu sich selbst, daß er sich gleichsam mit den Augen eines andern, eines kritischen Freundes, eines humoristischen Zuschauers oder des tiefsinnigen, verwandten Weltgeistes anzuschauen vermochte.

So fand ich ihn bei unserem Wiedersehen; so entstand in mir endlich der Gedanke, ihm zu sagen: Schreibe ein Buch von dir, so wie du da bist! Gelingt es dir, die Tragikomödie deines Martyriums, das Dunkle und das Helle in dir mit der Feder ähnlich zu schildern, wie du es uns hier unter den Bäumen oder im Sonnenschein vor dich hin plaudernd erzählst, so giebst du unsrer Litteratur etwas, das sie nicht besitzt. Mache dir irgend einen fremden Namen, und unter diesem Namen schreibe dich selber ab. Sei die Form lose, wie sie will; fange nur an, so wird das Ende sich finden! — Er war überrascht; dann erfreut. Der Schriftsteller in ihm, der schon oft ein wenig gezuckt hatte, rührte sich und erwachte. Kaum aus dem Gebirge in die Stadt zurückgekehrt, fing er an, vormittags, so oft die Leiden es zuließen, auf dem Sofa hingestreckt mit dem Bleistift zu phantasieren; zunächst sich selbst zur Erquickung, wenn es auch — wie seine Mutter schrieb — „nie ohne Buße abging", den Nerven diese Erregung zuzumuten. Er hatte sich den einfachen Rahmen einer lockeren Novelle zurechtgeschnitten, in den er sein Bild hineinmalte; vergoldet und verklärt durch eine Herzensgeschichte, die, nach läuterndem „Fegefeuer", mit Liebesglück endet. Rührend ist dabei, wie er die Gestalt seiner geliebten Mutter in zwei weibliche Figuren zerlegt und dem Mädchen, das dem Geheilten endlich als Gattin angehört, den Namen

der Mutter giebt. Er schickte mir die erste, vorläufige Schrift, erhielt sie mit allerlei Randglossen und Vorschlägen zurück, ging mit bewunderswürdiger Elasticität darauf ein, und ermüdete nicht, das kleine Buch im Sinne seiner Berater (Paul Heyse und ich) zu vollenden. Unter welchen Qualen, meldete er noch gelegentlich selbst, doch nie ohne Humor. „Es geht mir sehr schlecht," schrieb er während der Arbeit; „man läutert mich heftig . . . Ferner schreibe ich eben eine Episode . . . Ich sage: schreibe. Tröpfle wäre richtiger. Ich komme mir vor wie der Gummibaum, dem man einen Schnitt ins lebendige Fleisch macht; dann kommt man gelegentlich wieder, kratzt die blutigen Thränen des armen Narren ab und macht Gummi elasticum daraus."

Das so entstandene Werk war endlich fertig geworden; er schickte es mir, dem „geistigen Urheber", wie er mich nannte, und es kam durch mich an den Herausgeber des „Salon". „Ich habe Dir einen länglichen, gedachten und gefühlten Brief schreiben wollen," schrieb er mir gleichzeitig, „wie sich für einen angehenden Schriftsteller schicken würde; aber mein leidiger Rücken schwingt seit einigen Tagen wieder den Taktstock und führt mit großem Orchester einen solchen Heidenlärm auf, daß ich nicht zu Worte kommen kann. Ich werde mich daher kurz fassen . . . und Dir ohne weiteres mein Schmerzenskind vor die Füße legen. Es mag schlecht genug sein; aber in Anbetracht, daß es eigentlich nur die Melodie zu einem wohlgesetzten chronischen Unterleibskrampf ist, könnte es vielleicht noch schlechter sein. Ich bin mir wenigstens bewußt, mein Opus mit dem sogenannten „Herzblut" geschrieben zu haben. Bis zum Angstschweiß habe ich mich in die Situation zu fühlen gesucht . . . Dich bitte ich aber, weder mich, noch das Schaf des Armen zu schonen, und mir den reinsten Wein einzuschenken. Schon aus pädagogischen

Rücksichten; denn der Blut-geleckt-habende liegt und brütet über neuen Un- und Missethaten."

Die Erzählung „Im Fegefeuer" ward im „Salon" gedruckt; sie fand die Anerkennung und Bewunderung, die sie verdiente und die ihn innig erfreute; doch schon der Erfolg, den er bei seinen ersten Lesern davongetragen, beflügelte ihn, erhöhte noch einmal seinen Lebens- und Schaffensmut. „Du glaubst nicht, mein Teuerster," antwortete er mir, als ich ihm meine herzliche Freude kundgegeben hatte, „wie wohl mir Deine Teilnahme thut. Dem Menschen fast noch wohler als dem Schriftsteller; denn während des Menschen Herz vor Freude lacht, bläht sich das litterarische Ungetüm auf seinem Schmerzen-Lotter-Bett auf die ungebärdigste Weise und sagt dem armen Maler, der mit ihm das Lager teilen muß, Sottisen. Wer ist er? Was leistet er? Hat er moralische Verdienste? — Da muß ich denn dazwischen fahren und Ruhe stiften, und mit dem ‚intellektuellen Urheber' drohen. Da geht's denn wieder eine Weile, und der andere macht sich Luft in Karrikaturen auf den Günstling des Glücks."

In der That war dies das Mittel, mit dem sich gleichzeitig der Maler in ihm noch einmal ermannte und die Leiden, die ihn besiegt hatten, aufs geistreichste überwand, indem er sie mit wahrhaft genialem Humor illustrierte. Schon anderthalb Jahre zuvor (im Sommer 1871) hatte er begonnen, die Leiden und Freuden unsrer „Sommerfrische" in einer langen Reihe humoristischer Blätter, in derber „Stahlfedermanier", als „Besenstielphantasien eines höheren Blödsinnigen", niederzuschreiben; wobei der Erscheinungsgegensatz zwischen ihm und mir, die er gleich wenig schonte, ihm den eigentlichsten und unerschöpflichsten künstlerischen Stoff gab. Als seine Krankheit dann wuchs, wuchs

sein Stil, sein Humor mit ihr. Alles regte ihn an: diese ganze rührende Tragikomödie des Zusammenlebens und Zusammenleidens von Mutter und Sohn (da auch sie von einer schweren Krankheit zu genesen hatte), wie sie mit einander als „Lufthuber" umherziehen, oder als „Pechvögel" trübsam auf der Stange sitzen, oder, zwei Diogenesse, vom Sonnenschein leben; oder wie sie ihm, dem rauchenden, schmunzelnden „Sybariten", ein lukullisches Mahl aus seinen Heiltränken und Mixturen bereitet; oder wie sie mit einer riesenhaft vergrößerten Morphiumspritze ihm seinen Schlaftrunk einführt. Dann, wie er, als neugeschaffener Poet, in die Zither greifend, oben einen Heiligenschein, unten unermeßliche Hausschuhe, auf seinem Peg-Esel (statt auf einem Pegasus) reitet; oder „Die Nebenbuhler": sein Ich ist doppelt geworden, das eine, die Dichterfeder hinter dem Ohr, hat das andere aus dem Bett hinausgedrängt und blickt spöttisch triumphierend hinunter; das andere, Pinsel und Palette in der Hand, am Boden liegend, droht zornig hinauf. Unermüdlich ist sein malender „Besenstiel", sich über sich, die Welt, die von ihm beobachtete „Gesellschaft" lustig zu machen; nie frivol, immer liebenswürdig; man könnte sagen: als malender Poet.

Wenn man nun nicht vergißt, daß er diese heitere Welt- und Selbstironie den schmerzlichsten, oft verzweiflungsvollsten Qualen abrang, so wird man ihm ein Gefühl lebhafter Bewunderung nicht versagen. Ein Sohn der Kunst und der Wissenschaft, vermochte er in Religion und Glauben keine Tröstung zu finden; er fand sie nur in jenen idealen Mächten, die ihm das Dasein schön machten, und in seinem echten, geadelten Menschentum, das unfähig war, auf niedrige Weise zu dulden. So mißverstehe man ihn nicht, wenn er sich durch die Wissenschaft, deren Anhänger er war, über die

Gebrechen dieser Welteinrichtung und seines leidenden Ichs in folgendem Epigramm zu erheben sucht:

Die Welt ist schlecht, bei Gott!
Doch wär' sie besser gemacht,
Hätt' es das Affengehirn
Niemals zum Denken gebracht.

Er hatte sein Leben lang alle Selbsttäuschung, alles Sich-Trösten durch frommen Wahn und frommen Betrug gehaßt; diese unerschütterliche Wahrheitsliebe, die ihn zum „Heiden" machte, bewährte er in jeder Prüfung bis an seinen Tod. Darum konnte er alles pfäffische Wesen in den Tod nicht leiden; darum regte Paul Heyses Roman „Kinder der Welt" ihn an, sich selber als „Kind der Welt" in sinnvollen Zeichnungen und Versen zu bekennen:

(Sein Dichter singt)

Ungetauft, fuselfos,
Reinen Wein,
Wasser des Lebens
Schenk' ich euch ein.

Dichtung und Wahrheit,
Philosophie,
Lebenslust, Liebesschmerz
In Harmonie.

Trinkt nur, ihr Kinder,
Kinder der Welt!
Aquavit, Spiritus,
Was euch gefällt!

Die Milch der frömmelnden
Denkungsart
Schmiert man zu lange schon
Euch um den Bart.

Steigt euch die Wahrheit
Auch in den Kopf,
's ist doch noch lange kein
Pfäffischer „Zopf".

Trinket, ihr Kinder,
Kinder der Welt!
Aquavit, Spiritus,
Was euch gefällt!

Er war inzwischen, wie man sieht, auch zum Lyriker, wenigstens zum Lyriker des Gedankens, geworden; der einmal hervorgebrochene Dichtertrieb — einen Johannistrieb nannte er ihn scherzhaft, mit seinem Namen spielend — wuchs eifrig fort. Er fühlte mit schauriger Freude, wie dieses neue Leben noch im Sterben gedieh:

Der Stamm, schon umgehauen,
Schon aller Kraft beraubt,
Hat an der Erde Busen
Noch einmal sich belaubt.

Den Leib im Todesschatten,
Treibt er voll Uebermut
Blätter, Blüten und Früchte
Hinauf in Sonnenglut.

So zwischen Leben und Tod hatte er sich gleichsam auf neutralem Boden noch einmal angesiedelt; in der wundersamsten Mischung von Besitzen und Entsagen, die sich wohl finden läßt, und die er denn auch in seiner stets treffenden Weise getauft hat. Unter seinen nachgelassenen Papieren liegt ein Blatt: Aus dem Tagebuch eines pensionierten „Menschen"; ein Fragment, in dem er diese letzte Gestalt seines Lebens zu schildern versuchte. „Ich bin nicht krank," schreibt er, „und bin nicht gesund. Das Schicksal hat mich

zwischen Himmel und Erde aufgehängt und spielt auf mir, wie auf einer Aeolsharfe; aber die Töne, die meine geängstete Seele von sich giebt, sind nicht immer harmonisch. Ich leiste nichts, weder für mich, noch für die Menschheit. Für einen Nationalökonomen bin ich eine Null, wenn nicht minus; aber der himmlische Vater ernähret mich doch.

„Nach der gemeinen Ansicht der Dinge sollte ich unglücklich sein; und wenn ich blaß und langsam durch die Straßen hinke, gelte ich auch wohl dafür. Mancher Krüppel wirft mir einen verständnisinnigen Blick zu, und manches schöne Auge ruht mit Teilnahme auf meiner hinfälligen Gestalt . . . Mein Haar ist noch braun und mein Herz ist noch jung, und meine Brust voller Wünsche. Und doch bin ich nicht unglücklich; ja! glücklicher als in den Tagen der Gesundheit, des Kampfs. Der Ehrgeiz und der Egoismus, die Zwillingsbrüder, zehren nicht mehr an meinem Herzblut, an dem Mark meines Lebens; sie speisen meine bescheidene Lebensflamme, ohne sie zum verheerenden Brand zu entfachen. — Ich könnte mich einen pensionierten Menschen nennen. Ich habe meine Pflicht gethan, so lange es ging; aber seit ich meinen halben Menschen auf dem Schlachtfeld zurückgelassen, darf ich mein Gnadenbrot ohne Gewissensbisse verzehren."

In diesem „halbierten" Dasein litt, dichtete, philosophierte er denn noch eine Weile fort, wie die rührenden Verse es bekunden:

Im Busen singet leise
Süße Melancholie.
Es höret ihre Weise
Im Kopf Philosophie.

Von diesem halbierten Dasein aus sah er der wilden Glücksjagd der Menschen mit elegischer Gelassenheit zu,

träumte noch einmal, sich seiner Jugend, seiner Freuden erinnernd, Friedens- und Liebesglück, — in einem Gedicht, dessen lyrische Musik Ohr und Herz ergreift:

Wie die wilde Jagd,
Ueber Hecken und Dorn!
Mit lachendem Munde,
Mit Blicken voll Zorn;

Im Sammetgewand,
Im Kittel von Lein;
Bald jauchzend voran,
Bald hinterdrein;

Männer und Weiber,
Und jung und alt,
Ueber Berg und Thal,
Durch Fluß und Wald;

Hinaus ins Feld,
Durch das wogende Korn;
Von Blute triefen
Pferd und Sporn.

„Das Glück! Das Glück!"
Mit wüstem Schrei
Jagt es heran
Und wieder vorbei — —

Inzwischen im Walde
Tief drinnen ruht
Bei seinem Schatz
Ein junges Blut.

Sie schaun sich selig
Ins Angesicht;
Goldig umfließt sie
Das Sonnenlicht.

Himmel und Erde,
Sie wissen's kaum;

In Wonne wiegt sie
Der Jugend Traum . . .

„Das Glück! Das Glück!"
In der Ferne verhallt
Der wilde Ruf — —
Still wird's im Wald . . .

„Reif sein ist Alles", sagt jenes tiefsinnige Dichterwort. Der Unglückliche, dessen Leben ich geschildert habe, war in jedem Sinne dem Tod entgegengereift; vom Baum des Lebens abgeschüttelt zu werden, war er bereit; die Hoffnung, diese Zwillingsschwester des Daseins, verwandelte sich ihm mehr und mehr in die Sehnsucht zu sterben. Schon seit langen Jahren hatte er sich oft und tief nach Grabesfrieden gesehnt; schon vor langen Jahren schrieb er mir, nach einem neuen vergeblichen Versuch, durch eine Kur zu genesen: „ . . . So bin ich denn wieder gezwungen, den sonnigen Mai durch die dunklen Brillengläser des Leidens zu genießen, die ich abzulegen gehofft hatte. Gut, halten wir noch einmal aus; die Parzen werden meinen Lebensfaden schon zur Zeit abschneiden, ich will ihnen nicht vorgreifen, obgleich mich manchmal eine große Sehnsucht nach Ruhe und Frieden anwandelt . . ." Er sollte auch darin irren: er sollte auch das noch erleben, den saumseligen Parzen vorzugreifen, — und selbst da sollte ihm noch ein Kelch des Elends an die Lippen gesetzt werden, der alles Maß menschlicher Leiden überbietet.

Als seine Krankheit hoffnungsloser und qualvoller wuchs, hielt ihn weniger jene Entsagungsphilosophie, als die Liebe zu seiner Mutter auf der Erde zurück; zu dieser in Glück und Unglück hochgestellten Frau, in deren geräuschlosem Lebenslauf sich alles Schönste und alles Schrecklichste dieser Welt

erschöpfen sollte. Sie hatte zuerst im Hause ihres Vaters (des Biographen Hoffmanns, Chamissos, Zacharias Werners), dann ihres Gatten, zuletzt ihres Schwiegersohns Paul Heyse, gleichsam drei Generationen von Dichtern, Künstlern, bedeutenden Menschen jeder Art erlebt, Huldigung, Verehrung, hingebende Liebe in jedem Lebensalter wie Lebensluft genossen; ihre Schönheit, ihre seelenvolle Anmut, ihre „ewige Jugend“ schlossen immer neue Zauberkreise um ihre zarte Gestalt. Dafür schonte sie auch das Schicksal nicht; sie, die nur in der Liebe und Treue der Ihren und in unerschöpflicher Opferfreudigkeit lebte, mußte Gatten, Tochter und Enkel sterben sehn; und diesen Sohn, ihren Benjamin, sah sie in seinem endlosen Leiden dahinsinken. Enger und enger ward das Leben um sie her; es schloß sich endlich zu dieser Gemeinschaft von Mutter und Sohn zusammen, die — keinem andern Verhältnis dieser Art vergleichbar — fast wie ein geschwisterlicher Freundschaftsbund war, voll aller Offenheit, Wahrheit, Zartheit, die Menschen gegeben ist. Er hing an ihr mit leidenschaftlichster Liebe, wie sie an ihm. Er hatte den Rest seiner Gesundheit ihr geopfert, als er sie in schwerer Krankheit ruhelos bis zur Selbsterschöpfung pflegte; nun vergalt sie's ihm, opferte ihm ihre zarten Kräfte. Sollte er zu allen Schmerzen, die sein Schicksal ihr schon bereitet, ihr auch den noch zufügen, sie durch selbstgewählten Tod zu verlassen? — Jahrelang hatte er sich diese Frage auch in den fürchterlichsten Stunden verneint. Wie oft hat er mir schon in den Zeiten unseres Zusammenlebens bekannt, daß nur die Rücksicht auf die Mutter ihn hindere, sich zu erlösen. Ueber die Sache selbst dachte er wie ich: daß nur ein bestimmter Jenseitsglaube, dem das Diesseits nur eine sittliche Vorschule ist, den freiwilligen Tod ein für allemal verdammen kann; daß nach jeder andern

Anschauung es des Menschen Recht ist, ein Leben, das übermäßige, am Leben hindernde Qual und keine Zukunft hat, mit freiem Entschluß zu verlassen. Er hatte keine Zukunft; seine Leiden konnten nur wachsen, bis sie ihn töteten; nach seinem Ende hat sich's vollends zweifellos ergeben. Doch noch lange Monate, noch Jahre unermeßlichen Elends konnten seiner warten. Sollte die Liebe zu einem andern lebenden Wesen, das ihn zu eigener Qual endlos leiden sah, ihn bis zur letzten Stunde an dieses Elend festschmieden? — Woche um Woche, Monat um Monat sah der Unglückliche dieser Frage unentschlossen ins eherne Gesicht. Seine Phantasie, seine Künstlerfeder wandte sich mehr und mehr dem Abgrund zu; in Zeichnungen von furchtbarer Gewalt oder grauenhaftem Humor schilderte er sich in allen Stadien seiner Leiden, oder als Kandidaten des Todes: der „Unterleibskrampf" windet sich in Gestalt einer riesenhaften, ihn angeifernden Schlange um seinen Leib, während das Gerippe „Tod", vor seinem Bette liegend, nach ihm greift; oder wie einen Bären führt man ihn am Strick umher, der Tod geht trommelnd vorauf, das Gerippe eines Aeffchens, auf einem Hunde reitend, fidelt dazu. Oder der von Pfeilen durchbohrte Märtyrer Sebastian bringt ihn, der — eine ungeheure Phantasie — sich selber trägt, zur himmlischen Dreieinigkeit hinauf: „wegen unbefugten Martyriums, wegen hartnäckiger Heiterkeit der Seele, wegen gottloser Schriftstellerei wird Inkulpat per Schub über die Grenzen des himmlischen Reichs geschafft." Freundlicher ein anderes Bild, „Feierabend" betitelt: der Märtyrer sitzt erlöst, voll Behagen rauchend, den Bierkrug zur Seite, im Himmel neben Gott Vater, der aus einer gewaltigen Pfeife dampfend, den Bierkrug in der Hand, David Strauß' „der alte und neue Glaube" im Arm, von Engeln umschwebt, auf der Welt-

kugel thront; sie plaudern und disputieren: „mit echt theologischer Hartnäckigkeit“ (wie eine Beischrift sagt) „hielt Gott Vater an seiner eigenen Existenz fest, und konnte es David Strauß nicht verzeihen, daß er sie ihm beständig streitig machte.“ Doch dieser lindernde Humor hielt nicht immer Stand. Das Auge seines Geistes gewöhnte sich an den Tod. Elf Monate schon vor seinem Ende (zweiunddreißig Jahre war er damals alt) hatte er in sein poetisches Taschenbüchlein geschrieben:

Ach, sterben müssen
Ist nicht das Schlimmste;
Weit schlimmer ist es,
Nicht leben können
Und leben müssen!

Leben müssen! — Eine plötzliche Steigerung seiner Krankheit, die auch seine Brust, seinen Hals mit häufigen, unerträglichen Erstickungskrämpfen ergriff, daß er im Todeskampf zu vergehen meinte, entschied endlich über sein gefoltertes Herz. Er beschloß zu sterben. In der Stille der Nacht — nachdem er noch lange Tage und Nächte, wie es scheint, in heißer Not mit diesem Entschluß gerungen — mischte er sich aus seinem Vorrath von Morphium und anderen Schlafmitteln den letzten Trank und schrieb am Schreibtisch der Mutter einen Abschiedsbrief, worin er mit Worten, die jedes Herz ergreifen müßten, sich ihre Verzeihung erbat, daß er sie, die über alles Heißgeliebte, verlasse. Am Morgen fand sie ihn in tiefster Betäubung, noch atmend, doch rettungslos, wie es schien. Ein energischer Versuch des herbeigeholten Arztes, ihn zu erwecken, hatte keinen Erfolg. Der Tag war gekommen, den sie, wer kann sagen wie lange schon, gefürchtet hatte. Der Tag, den vielleicht auch sie schon lange sich als ihren letzten gedacht hatte:

die letzte hohe Aufgabe ihres Lebens war mit ihm zu Ende, und ein qualvolles, unheilbares körperliches Leiden, früher oder später sicherer schwerer Tod, lastete auch auf ihr. Als der letzte Gedanke an seine Rettung sie verlassen hatte, ging sie still und stumm in ihr Schlafgemach, trank das Gift, das sie als Schlaftrunk für ihn vorausbereitet hatte, kam an sein Bett zurück, küßte ihn noch einmal, und setzte sich in ihren Lehnstuhl seinem Bett gegenüber, um so ihren letzten Blick auf ihn zu richten. Ihr Schwiegersohn hatte sie einen Augenblick das Zimmer verlassen sehen und kein Arg dabei gehabt; in unveränderter Haltung kam sie wieder herein; — so saßen sie beide, bis eine Veränderung in den Zügen Heyse erschreckte. Er denkt noch an eine Ohnmacht. Doch sie verliert das Bewußtsein, um nicht mehr zu erwachen.

Wäre diese ihre letzte Stunde auch die ihres Sohnes gewesen, und hätten wir die Beiden, die mit einander gelebt und geduldet hatten, mit einander begraben! — So einfach, so menschlich endete diese Tragödie nicht. Der Unglückliche, durch den langen, wachsenden Gebrauch dieser Schlafmittel gegen sie abgehärtet, sollte, gegen jede Erwartung, das Gift noch überwinden. Mit furchtbarem Entsetzen sahen seine Nächsten, wie gegen Abend das Leben in ihm sich rührt, während es in der bewußtlosen Mutter, mechanisch noch fortkämpfend, nach und nach erlischt. Man schafft ihn ins Krankenhaus, um ihm — der noch betäubt daliegt — einstweilen, wenn er erwacht, das Schicksal der Mutter zu verhehlen, ihm vorzuspiegeln, daß ein Nervenfieber, in das sie verfallen, die größte Ruhe in der eigenen Wohnung nötig mache. In der tiefen Nacht kommt er zu sich; doch noch immer schläft sein Gedächtnis, er weiß nicht, wer er ist, was er erlebt hat; der fremde, altertümliche Raum neckt seine Phantasie; mit wundersamer Neugier wartet er auf die Lö-

sung dieser Rätsel. Auch daß eine barmherzige Schwester hereintritt, daß er auf seine Frage hört, er sei im Krankenhaus, klärt ihn noch nicht auf, in welchem Jahrhundert und welches Ich er ist. Endlich fällt die letzte Wohlthat dieses Schleiers von ihm ab; er besinnt sich auf sein unglückliches Selbst. Er glaubt, seine Nächsten haben ihn hierher geschafft, um ihn mit Gewalt im Leben festzuhalten; er glaubt von aller Welt verurteilt und verlassen zu sein. Da er sich in wilder Verzweiflung zum Fenster hinausstürzen will, hält der Krankenwärter ihn fest. Aus kleinen zufälligen Zeichen, mit dem Scharfsinn des Herzens errät er bald, daß seine Mutter nicht krank, daß sie tot ist. Zwar weiß er nicht, daß sie sich selbst getötet; aber er sagt sich, daß er sie getötet hat. Er seine Mutter! Diese Mutter! Und er, er soll sie überleben!

Nein; sage mir — oder uns, seinem Bruder, Schwager, Freund, die wir ihn so wiederfanden, die wir alle fühlten wie er — sage uns der gemeine Lebenssinn der Menschen, was er will: diese Tote überleben konnte er nicht. Zwar — um kurz zu sein — nachdem er im Krankenhaus, dann in der eigenen Wohnung (in die wir ihn auf sein dringendes Verlangen zurückschafften) mit halber Kraft und unzulänglichen Mitteln noch zwei neue Fehlversuche, sich zu töten, gemacht hatte, trieb ihn gleichsam ein Aberglaube, daß er nicht sterben solle, noch einmal ins Leben zurück, und in meine Hand versprach er mir, sein Letztes zu versuchen, ob er sich ins Dasein finden könne. Seine wunderbare Genußkraft flackerte noch einmal, herzerschütternd, auf; seine zärtliche, in Dankbarkeit schwelgende Liebe zu uns, den Freunden seiner Jugend, die wir nun, wie sich von selbst verstand, nur für ihn lebten, — sein aufglühendes Herz täuschte ihm noch eine Möglichkeit vor, die es nicht für ihn gab. Doch er zeigte uns noch einmal alles, was wir an ihm verloren; er

zeigte uns den liebenswertesten Menschen, der noch am Abgrund des Todes, in tiefwühlendem Gram und in flüchtiger, genialer Heiterkeit, die duftendsten Blüten seiner Seele für uns pflückte. Nie wird in mir das Bild jener Tage verblassen, die ich nicht schildern kann, denen ähnliches wohl selten ein Mensch erlebt. Der Traum, daß er noch leben könne, war bald ausgeträumt. Der Schatten seiner Toten zog ihn sich nach. Nach einem letzten unglücklichen Versuch (mit den Scheren der Mutter), durch öffnen der Adern zu sterben, half er sich in der nächsten Nacht — vom 12. auf den 13. Dezember 1873 — in die schmerzlose Stille der Ewigkeit hinüber.

— Ich ende hier. Wer nicht mit ihm fühlt, für den habe ich nicht geschrieben; wer mit ihm fühlt, dem hab' ich nichts mehr zu sagen.

Ist dieses Bild eines edlen Kämpfers und Dulders dem Leser ans Herz gedrungen, so wende er sich dem sonnigeren Bilde zu, das dieser Dulder selbst in seinem „Fegefeuer" von sich aufgestellt, in dem er mit großem, thränenbefeuchtetem Humor sein Schicksal verklärt hat. Darin wüßte ich dieser Geschichte — so wenig in ihr die novellistische Form zu bedeuten hat — nichts in unsrer Litteratur zu vergleichen. Ihr Grundton erinnert hier und da an den „Onkel Benjamin" des Claude Tillier; ein Buch, das er mit Vorliebe wieder und wieder las, weil er sich ihm im Ernst und Scherz blutsverwandt fühlte. Aber zuletzt singt er doch sein eigenes, singt sein deutsches Lied; und daß es sein erstes und sein letztes war, wird ihn, denk' ich, seines Zweiges im deutschen „Dichterhain" nicht unwürdig machen.

Lebe fort, teurer Hans, in deinem goldnen Humor, deinem seelenvollen Gram; du, der du ein echter Mensch warst! Lebet fort, ihr geliebten Toten!





